Bibliothek
Edward Habich.

Man bittet, Bücher, welche dieser Privat-bibliothek entliehen worden sind, nicht länger als zwei Wochen zu behalten.

Gesammelte Schriften

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Neunter Band.

Kleinere Erzählungen.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Kleinere Erzählungen.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Billet an das Publikum.

Geneigtes Publikum!

Ein Buch ist ein Reisender, der sich in die Welt hinausbegibt und gewöhnlich mit einem Empfehlungsbriefe versehen ist, entweder in der Form einer Vorrede, worin der Autor schüchtern vortritt und bittet, man möge fürlieb nehmen, oder in der einer Nachschrift, mit welcher der Autor — sich empfiehlt. Ist das Buch sein eigener Empfehlungsbrief, so ist es wol das Allerbeste. In der leicht begreiflichen Besorgniß, daß dies hier nicht der Fall sein dürfte, beeilt man sich zu allererst ein kleines Billet einzuführen, welches der nachsichtigen Milde des Publikums dies kleine Buch aufs wärmste empfehlen soll, und zugleich dessen kleine

Verfasserin.

Inhalt.

I.

Axel und Anna,

oder

Briefwechsel zwischen zwei Stockwerken.

Axel an Anna.

Möge immerhin der Februarsturm an meinen Fenstern wüthen, sie zertrümmern, in mein Zimmer dringen, über mich und alles daselbst Befindliche seinen Eismantel ziehen; möge immerhin der Onkel donnern und fluchen, die Mägde zanken, der Hund heulen, der Papagai schreien, — in meinem Herzen ist Frühling, — die Welt ist ein Eden, die Menschen sind Engel, und ich bin selig. Anna liebt mich! O sage es mir noch einmal — ist es auch wirklich wahr, ist es möglich? — Anna, liebst Du mich?

Anna an Axel.

Ich war gestern auf einem Ball, ich tanzte, hörte Artigkeiten, — nichts machte mir Vergnügen. Warum? Axel war nicht da! Ist dies nicht Antwort auf Deine Frage, Axel?

Axel an Anna.

Mit einer Rose.

Nimm die Rose! — In ihr so mild
Sich Dein holdes Antlitz malet,
In der Rose Purpur strahlet
Auch der Liebe heitres Bild

Doch in ihr ich werde nie
Unsrer Liebe Sinnbild sehen:
Rosen welken und vergehen,
Unsre Liebe welket nie.

Schon seit Adam's Zeit sie sind
Voneinander unterschieden:
Rose stammet von hienieden,
Liebe ist des Himmels Kind.

Anna an Axel.

Die Rose steht im Wasser, Dein Gedicht ruht an meinem Herzen; und doch ist es nicht zufrieden. Was will es denn? Es sind heute fünf Tage, daß ich Dich nicht sah! Wenn Du Deinen Oheim überreden könntest, einen Besuch bei uns zu machen. — Aber ich weiß ja, daß ist unmöglich. — Darum still, still, Geist der Unruhe!

Axel an Anna.

O daß ich ein Erdbeben hervorbringen könnte, das beide Stockwerke zusammenbräche! Daß ich den Fußboden durchstampfen und jählings dort hinabkommen könnte, wo meine Gedanken und Gefühle beständig weilen! Dies, Anna, sind einfache Möglichkeiten gegen die Unmöglichkeit, den eigensinnigen Alten von dem Flecke zu bringen. Ich bin eben eine ganze Stunde dagestanden und habe gegen ihn argumentirt. Man muß mit der Welt leben, wäh-rend man in der Welt lebt. — „Nein!" — Onkel, Sie sehen etwas unwohl aus? — „Nein!" — Onkel, Sie müs-sen sich etwas zerstreuen. — „Nein!" — Mit muntern Nachbarn von Politik plaudern. — „Nein!" — Onkel, Sie werden zum Eremit. — „Nein!" — Lieber Onkel. — „Nein!" — Bestes Onkelchen. — „Nein und nein und nein!"

Nachdem ich diese Kette von Verneinungen, die unübersteiglicher ist als die der Alpen und Pyrenäen, betrachtet, habe ich mir selbst einige Fragen vorgelegt. Willst Du Dir vor Sehnsucht die Schwindsucht an den Hals holen? — „Nein!“ — Oder die Gelbsucht vor lauter Aerger? — „Nein!“ — Deines Onkels gehorsamer Neffe sein? — „Nein, wenigstens nicht in diesem Falle.“ — Willst Du Dich glücklich machen? — „Ja.“ — Anna sehen? — „Ja.“ — Jetzt gleich den Versuch wagen? — „Ja.“ — Hurrah!

Axel an Anna.

Ging nicht an. Verschlossene Thüren. Die Tante hat den Schnupfen, nimmt keinen Besuch an. Aber jetzt will und werd' ich Dich sehen. Ich weiß, was ich thue. Ich will gehen und mich auf die Straße Deinem Fenster gerade gegenüberstellen. Und kommst Du nicht ans Fenster, so stehe ich dort, bis ich versteinere.

Anna an Axel.

Jetzt im Regen? Das verbiete ich. Siehst Du nicht, daß es in Strömen vom Himmel niedergießt?

Axel an Anna.

Naß wie ein Meergott, aber glücklich wie — wie ich selbst — es gibt keinen Glücklichern —, sitze ich wieder auf meiner Stube und schreibe an Dich über einem dicken Stoß Papiere, die ich für den Onkel ins Reine schreiben soll. Aber ich bin jetzt mit allem zufrieden, —

ich habe Dich gesehen, — ich finde jetzt alles schön, sogar meines Onkels Stil. Wie reizend Du bist, Anna! Du hast wirklich mehr als irgendeine jene Aehnlichkeit mit der Kronprinzessin, ohne welche jetzt niemand hübsch sein kann. Sie hat große, himmlische blaue Augen. Deine sind zwar kleiner, aber ebenso himmlisch; sie hat zwar dunkelbraunes Haar, und Du hellbraunes, aber die Form des kleinen Kopfes, des bezaubernden kleinen Kopfes, ist durchaus dieselbe, und wenn ich nun an Dein Näschen denke, — wie das ihrige so fein, klein und reizend, — o ich kann in Ekstase gerathen!

Anna an Axel.

Aber ich bin nicht in Ekstase, ich bin nicht entzückt, — ich bin unzufrieden, ängstlich. Du hast Dich sicher erkältet, bekommst noch den Schnupfen — Katarrh — Fieber — stirbst vielleicht! Eine ganze Stunde in der Kälte und im Platzregen zu stehen! — Axel, ich kann Dir nicht verzeihen!

Axel an Anna.

Wir kommen heute gegen Abend zu Euch auf Besuch, — wir kommen auf Besuch, mein allertheuerster Oheim und sein allergehorsamster Neffe. Gott segne den Alten für seinen himmlischen Einfall! Sorge nur vor allen Dingen, daß die Thür zum Vorsaal nicht verschlossen ist, und daß wir unbemerkt soweit hereinkommen können, daß man uns nicht wohl mit der ewigen Unwahrheit entgegenkommen kann: „Die Herrschaft ist nicht zu Hause.“

Schnupfen, Katarrh! Ja, ich niese und huste, — aber nur aus Ungeduld; Fieber habe ich, — aber es ist ein Freudenfieber.

Axel an Anna.

Sterben könnt' ich vor Aerger. Kam nicht Herr P., der ewige, unausstehliche Herr P., zur Thür herein, gerade als wir durch dieselbe gehen wollten? Der Onkel kehrt um, ich knirsche mit den Zähnen. Herr P. setzt sich, ich balle die Faust. „Wir wollten gerade", hub ich an — Gott weiß, in welchem Tone —, „auf Besuch gehen, wir müssen..." — „Wir müssen ihn aus dem Sinn schlagen", fiel der Onkel seinem Neffen in die Rede, „es kann ein andermal geschehen." Ein andermal! Ich schlug die Thür mit einer solchen Gewalt zu, daß Herr P. von seinem Stuhl hoch aufflog. O, uff!

Anna an Axel.

Recept zu einem Mittel wider Katarrh und Fieber.

Trinke drei Gläser kaltes Wasser nacheinander, Notabene nur eins jede Viertelstunde. Gehe dazwischen im Zimmer dreimal auf und nieder, Notabene nur ein Schritt wird in der Minute gemacht, und bei jedem Schritt wiederhole:

Sei fromm und gut,
Hab' hübsch Geduld.

Axel an Anna.

Schlechte Cur. Hilft nichts. Ich habe mir selbst eine ausgedacht. Schicke mir eine Haarlocke. O Anna, nur eine einzige von den Hunderten, die Du hast, nur eine — eine einzige! Ich werde sie an meinen Mund, an meine Stirn, an meine Augen, an mein Herz legen.

O verweigere sie mir nicht! Ich werde sonst gewiß recht ernstlich krank. Eine Haarlocke, gute Anna, eine einzige!

Axel an Anna.

Eine Stunde später.

Eine Locke! Kannst Du wol so grausam sein und sie mir verweigern? Siehe, ich liege auf den Knien und bitte darum.

Axel an Anna.

Eine halbe Stunde später.

Eine Locke, eine Locke, eine Locke!

Axel an Anna.

Eine Viertelstunde später.

Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, daß ich so beschwerlich falle. Dieses mal soll gewiß das letzte sein, wenn nicht — — Bekomme ich eine Locke oder nicht?

Anna an Axel.

Hier hast Du sie, böser, ungeduldiger Mensch! Ich füge ein kleines Bruchstück einer Unterhaltung bei, welche an diesem Abend zwischen mir und meiner Tante bei zwei schläfrigen, blassen Lichtflammen gehalten wurde.

Tante.

Die Männer sind Tyrannen.

Ich.

Ja, freilich sind sie das.

Tante.

Despoten, die mit Schmeichelreden oder mit Gewalt ihren Willen durchsetzen.

Ich.

Ja, ja, so ist es leider.

Tante.

Heirathe nie, mein Kind.

Ich.

Nein, Gott behüte, liebe Tante.

Schlaf wohl, Axel.

Axel an Anna.

Befiehl mir, Anna, sechs Stunden im Platzregen gerade unter Deinem Fenster zu stehen; befiehl mir, sechs Meilen nach einer Blume zu gehen, die Du haben willst; befiehl mir, vierzehn Tage vor Dir auf den Knien zu liegen; befiehl mir, daß ich mir das ganze Haar abscheren lasse, um damit Dein Kopfkissen zu stopfen; befiehl mir, auf dem nächsten Ball nach dem Herzenswalzer mit dem aufgetakelten Kriegsschiff, der dürren Madam N., achtmal hintereinander um den ganzen Saal zu tanzen; befiehl, schöne Tyrannin, — ich gehorche. Befiehl mir vor allen Dingen, daß ich alle Abende hinabkomme und Deine Lichter putze. Ihre matten Flammen scheinen einen verdunkelnden Einfluß auf das sonst so klare Licht Deines Verstandes zu üben.

Anna an Axel.

Ich befehle Dir, heute zwischen 12 und 1 Uhr in der Hausthür zu stehen oder vor dem Hause auf- und ab-

zugehen. Du kannst uns dann grüßen und meinen schönen neuen Hut sehen, der, wie mein Vetter, Lieutenant Emil Papperto, mir versichert hat, mir vortrefflich steht.

Axel an Anna.

Der Hut steht Dir schlecht. Der Kopf ist zu groß, der Schirm ist zu klein. Dein Gesicht sah darin so groß und rund aus wie ein Vollmond. Ich bitte Dich, mache dem Lieutenant Papperto ein Geschenk mit dem Hut, und laß ihn für seinen guten Geschmack sich dessen selbst bedienen.

Wenn Du diesen Nachmittag ans Fenster treten willst, so wirst Du mich auf meinem neuen Pferde, meinem schönen Hercules, den ich gestern von meinem Oheim zum Geschenk erhielt, vorbeireiten sehen. Ich bin mit dem Pferd sehr zufrieden, denn die fünf reizenden Fräulein Mulliton schwuren darauf — als ich ihnen dieser Tage meine Aufwartung machte —, noch niemals ein so hübsches Thier gesehen zu haben.

Anna an Axel.

Wenn die Schönheit eines Pferdes darin besteht, daß es dicke Beine, einen dicken Hals, einen großen Kopf, große Ohren hat und wie eine Kuh galopirt, so ist Hercules gewiß ungewöhnlich, ganz ungewöhnlich schön. Wenn mein Rath befolgt werden sollte, so würde ich Herrn Axel W. bitten, den fünf reizenden Fräulein Mulliton ein Geschenk mit dem Pferd zu machen und sie für ihren guten Geschmack sich dessen selbst bedienen zu lassen.

Axel an Anna.

Wenn Fräulein Anna L. etwas sanfter und weniger beißend wäre, so würde ihr dies weit besser stehen.

Anna an Axel.

Wenn Herr Axel W. eine Treppe tiefer eine Visite abzustatten gedenkt, so muß ich ihn hierdurch benachrichtigen, daß die Herrschaft nicht zu Hause ist.

Axel an Anna.

Wenn Fräulein Anna L. glaubt, daß Herr Axel W. so etwas im Sinn gehabt hat, so muß ich sie hierdurch benachrichtigen, daß sie sich geirrt hat.

Axel an Anna.

Zwei Tage später.

Anna's Namenstag! Ich bin heute in aller Frühe sechs Meilen geritten, um aus des Barons N. Treibhaus diesen Blumenstrauß zu holen, den Anna, wie ich hoffen will, nicht so grausam sein wird zu verschmähen.

Axel an Anna.

Ich hoffe, daß Du den Strauß erhalten hast. Er war zwar nicht besonders schön, aber in dieser Jahreszeit sind Blumen schwer zu haben.

Axel an Anna.

Ich habe drei Nächte kein Auge zugethan. Ich glaube wirklich, das Thier, der Hercules, den ich einige Tage geritten habe, stößt zu sehr. Ich habe heute mit Franz Kunninger gesprochen, und er wird mir die Creatur vom Halse schaffen, obgleich vielleicht nur für die Hälfte der Summe, die es gekostet hat. Aber darnach frage ich nicht, wenn ich es nur los werde.

Axel an Anna.

Anna!!!

Anna an Axel.

Axel!! Ich habe meinen neuen Hut ins Feuer geworfen. Ich glaube, die Tante würde heute Abend Besuch annehmen, wenn jemand käme, das heißt wenn irgendein alter Herr käme; junge mag sie nicht leiden. Ich bin jedoch der Meinung, daß ein gewisser junger Herr, der sich hinter dem Rücken eines alten einschliche, keinen schlechten Effect machen würde.

Axel an Anna.

Mein Engelsmädchen, welch glückliches Zusammentreffen von Umständen! Deine Tante nimmt heute Abend Visiten an, und mein vortrefflicher Onkel will heute Abend eine Visite machen. Er bürstet sich den Staub ab mit einem Eifer, für den ich ihn küssen könnte.

Er hat sich durchaus vorgenommen, die Bekanntschaft solle heute anfangen, weil er gemerkt hat, daß sein Be-

dienter der Hausmagd Deiner Tante den Hof macht, und dem, sagt er, will er ein Ende machen.

Ich habe dem Alten verschiedene Verhaltungsregeln gegeben. Ich habe ihm gesagt, jetzt küßten die Herren den Damen die Hand. Er erwiderte, das wäre eine dumme Mode; ich finde sie voll Geist. O Anna, ich kann also noch einmal Deine Hand küssen, — Deine Hand, — o Wonne!

Kommt jetzt ein Herr P., so schlage ich ihn todt.

Axel an Anna.

Millionen Jahre wollte ich für einen Abend wie den gestrigen geben.

Anna, Du sahst wie ein Engel aus in Deinem lockigen Haar und Deinem weißen Kleid; und ein Engel, ein guter, anbetungswürdiger Engel warst Du mir, machtest mich zu dem glücklichsten der Wesen, welche irdische Luft athmen. Wie ich glücklich bin, und wie glücklich mußt Du sein, die Du mich so glücklich gemacht hast! O guter Gott, welche Himmelsminuten hat man nicht auf dieser Erde, der man so viel Schlechtes nachredet! Mein Onkel und Deine Tante ließen es sich wol nicht träumen, daß, während sie auf dem Sofa beim Lampenschein dahin arbeiteten, eine Verlobung aufzulösen, wir beim Zwielicht am Fenster eine andere schlossen. Ich bin wie ein anderer Mensch, seit ich Deinen Ring an meinem Finger fühle. Anna mein! Meine Anna! O welch ein gutes und edles Wesen muß ich jetzt werden!

Axel an Anna.

Wie klar der Himmel ist, wie frisch die Luft! Ich mußte frische Luft schöpfen, meine Glückseligkeit beengte

mich. Ich ging aus, tanzte beinahe durch die Stadt, sang laut, machte, daß alle Menschen mich angafften, und hatte Lust, jedermann zu umarmen. In meiner Brust ist eine Glückseligkeit, die eine halbe Welt beglücken könnte. Anna, wie liebe ich Dich!

Anna an Axel.

Auch ich bin unaussprechlich glücklich. Die Männer lieben wol heftiger, ob aber besser, ob treuer? — Axel, das werden wir vielleicht noch an uns selbst erfahren. Auch ich fühle mich besser und edler. Ich will gut, mild, wahr, mit Einem Wort ein wirklich liebenswürdiges Weib werden, um Axel glücklich zu machen. Daran denke ich jetzt, wo ich auch gehe, stehe, sitze, ob ich nähe, spiele, singe oder lese; und das macht, daß nichts recht und zu rechter Zeit gethan wird. „Was fehlt Dir, Mädchen?" fragte neulich meine Tante; „ich glaube, Du hast Fieber, Deine Augen glänzen so — fühlst Du Kopfweh?" — „Ich fühle eher etwas ums Herz", antwortete ich. Sogleich mußte ich eine gute Dosis Hoffmannstropfen einnehmen. — Du lachst? Ich auch.

Axel an Anna.

„Was geht mit Dir vor, Junge, weshalb bist Du so zerstreut?" fragte mich gestern mein guter Oheim. „Willst Du so schreiben? Das Papier verkehrt, die Feder verkehrt? Junge, ich glaube, Du bist selbst ganz verkehrt!" — „Ach, Onkel, — sind Sie jemals verliebt gewesen?" — „Verliebt, Junge? Ja, aber da gedachte ich auch zu heirathen." — „Ja, das gedenke ich auch zu thun." — „Auch zu thun? Wenn man nichts zu leben hat? Ist je so etwas erhört worden? Laß einmal sehen; Du bekommst

monatlich 36 Schilling von mir: davon brauchst Du 12 Schilling, um Hochzeit zu machen; 12 Schilling, um Dir einen Haushalt einzurichten; da bleiben Dir noch 12 Schilling und Gottes Barmherzigkeit, um für den Rest Deines Lebens davon zu zehren. Na, ich gratulire. Sonnenschein zum Mittagessen und Mondschein zum Abendbrot, sieh', da wird man fett davon!"

Fatal, wenn Leute, denen die Natur jegliches Urtheil versagt hat, witzig sein wollen! Fatal, daß es ihm gerade einfällt, von seinen 36 Schillingen zu reden.

Anna an Axel.

Sahst Du die arme Frau mit den Kindern auf der Straße dort gerade gegenüber? Wie elend sie waren! Ich kann ihnen nicht helfen, ich habe jetzt nichts; aber Du?

Axel an Anna.

Gerade jetzt erhielt ich das Geld für den Hercules, und mehr als ich glaubte. Wozu brauche ich ein Reitpferd? Ich kann ja gehen! Ich eile!

Axel an Anna.

Einen Tag später.

Ihnen ist geholfen, nicht nur für den Augenblick, sondern, hoffe ich, für immer. Sie haben Wohnung, Kleider, Nahrung, Arbeit; sie können und wollen arbeiten. Von ihrer Freude rede ich nicht; sie ward durch das Uebermaß der Trauer ähnlich. Ich bat sie, Dich zu segnen. Ich bin recht innerlich glücklich!

Anna an Axel.

Ein Korb voll Blumen und Früchte, und zu unterst fünf Reihen schottische Perlen ward mir heute Morgen durch ein kleines unbekanntes Mädchen überbracht. Von wem? Sie wußte es nicht, sie hatte nur den Befehl erhalten, ihn an mich abzugeben. Axel, es ist von Dir, das weiß ich. Axel, Axel, solche Geschenke von Dir, der so wenig für Dich selbst hat! Ich kann sie nicht annehmen.

Axel an Anna.

Wenn Du mir ein Gallenfieber verursachen willst, so sagst Du Nein. Gute Anna, daß Du diese Kleinigkeit annimmst, ist meine Belohnung — meine, hörst Du? — und zwar dafür, daß ich, mehr einem Geist als einem Menschen ähnlich, den ganzen Tag umherlief — nur aus lauter Menschenliebe —, ohne auch nur einen Bissen so groß wie ein Stecknadelkopf zu genießen, und zu guter letzt noch zum Souper eine tüchtige Gardinenpredigt von meinem Oheim mitanhören mußte.

Wegen meiner Finanzen sei ganz ruhig. Und das Geld für Hercules, — sollte das etwa unbenutzt liegen bleiben? Ich habe übrig. Ich kann mich einrichten, meine Gnädige!

Anna an Axel.

Um Dich vor einem Gallenfieber zu bewahren, werde ich wol dieses mal Deine Geschenke annehmen. Aber mache mir keine mehr, ich bitte Dich darum, wenigstens sobald nicht wieder.

Axel an Anna.

Wann wird denn die Zeit, die selige Zeit kommen, wo ich das Recht haben werde, Dir alles zu schenken, und Du nicht mehr das Recht hast, es abzulehnen? Wann wird die Zeit kommen, wo ich nicht mehr die Feder als Dolmetscherin meiner Gefühle zu benutzen brauche? Wann werde ich mit Dir reden, wann Dich sehen dürfen?

Das ist für mich der Gordische Knoten, den ich vergebens zu lösen strebe. Ich habe die größte Lust, es wie Alexander zu machen und ihn durch eine Entführung mit einem mal zu durchhauen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen habe ich die Unmöglichkeit eingesehen, auf eine gewöhnliche und natürliche Weise zu Dir zu kommen. Jetzt habe ich die verzweifeltsten Anschläge im Kopf. Du hast wol von dem erfindungsreichen Mann reden hören, der, um seine Geliebte umarmen zu können, ihr Haus in Brand steckte. Was denkst Du von ihm?

Anna an Axel.

Daß er ein Mordbrenner war, ist und bleibt; und vor einem solchen hege ich den größten Abscheu.

Axel an Anna.

Eine Leiter an ein Fenster setzen, und auf den Flügeln der Liebe hinauf- und hereinschweben, ist und sieht vertrackt diebsmäßig aus; — aber, Anna, in einem Luftballon seinen Besuch machen, ist, glaube ich, seit der Zeit jenes Türken nicht dagewesen, welcher der persischen Sage zufolge unter Mohammed's Namen seine Schöne so besuchte. Eine Unmöglichkeit wäre es nicht, und ich

sehe Möglichkeiten in allem, außer darin, länger zu leben, ohne Dich zu sehen.

Anna an Axel.

Für alle heidnischen Besucher, sie mögen nun auf Leitern oder im Luftballon hereinkommen, bin ich nicht zu Hause. Ich erkläre, daß ich einen solchen nicht kennen, viel weniger lieben will.

Axel an Anna.

Warum zeigst Du Dich niemals am Fenster? Warum gehst Du niemals aus? Warum wird niemals Besuch angenommen? Warum sperrst Du Dich so eigensinnig und ewig ein? Geschieht es meinethalben?

Anna an Axel.

Bester Axel, meine Tante ist sehr krank, das weißt Du, ich darf sie keinen Augenblick verlassen; mit genauer Noth schleiche ich mich davon, um an Dich zu schreiben und Dich um Gottes willen zu bitten, weder unser Haus anzustecken, noch meine Fenster einzuschlagen. Glaubst Du, daß mir zwischen Tropfenflaschen und Recepten besonders wohl zu Muthe wird? — Aber das Einzige, was ich thun kann, das Einzige auch, was Du thun mußt, ist: ruhig zu sein und die Zeit abzuwarten.

Axel an Anna.

Ruhig zu sein! Das hättest Du ebenso gut dem Sturm sagen können, der eben tobt, daß das ganze Haus

zittert; ich könnte wünschen, daß er es umwürfe, wenn er mit einem Hauch vom Geist der Liebe Dich in meine Arme werfen wollte. — Anna, Du darfst das nicht so genau nehmen, was ich jetzt sage, — ich liege mit dem Schicksal in Fehde und will es zum Weichen bringen, es koste, was es wolle.

Axel an Anna.

Die Menschen haben ja keine Leoparden- oder Tigerherzen in der Brust, meine Anna! Glaubst Du nicht, daß, wenn wir unsern Verwandten unsere Liebe entdeckten, sie uns erlauben würden, einander dann und wann zu sehen? Anna, Du bist meine Sonne, meiner Augen Licht. Wenn Du Dich länger verbirgst, so ist alles stockfinster rings um mich her.

Wollen wir den Versuch wagen? Wir haben so wenig dabei zu verlieren, so viel zu gewinnen. Sage Ja!

Anna an Axel.

Du hast recht, Axel; wir müssen den Versuch wagen. Rede Du zuerst mit Deinem Oheim, und wenn ich erfahren habe, was er gesagt hat, so werde ich bessern Muth haben, mich meiner Tante zu entdecken. Sie ist jetzt etwas besser.

Axel an Anna.

„Rede Du mit Deinem Oheim." Das ist ungemein leicht gesagt, — aber gethan, ach, das ist etwas ganz anderes. Weißt Du, mein Onkel ist ein Mann, der einen ganz eigenen Humor hat, und besonders recht eigene

Augen. Mit diesen kann er jemand fixiren, daß dem Armen das Wort in alle Ewigkeit in der Kehle stecken bleibt, der gerade im Begriff ist, ihm etwas zu sagen, das ihm nicht gefällt; und dann erhebt sich ein Unwetter, das gewiß mit keinem in Schweden, sondern nur mit den Orkanen, die auf den westindischen Inseln wüthen, verglichen werden kann. Indessen werde ich mir einen Pelz aus Hiob's Geduld und Salomo's Weisheit nähen und den Versuch wagen.

Anna an Axel.

Nein, nein, behüte! Wenn Du glaubst, daß es ihm so misfallen würde, und Du nicht den Muth hast, so ist es am besten — wir schlagen uns den ganzen Versuch aus dem Sinn.

Axel an Anna.

Auch ganz leicht gesagt. Aber ehe ich einen einmal gefaßten Beschluß aufgebe, mögen Orkane, zehnmal wüthender als der, dem ich jetzt trotzen will, mich in tausend Stücke zertrümmern und diese nach allen Weltgegenden wehen. Lebe wohl, ich bin jetzt zum Streit gerüstet und — gehe!

Anna an Axel.

Warte, Axel, warte! Ach, mein lieber Freund, ich fürchte, es ist ein übereilter Schritt. Sie können durchaus nicht einwilligen. Wir sind ja beide überdies noch so jung.

Axel an Anna.

Ich gehe in mein zweiundzwanzigstes Jahr, schon im Herbst war ich einundzwanzig, bin also mündig. Du bist schon volle siebzehn.

Anna an Axel.

Das ist wahr — und vielleicht sind wir alt genug. Aber ach, Axel, dies ist das Geringste. Ich sehe tausend Unmöglichkeiten vor uns. Unsere Verwandten können zu einer Verbindung zwischen uns ihre Einwilligung durchaus nicht geben. Wir haben ja nichts, mein Freund! Du hast keine Stelle, kein Geld; ich bin ebenfalls ohne alles Vermögen. Es wäre — es ist ja thöricht, unter so bewandten Umständen sich heirathen zu wollen. Laß uns warten, mein Freund, und uns wohl bedenken, ehe wir einen Schritt wagen, der, wie ich jetzt zu fürchten anfange, uns für immer trennen könnte.

Axel an Anna.

Ich werde mir bald eine Stelle schaffen.

Anna an Axel.

Warte also bis dahin.

Axel an Anna.

Wie Du befiehlst. Ich muß Deine Geduld, Deine Vorsicht bewundern.

Anna an Axel.

Du bist doch nicht böse?

Axel an Anna.

Ja.

Anna an Axel.

Warum, bester Axel, warum?

Axel an Anna.

Ah, Läpperei!

Anna an Axel.

Axel, Du thust mir wircklich sehr weh.

Axel an Anna.

Halten Sie sich nicht damit auf, Fräulein, bedeutungslose Zeilen zu schreiben. Lieutenant Papperto könnte ungeduldig werden. Ich sah ihn vor länger als einer halben Stunde zu Ihnen hinaufgehen.

Anna an Axel.

Wenn Lieutenant Emil Papperto bei meiner Tante einen Besuch macht und sie ihn annehmen will, so kann

ich ihn doch nicht hinausweisen. Mein guter Axel, sei Du ruhig!

Axel an Anna.

Ach was! Sei Du ruhig! Ich erschieße mich nicht, auch ersäufe, erhänge, vergifte ich mich nicht. O, ich bin ruhig, — ruhig und gelassen, wie Du. Ich denke nur darüber nach, welche Weste, ob eine rothe oder eine grüne, zur Physiognomie eines glücklichen Freiers am besten passen würde. Ich gebe zu, daß die Natur mir nicht ein roth und weißes Porzellangesicht wie das des Lieutenant Papperto geschenkt hat, und die Damen, denen ein solches gefällt, müssen ein braunes und strenges weniger hübsch finden. Aber es gibt deren, die zum Glück ein Gesicht der letztern Art recht wohl leiden können. Ich will jetzt zu Mullitons gehen; Betty Mulliton ist wirklich ein allerliebstes Mädchen.

Anna an Axel.

Ich gratulire. Wenn Du Dich in Bezug auf die Weste noch nicht entschieden hast, so bitte ich, Dich der in beifolgendem Packet enthaltenen zu bedienen, welche ich für Dich gestickt, oder vielmehr für Dich gekauft habe, denn jeder Stich kostet eine Secunde meiner Nachtruhe. Ich glaube, daß sie einem braunen und strengen Gesicht recht wohl stehen wird. Meinen Gruß an Betty Mulliton!

Anna an Axel.

Um Gottes willen, Axel, was ist geschehen? Man hat Dir zu Ader gelassen! Du bist krank! Ich bin es

fast auch vor Unruhe. Axel, Axel, wie wild und unvernünftig Du bist!

Axel an Anna.

Bei etwas kälterm Blut und etwas ruhigerm Sinn, eile ich, Dir ein Wort zu sagen, welches man in meiner Kindheit vergebens durch Schläge meinen Lippen zu entwinden suchte; ein Wort, dem auszuweichen ich mich in spätern Zeiten duellirt habe, und welches zu Deinen Füßen, meine Anna, Engel an Güte und Geduld, auszusprechen ich jetzt mich sehne —: Verzeihe, o verzeihe!

Anna an Axel.

Der Doctor, höre ich, hat Dir das Reden verboten und Dir einige Tage Stillschweigen und Ruhe verordnet. Sei gehorsam, mein bester Axel, und zeige dadurch, daß Du mich lieb hast.

Denke auch nicht an etwas Unangenehmes. Ich mache mich zu Deiner unsichtbaren Krankenwärterin; ich komme und setzte mich an Dein Bett in meinem weißen Kleid und mit meinen hellen Locken, wie ich Dir neulich so wohl gefiel. Ansehen darfst Du mich nicht, ich ziehe die grünen Gardinen vor. Du mußt schlafen, und da will ich Dir ein kleines Wiegenlied vorsingen. Höre — oder vielmehr höre nicht, sondern schlafe!

„Junger Axel ist mir werth“,
Anna sang und seufzte lange,
Denn sie dachte, welche bange
Eifersucht ihn schier verzehrt.

Wenn als Bräutigam er kann
Schon so hart und streng verfahren,
Wie wird sich's zusammenpaaren,
Sind wir erst 'mal Frau und Mann?

Woll'n wir sprechen Stund' für Stund':
„Böser Axel!" — „Falsche Anna!"
Ach, zwischen Axel dann und Anna
Welch' beneidenswerther Bund!

Axel, lieb bist Du mir sehr;
Doch soll'n wir so traurig leben,
Unsern Bund gleich aufzuheben,
Dann gewiß das Beste wär'.

Axel an Anna.

Axel hörte Anna's Sang,
Wollt' die Harmonie nicht stören.
Zwar das Lied war gut zu hören,
Doch es war ein wenig lang.

Und so sang er: „Soll ich gut,
Soll ich ruhig immer bleiben,
Wolle niemals Scherze treiben
Mit meines Herzens Liebesglut.

Und wer kann wol außer Dir
Mich von Eifersucht befreien,
Selige Ruh' mir stets verleihen?
Anna, werde Gattin mir!"

Anna an Axel.

Anna hörte Axel's Sang,
Der ihr recht verwegen klang;
Wie es kaum sich läßt beschreiben,
Werd' auch die Antwort schuldig bleiben.

Axel an Anna.

Nicht so, gute Anna; nicht so, sondern folgendermaßen:

Annen jener Rath gefiel,
Nahm ihn als vernünftig an,
Ward gute Frau dem guten Mann
Und gewann dabei recht viel.

Anna an Axel.

Na, wie Du willst. Kranken darf man nicht widersprechen. Nimm dann und wann ein Löffelchen von diesem Apfelgelée, das ich für Dich bereitet habe und Dir schicke. Es wird Dir wohl thun.

Axel an Anna.

Anna, ich bin melancholisch. Die Vögel zwitschern draußen vor meinem Fenster und bauen sich Nester unter dem Dache. Ich muß im Bett liegen, — mein einziges Vergnügen ist, dem Doctor Grobheiten zu sagen und seine Medicinflaschen zu zerschlagen, die keine Heilkraft in sich haben.

Anna an Axel.

Vergnüge Dich lieber damit, dies kleine Buch, das ich Dir schicke, zu lesen; es steht viel Gutes und Wahres darin. Oft wenn ich niedergeschlagen und in einer Stimmung war, daß ich alles schwarz sah, wenn alle Saiten meiner Seele in Disharmonie gerathen waren, hat das Lesen eines guten Buches sie wieder gestimmt, und bei ihrer lieblich klingenden Harmonie habe ich gedacht:

Bald die Wellen sinken, bald sie steigen
Unterm Kahne auf des Lebens Flut,
Laßt uns trüben Kleinmuth nimmer zeigen
Laßt uns hoffen! Gott ist weis' und gut.

Wenn zuweilen auch die Windsbraut heulet,
Finstre Nacht in Schrecken alles hüllt, —
Einen Wink nur — und der Sturm enteilet,
Klarer Himmel lächelt still und mild.

Und vom grünen, blumenreichen Strande
Winkt's dem Segler auf der stillen Flut.
Dankerfüllt er steuert hin zum Lande,
Fröhlich spricht er: „Gott ist weis' und gut!"

Axel an Anna.

Das ist er, das ist er, und Du bist ein Engel, Anna! Aber der Geist der Schwermuth hat sich nun einmal heute meines Körpers wie meiner Seele bemächtigt. Ich denke, oder vielmehr ich grüble jetzt zu viel, um lesen zu können. Ein fatales Gemisch von dunkeln, schwarzen Vorstellungen umgibt mich in meiner Einsamkeit, gleich Gespenstern, die dem schwarzen Tartarus entstiegen sind. Was wird aus Dir werden, Anna, bei dieser geizigen und harten Tante, die ihre Thüren jungen, anständigen Männern nicht öffnen will? Sollst Du jahraus jahrein bei ihr sitzen, wie sie eintrocknen, triefäugig werden wie sie — was nicht zu verwundern wäre, da Du niemand anderes siehst als sie — und von ihrem Husten angesteckt werden? Was soll aus mir werden bei diesem Oheim, der mich seine Denkwürdigkeiten und Gedanken ins Reine schreiben läßt, bis daß meine ganz unklar werden? Was, sage mir, was?

Anna an Axel.

Möge aus uns werden, was da wolle, nur keine unwürdigen, undankbaren Geschöpfe. Axel, Du darfst nie wieder in diesem Ton von meiner Tante reden. Sie hat ihre weniger guten Eigenschaften, aber sie hat auch ihre guten, und meint es überdies so gut mit mir, das weiß ich. Ehe ich die Gebrechen ihres Alters lächerlich machte, wollte ich sie lieber selbst haben. Dein Oheim hat Dir, Axel, wie Du mir selbst gesagt hast, viel Gutes erzeigt.

Axel an Anna.

O sie sind beide ohne Zweifel Engel, wahre Engel des Lichts, die uns aber im Stockfinstern sitzen lassen. Ich bin krank und verstimmt.

Anna an Axel.

Ich bin heute so froh. Ich habe so gute Hoffnungen! Woher und wie so? Höre! Ich war gestern in der Kirche. Die Luft war kalt, der Wind tobte. Die Tante wollte mich nicht gehen lassen. Ich bat und bat, bis sich das „Nein mein liebes Kind!“ in ein „Na, so geh' denn, du eigensinniges Ding!“ verwandelte, welches meinen Ohren recht harmonisch klang.

Für wen ich in der Kirche recht innig betete, wirst Du wol errathen können. Ich betete so aus innerstem Herzen, so zuversichtlich, wie je ein Kind einen allgütigen Vater anflehen kann. Als ich in tiefer Andacht mich zugleich mit der Gemeinde erhob, um das himmlische Halleluja zu singen, brach ein Sonnenstrahl klar und wunderbar durch das Kirchenfenster und erleuchtete Westin's *) herrliches Altargemälde. Die Engel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die um das Grab des Auferstandenen knien, standen auf einmal so lebendig, so überirdisch wahr da, daß es schien, als öffneten sie die Lippen und stimmten in unsern Lobgesang ein. In meinem Herzen stieg mächtig und lieblich die innige Ueberzeugung auf: alles wird noch gut werden! Und mit unbeschreiblicher Rührung beugte ich mich, um für uns beide den feierlichen Segen zu empfangen. Axel, alles wird noch gut werden!

---

*) Westin, ein ausgezeichneter, noch jetzt lebender, schwedischer Maler. Anmerk. d. Uebers.

Axel an Anna.

Um deinetwillen, meine Anna, holder Engel, und durch Dich werde ich gesegnet werden.

Auch ich habe heute in meiner Seele nur frohe Gefühle, liebliche Hoffnungen, alte, gute, mir herzlich willkommene Bekannte. Ich war auf und saß am Fenster, ich habe von Deinem vortrefflichen Apfelgelée gekostet und gesehen, wie die klare Märzsonne den Eisthau schmolz, den die kalte Nacht auf das kupferne Dach unsers Nachbars gelegt hatte. Dabei philosophirte ich ungefähr so: Wie das Licht und die Wärme des Himmels den Eisschleier der Nacht verschwinden lassen, so werden auch von dorther die Strahlen eines bessern Glücks den nächtigen Frostnebel, der die Perspective unserer Glückseligkeit trübt, durchbrechen. Ich sah so lange und so ahnungsvoll der Thätigkeit der Sonne zu, bis ich zuletzt in einer der Figuren, welche die siegreich eindringenden Strahlen der Sonne in dem widerstrebenden Eise bildeten, deutlich die Bucht und Form meiner eigenen Nase zu sehen wähnte. Etwas weiter hin, dicht am Schornsteinrande, erkannte ich mit Entzücken die Bildung Deiner weißen, sanft gerundeten Stirn wieder, die sich schüchtern den Küssen der Sonne entziehen zu wollen schien. O Anna, ich muß Dir nächstens zeigen, wie lieblich das aussah; ich werde die Sonne vorstellen.

Anna an Axel.

Ich versichere Dir, daß ich gar nicht neugierig bin. Du bist also wieder auf! — Wie ich mich darüber freue! Heute mag mir noch so Unangenehmes begegnen — wenn es nur Dich nicht betrifft — ich werde dazu lachen.

Axel an Anna.

Ha, ha, ha, ha! Weißt Du, worüber ich lache? Ueber mich selbst, mein Engel. Ich habe so gute Hoffnungen und Ahnungen, daß ich es ganz natürlich finden würde, wenn jetzt plötzlich ein guter Freund hereinträte und zu mir sagte: „Axel, Du bist ein steinreicher Mann geworden.“ Ich glaube auch, es würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn plötzlich durch die Fenster kleine Liebesgötter hereinsegelten, welche einem armen Verliebten Talismane brächten, durch die er über alle Gaben des Glücks gebieten könnte; auch würde ich den Mund nicht sehr aufsperren, wenn plötzlich die Decke meines Zimmers sich öffnete, um einen Goldregen hereinströmen zu lassen; alles scheint mir heut möglich, nichts würde mich überraschen. Ich habe zur Bewillkommnung meiner Besucher Thür und Fenster geöffnet, und während ich lächelnd in der Stube auf- und abwandle, werfe ich dann und wann einen fragenden Blick zur Decke empor.

Axel an Anna.

Verd . . . Zug! Bitte um Verzeihung, aber ich bin sehr übler Laune. Ich habe Thür und Fenster zumachen müssen, — ward starr und steif an allen Gliedern vor Kälte und Zug. Niemand kam. Und anstatt meinen Blick zur Decke zu erheben, habe ich den Fußboden genau gemustert, sodaß ich nach genauer Prüfung Dir versichern kann, daß, der ihn gelegt hat, ein Erzpfuscher gewesen sein muß; denn keine Diele ist der andern an Höhe oder Breite gleich. Ich muß jetzt ausgehen und frische Luft schöpfen. Ich bin gesund, will gesund sein. Onkel und Doctor mögen sagen, was sie wollen.

Axel an Anna.

Anna, Anna! Meine Anna, meine Anna! Gute Anna, vortreffliche Anna, Engels-Anna! Anna, meine Anna, meine Braut, mein Weib, singe, springe, jauchze, Victoria!

Anna an Axel.

Axel, Axel, unbegreiflicher Axel! Was ist mit Dir? Was ist vorgefallen?

Axel an Anna.

Ich habe eine Stelle, ich habe eine Stelle!! Er kam, der vortreffliche Freund, der Engel vom Himmel durch die Thür herein. Ich hätte ihn fast umgestoßen, als ich hinausgehen wollte. O welch ein Freund! Er ist es, der mir die Stelle, die ihm angeboten gewesen, und den damit verbundenen Gehalt abtritt, weil er dessen nicht bedarf. Er ist reich. Er hat auch mich reich gemacht. O zeige mir jetzt einen Sterblichen, der glücklicher wäre als ich; einen Liebenden, dessen — indeß, vielleicht doch — wenn er schon verheirathet wäre. Aber auch das werde ich in kurzem werden — wenn Du willst, meine Anna! — Anna!

Anna an Axel.

Guter Axel, ist es möglich? Ist es wirklich wahr? Kaum kann ich es glauben, fassen kann ich es nicht. Axel, mein theuerer Freund, werden wir wirklich glücklich werden?

Axel an Anna.

Wir werden es. Mein ganzes Leben soll Deinem Glück geweiht sein, und Dein Glück wird immer, so wie es jetzt ist — das meinige sein. Wir können nun, wann es uns beliebt, heirathen. Ich habe eine anständige Stelle; der Gehalt ist zwar nicht groß, — aber unsere Bedürfnisse werden gering sein. Die Bequemlichkeiten des Lebens sind größtentheils nur für alte Leute, die keiner Glückseligkeit des Herzen mehr fähig sind. Wenn man nicht mehr lieben und geliebt werden kann, — na, dann mag es das Beste sein, zu schlafen und auf weichem Lager sich glücklich zu träumen. Wir, meine Anna, die wir in des Lebens Mai dessen schönste Blumen pflücken dürfen, wir werden wachend die Glückseligkeit genießen, und glücklich sein, auch wenn wir arm wären, ja wenn wir alles entbehren müßten. Erinnerst Du Dich noch, wie wir einst bei Medevi mit Rührung von jenem Ehepaar lasen, das sich noch nach fünfundzwanzigjährigem Zusammenleben so unsaglich glücklich fühlte? O meine Anna, erinnerst Du Dich dessen noch?

Anna an Axel.

In der That, bester Axel, — nein!

Axel an Anna.

In der Begleitung eines Freundes lustwandelten Herr L. und seine Frau durch einen Wald; dort trafen sie einige Zigeuner in der elendesten Lage. L.'s Freund beklagte diese armen Geschöpfe, die allem physischen Ungemach der Natur ausgesetzt sind. „Wohlan“, sagte Herr

L., „wenn, um mit ihr (seiner Frau) mein Leben hinbringen zu können, ich mich einem solchen Zustand, wie dieser ist, hätte unterwerfen müssen, so würde ich seit dreißig Jahren betteln gegangen sein, und wir würden doch sehr glücklich gewesen sein!" — „Ach ja," rief seine Frau, „auch dann wären wir die glücklichsten unter den Menschen gewesen!"

Welche Worte, meine Anna, welche Worte! Sie wurden unter Englands Himmel gesprochen. Laß uns würdig werden, sie eines Tages unter dem Schwedens auszusprechen!

Anna an Axel.

Um Gottes willen — bester Axel — Du meinst doch nicht —? Ich verstehe nicht recht, worauf Du hinzielst — doch muß ich Dir gestehen, daß mir Hunger leiden, frieren, betteln weniger einladend vorkommen. Was meinst Du eigentlich? Zigeunerin werde ich niemals, das sage ich Dir, wäre es auch nur der garstigen Hautfarbe wegen.

Axel an Anna.

Ist auch nicht nöthig. Nichts soll meine Frau verhindern, schneeweiß zu sein sowol in Betreff der Hautfarbe als der Kleider.

O meine geliebte Anna, wirf nicht mit kalt berechnetem Welt- und Kleinlichkeitssinn meinen schönen Glückseligkeitstempel über den Haufen! Laß uns glücklich werden nicht für andere, sondern für uns selbst! Willst Du, so können wir das gewiß. Mein Gehalt ist freilich gering, wie ich schon gesagt habe, ein Nichts gegen das, was ich Dir anbieten zu können wünschte. Dreihundert Tha-

ler ist unser jährliches Einkommen. Das ist freilich wenig, sehr wenig; aber Dein kluges Haushalten, meine Sparsamkeit und Ordnung werden jeden Pfennig zu einem Thaler machen. Der Mensch bedarf ja so wenig, um zu leben das Leben selbst ist ja so kurz. Wer nicht viel hat, hat nicht viel zu sorgen.

Mit wenig Ballast fährt die Jolle leicht und lustig über bald steigende, bald sinkende Wellen dahin. Laß uns muthig einsteigen; der Wind ist günstig, die Ufer mit Blumen geschmückt, der Himmel wolkenfrei, und vor uns wandelt der milde Stern der Liebe, der uns bis zum Hafen hinleuchtet. Ich bin jetzt zu aufgeregt; später werde ich Dir meine Plane entwickeln.

Anna an Axel.

Mein guter Axel, auf dem Meer des Lebens wehen selten Zephyre; dort tummeln recht wilde Stürme umher. Ich fürchte sehr, die Jolle ohne Ballast möchte beim ersten Windstoß umschlagen.

Axel an Anna.

Wenn man furchtsam und feigherzig ist — ja, — wenn man beim geringsten Windstoß das Gleichgewicht verliert. Aber fort mit den Gleichnissen! Sie verwirren nur; ich will gerade auf die Sache losgehen.

Ich besitze — wie Du weißt — einen kleinen Hof in der Nähe der Stadt. Er ist zwar klein, ganz klein und kaum dreihundert Thaler werth; aber man kann recht gut dort wohnen. Ein Dach über dem Kopf war alles, was unsere Voraltern begehrten, als sie ihre Hütten bauten. Und was waren sie nicht für ein abgehärtetes und herrliches Volk! Wir sind kleiner, und wir haben mehr. Zwei

Stuben und eine Küche hat unser kleiner Glückseligkeitstempel, ein blühendes Kartoffelfeld umgibt ihn, und ein Garten, wo die schönsten Fruchtbäume, die hübschesten Blumen fortkommen können, verwandelt das ganze Plätzchen in ein wirkliches Paradies. Ein Hühnerhäuschen — Anna, ich verzeihe Dir nicht, wenn Du lachst.

Anna an Axel.

Ich lache gewiß nicht, bester Axel.

Axel an Anna.

Ein Hühnerhäuschen, wollte ich sagen, befindet sich noch dabei, und seine netten Bewohner werden uns Nutzen und Vergnügen gewähren.

Was die innere Einrichtung betrifft, so — fort mit dem Luxus und dem verwünschten Ueberfluß, die mein Vaterland arm gemacht haben! Fahre hin, falscher Begriff von dem, was sich paßt, was schicklich, was anständig ist; verächtliche Vorurtheile, die ihr alle nur wiederholt, man solle thun, wie andere thun, fahret hin! An euch wende ich mich, einfache Sitten, Ehre der Vorzeit. Mäßigkeit und Genügsamkeit, der Vorältern Lehre, seid willkommen und herrschet in meinem stillen Hause. Eine Bank von Holz scheint weich, wenn man darauf an der Seite der Geliebten sitzt, und eine Schüssel Milch, ein einziges einfaches Gericht, von Deiner Hand auf den Tisch gesetzt, an welchem ein Freund, ein Freund, der, was redliche Herzen bieten, zu schätzen weiß, sich nicht weigern wird Platz zu nehmen — o welch eine Mahlzeit! Könige, Kaiser, ladet mich in euere goldenen Säle! Stolz und verächtlich wird Anna's glücklicher Gatte Nein! antworten. O meine süße Anna, wie schnell, wie selig müssen nicht

in diesem kleinen irdischen Paradiese unsere Tage dahinfließen! Hand in Hand wandern wir durchs Leben, und endlich sterben wir so süß, einer in des andern Armen! Aber verzeihe, ich will Dich nicht rühren; — weine nicht, meine Anna!

Anna an Axel.

Ich weine gewiß nicht, bester Axel!

Axel an Anna.

Unsere Kleider sollen einfach sein, wie unsere Speisen, wie unser ganzes Leben. Du mußt immer weiß gekleidet sein; denn dann bist Du einem Engel ähnlich. Den Garten besorge ich selbst, grabe, gäte, pflanze, begieße mit Deiner Hülfe an den Tagen, wo ich nicht in der Stadt beschäftigt bin. Im Hause schaltet und waltet unumschränkt mein immer fleißiges, umsichtiges Weibchen. Wenn ich von meiner Feldarbeit oder aus der Stadt zurückkehre, wird Deine Harfe und Deine Stimme mich in den Himmel versetzen, oder wir verzehren zusammen ein einfaches Mahl, welches unsere Eßlust und unser Frohsinn würzen. An den Abenden, wenn die große Welt unter Gähnen das Vergnügen da sucht, wo es noch niemals gefunden ward, auf Soupers, wo man eine moralische Hungercur durchmacht, oder auf Bällen, wo man wie um Tagelohn tanzt, an den Abenden lesen wir zusammen Tegnér's Gedichte, Cooper's und Walter Scott's Romane und genießen, während wir unsere Herzen veredeln, alle die Freuden, welche das Genie der Seele und dem Gefühl gewähren kann. Das Theater dürfen wir nicht versäumen; um Almlöf*) spielen zu sehen, muß man

*) Almlöf, der vorzüglichste tragische Schauspieler der stockholmer Bühne. Anmerk. d. Uebers.

lieber Essen und Schlafen versäumen. Wir sind also recht oft dort. Aber ein Dienstmädchen mußt Du haben; das ist wahr, denn Du darfst Dir nicht Gesicht und Hände am Feuerherd verbrennen. Außerdem mußt Du, wenn ich zu Hause bin, immer um mich sein. O Anna, sage, werden wir nicht unbeschreiblich glücklich sein?

Anna an Axel.

Ich hoffe es gewiß, mein theuerer Freund; ob jedoch gerade auf die Weise, wie du es Dir ausgedacht hast, weiß ich nicht. Ich fürchte, daß gerade Du derjenige bist, der am wenigsten für ein so einfaches Schäferleben paßt; außerdem ist dieses seltsam genug zusammengesetzt. Weißt Du noch, was Du mir einmal sagtest, wie viel Taschengeld Dein Oheim Dir jährlich gäbe?

Axel an Anna.

Der Tauf . . . (ich fluche nicht), ich erinnere mich jetzt. Volle dreihundert Thaler, gerade so viel wie mein künftiger Gehalt beträgt, — und die waren bei Jahresschluß immer rein zu Ende. Aber Engels-Anna, bin ich erst verheirathet, da sollst Du was anderes erfahren, da werde ich unnatürlich haushälterisch werden, auf jeden Heller sehen.

Anna an Axel.

Sehr angenehm für Deine Frau! Gern, bester Axel, will auch ich auf jeden Heller sehen und so haushälterisch wie möglich sein; aber bei alledem fürchte ich, daß, wenn wir Deinem Plan folgen, wir allmählich der Aehnlich-

keit mit einem Zigeunerpaar immer näher kommen. Hast Du bedacht, daß Du drei Tassen Kaffee jeden Morgen trinkst? — Und als Du eines Abends bei uns warest, so sah ich, daß Du zu drei Tassen Thee kein Verächter von einer ganz überflüssigen Portion Theebrot und Zwiebäcken warest.

Axel an Anna.

Ich werde von heut' an alle Morgen Hafersuppe essen und jeden Abend Eierbier trinken, — und Schwarzbrot eintunken, wenn Du glaubst, daß anderes zu theuer ist. Du hast recht. Man muß ohnehin als Patriot dem Gebrauche aller Artikel entsagen, die nicht vom Boden des Vaterlands hervorgebracht werden.

Topp, Anna, wir essen — ein Jahr von diesem Monat an — jeden Morgen eine Schüssel Hafersuppe, jeden Abend eine Schale Eierbier in unserm kleinen Paradiese. Dies ist überdies weit zuträglicher für den Teint und die Gesundheit, als das verwünschte Thee- und Kaffeegeplätscher. Und schmeckte es auch wie China und Rhabarber —

Was Hebe Anna schenket ein,
Wird stets für Axel Nektar sein.

Anna an Axel.

Hafersuppe kann ich nur mit Mühe hinunterbringen, und Eierbier ist mir ein für allemal zuwider.

Axel an Anna.

Wer da fürchtet, mit mir eine Schüssel Hafersuppe zu theilen, verachtet auch sicherlich — und das habe ich von

Anfang an wohl gemerkt — das Wenige, was ich sonst noch anbieten kann, mein Herz, meine Hand — — Es ist wahr, es ist sehr wenig. Ich Thor, der ich so unerhört kühn sein und glauben konnte — — aber ich fange an, meinen Irrthum einzusehen.

Anna an Axel.

Wenn auch ich gerade Hafersuppe und Eierbier nicht essen mag, so hindert mich das doch nicht, daß ich mich nicht morgens und abends anstatt des Kaffees und Thees mit etwas kalter Milch sollte begnügen können. Ja, eine Schale kalte Milch und ein Stück Schwarzbrot wird mir vortrefflich munden. Das ist alles, was ich bedarf.

Anna an Axel.

Das kleine, nette Haus und den Garten — der einst wird —, finde ich ausnehmend behaglich; jedoch hast Du, bester Axel, in Deiner zärtlichen Parteilichkeit mir ein recht ausgedehntes Wirksamkeitsvermögen zugetraut. Ich mustere mit Beben alle meine zukünftigen Obliegenheiten durch; immer weißgekleidet zu sein und im Garten zu graben, aufzuräumen, zu fegen, spinnen, weben, in Gemeinschaft mit einem Dienstmädchen zu kochen, auf der Harfe zu spielen und zu singen, alles im Hause zu besorgen und beständig um Dich zu sein, wenn Du zu Hause bist — welches hoffentlich den größern Theil des Tages der Fall sein wird —, die Hühner zu füttern, ins Schauspiel zu fahren, Romane mit Dir zu lesen, mit Einem Worte sechs oder sieben Personen auf einmal vorzustellen. Mein guter Axel, Du wirst wol mit vielen andern, die zu viel von ihren Frauen fordern, in Zukunft etwas Nachsicht haben müssen.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Ich fürchte, Du grollst, Axel. Aber dieses mal, mein guter Freund, hast Du wol etwas Unrecht. Leid und Freud' im Leben mit Dir zu theilen, ist mein innigster Wunsch, das weißt Du. Nur um Deinetwillen wollte ich, daß die Freude überwiegend sein möchte; aber Deine Schilderung unserer Zukunft gibt mir darauf wenig Hoffnung. Du siehst durch ein brandgelb gefärbtes Glas, das Dir die Gegenstände weder rein noch wahr zeigt. Ich werde Dir immer die Wahrheit sagen, Axel.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Indessen — wäre es eine Möglichkeit, und wenn Dein Oheim und meine Tante ihre Zustimmung geben, so werde ich gewiß nicht Nein! sagen. Wir sind ja jung, wir können arbeiten. Nur müßten wir das immer weiße Kleid, die Musik, das Schauspiel und das so angenehme, so wohlthuende, aber bei so bewandten Umständen zu viel Zeit raubende Lesen aus Deiner Rechnung streichen.

Anna an Axel.

Hafersuppe schmeckt wirklich nicht so schlecht — und Eierbier trank ich gestern Abend frisch. Es schmeckt zwar nicht eben gut, es bekommt aber vielleicht gut.

Axel an Anna.

Meine engelsgute Anna, Du sollst niemals das Allergeringste essen oder thun, wozu Du nicht eine ganz ent=

schiedene Neigung hast. Bei Wasser und Brot verdiente ich zu sitzen, wenn ich es anders wollte. Siehst Du, himmlisches Mädchen, so ganz barer Ernst war es mit der hölzernen Bank, dem einzigen Gericht und der einzigen Magd eben nicht. — Ich habe, siehst Du, auf meinen Oheim speculirt. Er wird uns wol anstandshalber etwas unterstützen, wenn wir uns so vortrefflich selbst helfen. Mein Oheim ist weit entfernt hartherzig zu sein; er hat mich außerdem recht lieb, das weiß ich.

Anna an Axel.

Meine Tante ist auch zuweilen gut, und liebt mich zärtlich auf ihre Weise, das weiß ich; sie hat mir mehrere Proben davon gegeben. Möglicherweise würde auch sie etwas für uns thun.

Axel an Anna.

Anna, wir werden mit unsern lieben Verwandten reden, nicht wahr? Wir wollen ihnen alles sagen. Würden sie Nein sagen, so — — Anna, ich habe Dein Wort — Du bist schon mein vor Gott — und mein bleibst Du, Menschen werden uns nicht trennen! Versuchen müssen wir jedoch, Menschen dazu zu bewegen, Menschen zu sein.

Anna an Axel.

Ja, Axel, laß uns versuchen, die Herzen derer zu erweichen, gegen deren Willen und Befehl wir doch nicht handeln dürfen oder sollen. Ja, laß es uns versuchen.

Axel an Anna.

Nun wohlan, morgen!

Anna an Axel.

Morgen!

Axel an Anna.

Einen Tag später.

Mein theuerer Oheim ist diesen Morgen etwas mürrisch. Der Kaffee war kalt und die Neuigkeiten in den Zeitungen waren nicht nach seinem Sinn. „Die Regenten benehmen sich dumm", sagte er. Ich werde mich wol hüten, desgleichen zu thun. Ich muß noch einige Stunden warten.

Anna an Axel.

Meine liebe Tante ist auch bei übler Laune. Sie hat ein Stück Geld verlegt und eine Flasche mit Rosenwasser zerschlagen; aber man sollte glauben, ich hätte es gethan. Vor drei Stunden mindestens darf ich nichts sagen.

Axel an Anna.

Den ganzen Vormittag hat Onkel Politik gedonn rt. Rußland [und das Osmanische Reich haben wechselsweise etwas auf den Pelz bekommen. Ich habe mit unermüdlicher Geduld zugehört und „Ja", „Nein", „desto besser, lieber Onkel", oder „desto schlimmer, lieber Onkel"

dazu gesagt, je nachdem es sich zu den Ideen des Alten schickte. Was half es? Er ereiferte sich immer mehr und mehr, wandte sich gegen mich, schien in meiner Person einen Repräsentanten des türkischen Reichs zu erblicken, gerieth in Wuth, sodaß ich, um nicht wie die hohe Pforte Prügel zu bekommen, in aller Eile meinen Rückzug durch die Thür antreten mußte. Ich bin verdrießlich über den verlorenen Vormittag.

Anna an Axel.

Fünfmal habe ich diesen Vormittag den Mund geöffnet, um meine kleine Rede zu beginnen, und fünfmal habe ich ihn wieder geschlossen. Um etwas zu bitten, wäre gewiß fruchtlos gewesen. Denn meine Tante, wie sie da in ihrer Sofaecke mit zusammengepreßten Lippen und strengen Blicken dasaß, sah aus wie ein lebendiges Nein! — Aber heute Nachmittag!

Axel an Anna.

Jetzt ist der Alte fest, er soll nicht wieder loskommen. Er macht sein Mittagsschläfchen. Ich werde wohl Acht geben, daß er weder ausgeht, noch jemand zu ihm hereinkommt, ehe ich ihm habe sagen können: „Ich liebe Anna, ich muß sie zur Frau haben oder streben!"

Anna an Axel.

Axel, wie mein Herz klopft! Auch meine Tante hält ihre Mittagsruhe! Wenn sie erwacht, so werde ich mit ihr reden. Wenn sie nur nicht zu bald geweckt wird, denn dann ist ihre Laune nicht gut. — Still, Manette! Miaue

nicht so, da ist die Sahne zu meinem Kaffee; friß und schweig'! Ach, dort summt eine große Fliege, setzt sich vielleicht auf ihre Nase — nein, mein guter Engel führte sie vorbei! Gut, sie schläft ruhig. Aber einmal wird sie doch aufwachen — und ich werde reden. Ich zittere, während ich schreibe.

Axel, wie klopft mein Herz! Ich höre es schlagen. Es ist peinlich! — Ist Dir auch so zu Muthe, Axel?

Axel an Anna.

Mein Herz klopft freilich schneller und stärker als der Pendel einer Thurmuhr; aber ich wünschte, und thäte es auch noch so weh, es klopfte so derb wie der Hammer eines Kupferschmieds, damit mein vortrefflicher Onkel, der einzig und allein mir zur Pein und Plage in einem fort schläft, davon erwachte. Nichts ist so unerträglich als zu warten, in Ungewißheit zu leben — sich bereit zu halten. Ich habe vor seiner Thür gehustet, gesungen, gelärmt — vergebens; so oft ich lausche, habe ich den Verdruß, ihn schnarchen zu hören. Hätte er sich nicht eingeschlossen, so könnte man hineingehen und leicht über das Sofa hinstolpern, oder sonst eine artige Manier erfinden, um den Schlafenden zu wecken. Aber jetzt ist es zum Rasendwerden. Ich habe Lust, meine Gardinen anzuzünden, um nur die Feuertrommel vor seinem Fenster vorbeiziehen zu lassen.

Anna an Axel.

Sei nicht unsinnig, Axel, begehe keine Thorheit. Meine Tante schläft auch noch, oder stellt sich so, denn so oft ich zu ihr hineingegangen bin und sie angeguckt habe, habe ich ihre geöffneten Augen sich hastig schließen sehen. Si=

cherlich hat sie gemerkt, daß ich ihr Erwachen abwarte, um ihr etwas zu sagen. Schläft Dein Onkel noch?

Axel an Anna.

Immer und ewig noch. Seine langen, tiefen Athemzüge saugen mir gleichsam die Luft weg; es ist mir, als befände ich mich in einem Kellergewölbe. Stellt Deine Tante sich noch schlafend?

Anna an Axel.

Noch immer. Was soll ich thun?

Axel an Anna.

Verwünscht! Jetzt ist er aufgewacht und hat sich fortgeschlichen wie eine Maus, die sich vor der Katze fürchtet. Ich hörte ein leises Geräusch an seiner Thür; als ich hinausstürzte, um nachzusehen, vernahm ich ganz unten auf der Treppe ein Klipp-Klapp von Galoschen, die in aller Hast durch die Pforte hinauseilten. Ich lief nach und rief: „Onkel, Onkel! Ich habe ihnen etwas zu sagen!“ — „Morgen ist auch ein Tag!“ erwiderte er, ohne umzublicken. Ich bin in Verzweiflung. Er hat etwas gemerkt.

Anna an Axel.

Ach, Axel, meine Tante hat sich bisjetzt schlafend gestellt. Es ist später Abend, die schlimmste Tageszeit, um ihr Bekenntnisse zu machen. Möge es daher bei dem blei-

ben, was Dein Oheim sagte: „Morgen!“ Ach, mir kommt es vor, als hätte ich durch diesen Aufschub doch etwas gewonnen!

Axel an Anna.

Ein Tag fruchtlosen, peinlichen Wartens, eine schlaflose Nacht, sieh', das ist mein ganzer Gewinn. Aber morgen!!!

Axel an Anna.

Um Mitternacht.

Ich kann nicht schlafen; Anna, ich habe finstere Ahnungen — der morgende Tag wird uns nichts Gutes bringen. Ich habe jetzt eine nicht unbedeutende Summe Geldes in meinen Händen, ich habe etwas verkauft — aber gleichviel, was thut das zur Sache! Anna, würde es, wenn unsere — — aber davon läßt sich am besten reden, wenn das Schicksal entschieden hat.

Ich glaube, beste Anna, die Mitternachtsstunde läßt mich Gespenster sehen. Anna, ich fühle es tief, wenn Du nicht an meiner Seite wandeln wirst, so wird das ganze Leben für mich auch nur ein Gespenst, d. h. ein entsetzliches Nichts!

— — — — — — — — —

Die Uhr schlägt eins, Anna. Dieser Schlag ist unser Ebenbild: auch wir sind eins. In der Morgenstunde des Lebens haben wir uns vereinigt. Ich weiß, daß uns

nichts trennen kann. — Warum schreibe ich denn so ernsthaft? Warum bin ich so düster gestimmt?

— — — — — — — — —

Wie langsam gehen die Stunden der Nacht dahin! An Dich denkend, an Dich schreibend, suche ich die Minuten zu beflügeln. Jetzt, wo alles so still und ruhig um mich ist, höre ich den Sturm in meinem Innern um so deutlicher. Ich kann nicht begreifen, wie alles so still, so schweigsam, so todt sein kann — Ist das nicht die Welt, sind hier nicht Menschen, wachen in ihrer Brust nicht Leidenschaften? Lebe ich einsam, und haben sich in meiner Brust allein alle Geister der Unruhe versammelt, die aus ruhenden Herzen geflohen sind? Meine milde Anna, ich fühle es, ein stürmisches Meer ist es, worüber Deine sanfte Seele sich ergießen wird. Aber dann wird auch alles zur Ruhe kommen!

— — — — — — — — —

Ich habe die Ruhe gesucht — vergebens! Von Dir getrennt, werde ich sie nicht mehr finden. Die beflügelten Schläge des Herzens — und jeder Schlag ein Gefühl — wie dehnen sich die Minuten zu Ewigkeiten aus! Und alles um mich her ist so ruhig! Höre, die Thurmuhr schlägt zwei — wird denn nichts erwachen? Wird kein Schmerz, keine Liebe, keine Sehnsucht durch die Nacht die Stimme erheben? Alles ist still — ich allein wache! — Doch da ruft der Nachtwächter! Aber wie gleichgültig verkündet er der Welt, — daß das Gericht kommt!

— — — — — — — — —

Es ist Morgen. Die Welt erwacht — ich bin nicht mehr so einsam. Es ist Tag auch in meiner Seele. Ich bin ruhig. Die Stunde ist da. Es gilt — Jetzt!

Anna an Axel.

Ich habe erhalten, was Du heute Nacht an mich geschrieben hast. Axel, konntest Du glauben, daß Du allein wachtest? Hörtest Du nicht die Schläge meines Herzens? O wie seltsam, daß ein Gemenge von Holz, Moos und Kalk, das für Dich Fußboden, für mich Decke ist, zwei Menschenherzen verhindern soll, einander zu verstehen! Ach wäre dieses Jetzt doch etwas weiter entfernt; ich zittere!

Axel an Anna.

Noch habe ich Hoffnung, geliebte, angebetet Anna; noch ist nichts verloren. Am Morgen, während mein Oheim seinen Kaffee trank, faßte ich mir ein Herz, betete zu Gott, dachte an Anna, holte Athem und ging zu ihm hinein. „Mein bester Onkel!“ begann ich ruhig und feierlich. — „Mein bester Neffe!“ erwiderte er: „Was soll «mein bester Onkel» thun?“—„Ihre Güte...“ — „Nun was denn — meine Güte?“ — „Ich wünsche, — ich habe...“ — „Ich wünsche, — ich habe, — na, das war ja vortrefflich!“ — Der Alte hat immer eine höchst fatale Manier gehabt, meine Worte nachzusprechen, und dann klingen sie noch einmal so dumm. — „Lieber Onkel — ich bin verliebt!“ — „Verliebt, ja das habe ich deiner gelbsüchtigen Gesichtsfarbe, die du seit einem halben Jahr hast, wol angemerkt, es ist dies die Farbe der Liebe.“ — „Mein Oheim — das Wohl oder Wehe meines ganzen Lebens beruht auf einem einzigen Wort. O mein bester Onkel, der —“ Jetzt kam ein Mensch, den ich nach dem Herenberge gewünscht hä te, mit den Zeitungen herein. „Mein Sohn“, sagte mein Oheim, komm in ein paar Stunden wieder, dann können wir weiter miteinander reden. Jetzt muß ich sehen, wie die Sachen

zwischen der Türkei und Rußland stehen." Ich war gerade nicht in der Stimmung zu warten; ich nahm die Zeitungen, steckte sie in die Tasche und sagte in festem Tone: „Erst, Onkel, müssen sie mich hören." Er steckte die Finger in die Ohren, heftete seine Augen wie zwei Klauen auf mich und rief: „Nicht ein Wort, nicht einen Laut! Gib mir den Augenblick die Zeitungen, oder ich höre Dich niemals wieder an!" Ich schrie, er schrie noch lauter; zuletzt mußte ich wie ein kleiner Westwind dem Nordsturm weichen. Der Onkel ward wieder gut, und ich ging meiner Wege, denn er hätte mich doch weder gehört noch verstanden, da er die Augen auf seine lieben Zeitungen geheftet hatte. Bald wird nun eine Stunde verflossen sein; noch eine, und ich gehe. O meine Anna, meine einzige!

Axel an Anna.

Türken und Russen, Russen und Türken, was sind sie und ihre Interessen für mich? — Strohhalme — Papierschnitzel, — und ihretwegen muß ich hier wie im feurigen Ofen sitzen. Ach! — Jetzt, Anna!

Axel an Anna.

Es ist vorbei! — Alles verloren — nicht ein Funken Hoffnung mehr übrig. — Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Anna an Axel.

Auch für mich — ich bekam ein rundes Nein — und in so harten Ausdrücken! O Axel, jetzt erst fühle ich, wie wunderbar ich Dich liebe!

Axel an Anna.

Mich zu demüthigen! Mir zu drohen! „Lächerlich“ — „unsinnig“ — — Zu drohen, mich fortzujagen — mich — — ja, man kennt mich nicht!

Anna an Axel.

Die Tante will mich in kurzem verheirathen, aber nicht mit Dir. — „Jener Mann“, sagt sie, „hat ein eigenes Haus, eigene Equipage, und ist übrigens ein achtbarer Mann.“ Ich mußte lächeln, Axel; ich habe ihr gesagt: Du oder keiner!

Axel an Anna.

Anna, laß uns fliehen! Laß uns diesen Tyrannen entfliehen, die unser Glück morden wollen. Die Erde ist groß — es wird sich auf ihr auch für uns ein Winkelchen finden. Nicht alle Menschen sind Barbaren. Mein bist Du. Ich beschwöre Dich, ich befehle Dir, mir zu folgen. Morgen mehr hierüber. Halte Dich bereit. Mein Vorsatz ist unwiderruflich. Wir entfliehen!

Anna an Axel.

Axel, nein! Es wäre unrecht. Axel, komm zur Besinnung! — Axel, mein Freund, mein Geliebter, beruhige Dich — um meinetwillen!

Axel an Anna.

Stelle Dich heute Abend zwischen zehn und elf Uhr an der Thür ein, die nach dem Nebengäßchen hinausgeht. Sei ruhig. Alles ist bereit, ich habe Geld. Du stehst unter meinem Schutz — mit mir gehst Du; Deine Pflicht ist nur — mir zu folgen. Zwischen zehn und elf Uhr.

Anna an Axel.

Nein, Axel! Es ist unrecht, es ist unvernünftig. Wir vergehen uns gegen göttliche und menschliche Gesetze, um uns ins Elend zu stürzen. Ich liebe Dich über alles, brauche aber und werde Dir nicht blindlings gehorchen, noch folgen, wenn Du nicht auf gutem und rechtem Wege bleibst. Und gäbe es auch kein anderes Hinderniß, so ist das für mich schon hinreichend. Meine Tante ist kränklich und alt, sie hat nur mich. Ich werde sie so nicht verlassen. Axel, komm zur Besinnung, — ich bitte, ich beschwöre dich!

Axel an Anna.

Du bist es also, Du, die nicht will — die sich weigert, die bricht — — Du, die ich mein glaubte! Anna, Anna! willst Du mich oder Dich selbst täuschen? Jener reiche, jener achtbare Mann — ist er es nicht, um dessentwillen Du mich und meine Armuth verachtest? Ist er nicht in diesem Augenblick bei Dir — er — dieser Mann — dieser verhaßte Emil? Antworte, Anna!

Anna an Axel.

Auf eine solche Frage mag ich nicht antworten. Axel, ich liebe, ich beklage Dich. Axel, sei Du der Mann, der würdig ist, einem Weib alles zu sein. Sei stark um ihretwillen, sei rein in Gedanken wie im Wollen. O Axel, mein einziger, mein geliebter Freund, sei Du meine Stütze und mein Vorbild in dieser schweren Stunde. Gib Du mir das Beispiel der Ergebung — nicht in ein hartes und blindes Geschick, sondern in den Willen eines allweisen Vaters, unter dessen Schutz wir immer wandeln, möge es noch so verzweifelt mit uns aussehen. — Habe Geduld — wir sind ja noch so jung —, laß uns warten, laß uns geduldig sein — — es kann sich ja alles noch zum Guten wenden.

Axel an Anna.

Du bist sehr ruhig — sehr vorsichtig — sehr geduldig — ganz zufrieden. Ich verstehe Dich — — Anna, Anna!

Anna an Axel.

Was soll ich sagen, um Dich zu beruhigen, um Dich zufrieden zu stellen? Ich liebe Dich unbeschreiblich, Axel! Aber ebendeshalb will ich Deiner würdig bleiben. Erhielt wol jemals ein Weib die Achtung des Geliebten, welches blindlings seiner Leidenschaft nachgab?

Stelle Dir vor, Axel, Du wärest einige Jahre älter als Du bist — das kann natürlich genug scheinen, wenn man unglücklich ist und leidet, die Minuten sind dann lang und bringen Erfahrungen, als wären sie Jahre —; stelle

Dir vor, ich wäre Deine Tochter; was würdest Du mir jetzt sagen? Würdest Du nicht warnend zu mir sprechen: „Verscherze nicht um eines Augenblicks geringer Seligkeit willen Dein und Deines Freundes ganzes Lebensglück. Sei ruhig, warte die Zeit ab, das ist oft das Einzige und Klügste, was man thun kann. Er, den Du so innig, so unaussprechlich liebst, wird einst derjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die lieber für ihn, durch ihn leidet, als mit einem unreinen Gedanken, mit einer Handlung, einem Verbrechen gegen die Pflicht ein Herz beflecken wollte, das ihm geweiht ist, ihm und der Tugend.

Anna an Axel.

Kein Wort von Dir? Mein Axel! Kannst Du noch mit mir unzufrieden sein? Ja, Axel, ich bin ruhig; denn ich bin ergeben — aber glücklich? — Ach, das ist vorbei!

Willst Du mir nicht ein freundliches Wort sagen? Ich bedarf dessen so sehr.

Anna an Axel.

Axel, Axel, welche wilde Dämonen müssen jetzt nicht in Deiner Seele wüthen! Axel, bete! Weißt Du, auf wessen Wort sich die empörten Meereswogen beruhigten? „Und es ward stille." Zu ihm bete!

Anna an Axel.

O Gott, ich bin über alle Beschreibung unruhig! Axel, könnte ich Dich nur auf einige Minuten sehen! Wie unglücklich mußt Du nicht sein! Axel, wie strafbar wärest

Du, wenn Du zweifeln, wenn Du einen Augenblick vergessen könntest, vergessen wolltest, daß Anna Dich liebt.

Anna an Axel.

Weißt Du Axel, was eines Weibes Liebe bedeutet? Weißt Du, was sie mit den Worten sagt: ich liebe Dich? Höre, Axel! Dein Leben ist das meinige, Deine Tugend meine Ehre, Dein Kummer, Deine Freude die meinigen, Deine Kraft meine Stütze, Dein Muth meine Hoffnung; aber Dein Fall, Deine Schande — — mein Tod!

Anna an Axel.

Axel, Axel! — Ich weiß es, Du bist drei Nächte nicht nach Hause gekommen. Ich habe gelauscht; Dein Fuß hat während derselben das Zimmer nicht betreten. Ich sah Dich gestern Abend vom Fenster aus; Dein Blick war wild, Dein ganzes Wesen verstört, Dein Gang unsicher. Wohin gehst Du, Axel? O wende Dich nicht fort von mir! Nur auf dem Wege der Pflicht und der Geduld kannst Du Anna finden. Axel, Axel, kehr' zurück.

Anna an Axel.

Axel, kehr' zurück! Ich kann, ich will Dich nicht verlieren! Höre mich! Sieh, ich weine, die Thränen benetzen das Papier; sieh diese Thränen, sie verdunkeln meine Augen, — mein Axel, kehr' zurück!

Anna an Axel.

Ich werde Dir keinen Vorwurf machen — fürchte nicht ein Wort, das Du nicht hören, nicht einen Blick, den Du nicht sehen möchtest. Ich bin ja Deine Freundin, Deine Braut, — werde vielleicht einst Deine Gattin! — Axel, denke daran — einst Deine Gattin!

Axel an Anna.

Nie — nie — nie!

Anna an Axel.

An Deine Brust will ich mich lehnen und beten — um meinetwillen — verzeihe Dir selbst! — Was Du auch gethan haben mögest, mein Axel, ich liebe Dich dennoch! Dein bin ich, Dein bleib' ich!

Axel an Anna.

Nimmer — nimmermehr! Ich bin Deiner unwürdig, Anna! Ich habe vergessen — alles vergessen — Dich — mich selbst — Gott! Ich habe gespielt! — Ha, der Verführer, der verrätherische Freund! Ich habe alles, was ich besaß — mehr noch, als ich besaß — das Eigenthum anderer verloren. Ich muß mein Vaterland fliehen. Lehne Dich nicht an meine Brust, — dort ist die Hölle; ergreife nicht meine Hand, — sie ist blutig! — Lebe wohl! Stirb, armes Mädchen, wenn Du kannst. Ich — kann nicht sterben!

Axel an Anna.

Ich hatte mich gegen all' Deine Liebe, gegen all' Deine Zärtlichkeit verhärtet — Deine Briefe unerbrochen gelassen. Jetzt habe ich sie geöffnet, um noch einige Feuertropfen auf die brennende Glut meiner Verzweiflung rinnen zu lassen, um womöglich wahnsinnig zu werden. Es wurde anders, — jetzt dringen die lieblichen Worte wohlthuend in meine Seele, wie der Abendthau in ein hartes erstarrtes Erdreich.

Anna, Du sollst meinethalben nicht verzweifeln, — ich werde selbst nicht verzweifeln. Ich habe schwer gefehlt, ich werde leiden und versöhnen — — Was meinen Fall verschuldete? Ich weiß es nicht — Verzweiflung — Eifersucht — die Hölle!

Axel an Anna.

Du läßt mir kein Wort sagen! Aber bin ich dessen auch wol würdig? Können wol die reinen Engel des Himmels zu den Söhnen des Lasters sprechen?

Morgen Nacht werde ich abreisen. Ein Brief wird meinen Oheim von allem unterrichten. Er wird seinem unglücklichen, landesflüchtigen Neffen seine Verzeihung nicht versagen. Verzeihung — das ist das Höchste, was ich jetzt zu hoffen habe. Verzeihung, welch ein Wort! — Wie selig, wem verziehen worden! Ich bitte meinen Oheim, mich zu enterben und dafür meine Schulden zu bezahlen. Ich fürchte, er wird das letztere nicht thun. Anna — in meinem Wahnsinn lieh ich eine bedeutende Summe von einem Freunde, der nicht reich ist, eine Frau und mehrere kleine Kinder hat. Er liebt mich, er traute mir, er gab mir alles, was ich besaß; ich betrog ihn, — ich verspielte seiner kleinen Kinder Kleidung und

Nahrung. — Jetzt möchte ich ihn mit meinem Blut bezahlen — — Reue, die du mit Tigerklauen mein Herz zerfleischest, was nützest du ihm —?

Axel an Anna.

Ich habe schwer gefehlt, habe schwere Strafe verdient! — Vor Dir will ich mich anklagen — ich muß es. — Ich wußte, daß ich sündigte und sündigte dennoch. — Es ist vorbei, meine Ruhe ist dahin; die Zeit ist dahin, wo ich von Reue nichts wußte. Ueber meinen Verlust in Wuth, forderte ich meinen glücklichen Gegenspieler heraus. Ich verwundete ihn gefährlich — fast tödlich. Man trug ihn heim zu seiner Mutter, seiner alten Mutter! — Er war ihr Liebling, ihr einziges Kind! — Vielleicht stirbt sie! — Wohl ihr!

Anna an Axel.

Axel, bete! Laß uns beten!

Axel an Anna.

Ich kann nicht — jetzt nicht. Ich sehe ihn, — sie, die hungerigen Kleinen, — ihren betrogenen Vater. O was ist aus mir geworden! —

Jetzt ist mir etwas besser. Bete für mich, Anna! Ich glaube an die Kraft der Fürbitte. Ich bin nicht würdig zu beten. Du bist rein und gut! —

Nächste Nacht werde ich abreisen! Nach Deutschland will ich, — nach dem nördlichen Deutschland. Ich werde mich ausbieten; zu irgendetwas wird man mich doch brauchen können.

Axel an Anna.

Meine Augen brennen, — der Schlaf flieht sie, — das ist kein Wunder. Wenn ich nur weinen könnte! — Aber das ist zu gut für mich. Ich habe etwas auf dem Herzen, was lastet, was nagt, — das ist die Gewissensqual. Anna, wenn Du Deine Hand auf meine Brust legen könntest! — Aber bin ich wol werth, daß mir Linderung wird?

Anna an Axel.

Hier, Axel, nimm diese Opiumtropfen, sie werden Dir Schlaf und Ruhe geben. Anna betet für Dich; Anna weint für Dich; Anna liebt Dich.

Axel an Anna.

Ich habe auch eine kleine Schwester — ein leidendes Kind —, mein Vater hat mich auf dem Sterbebett gebeten, für sie zu sorgen. Ich lege ihre Adresse bei; wenn Du kannst, so gehe zu ihr; sage ihr, ihr armer Bruder, sage ihr, er sei todt. Der Ring, den ich einschließe, wird, wenn er verkauft wird, hinreichen, um davon auf einige Monate ihr Kostgeld zu bezahlen. Wenn ich kann, werde ich mehr schicken; aber durch Dich. Dank, holder, guter Engel für das Ueberschickte. Heute Nacht — in einigen Stunden — werde ich abreisen — fort von Dir!

Axel an Anna.

In zwei Stunden werde ich abreisen — — Verkaufte Kleider haben mir Reisegeld verschafft.

Anna, Du bist mein Schutzengel gewesen. Auch ich habe jetzt beten können; ich bin still, ergeben; ich will leiden und versöhnen; ich werde wieder auf mich selbst hoffen. Du hast mich nicht aufgegeben, Gott wird mir verzeihen. Ich will leben, um dessen würdig zu werden.

Ich muß jetzt von Dir Abschied nehmen — von Dir, das heißt vom Glück — und von allem, was mir das Leben theuer machte. Aber alles ist meine Schuld. In diesem feierlichen Augenblick, wo ich im Begriff bin, Dir ein langes, vielleicht ewiges Lebewohl zu sagen, will ich Dir meine ganze Seele offen darlegen. Was ich Dir sagen werde, ist Wahrheit; es soll Dein Trost sein und Dir Ruhe gewähren, für eine Zeit, wo Axel so weit von Dir entfernt sein wird!

Ich glaube an Gott, den Barmherzigen, Allweisen und Allgegenwärtigen. Ich bin ein Christ meinem Glauben nach; daß meine Handlungen künftig für diesen Glauben zeugen mögen, darum laß uns beide flehen — zu Ihm, der die Kraft verleiht!

Ich glaube, daß Du, meine Anna, mich liebst, — und daß, wohin auch mein unstetes Dasein auf Erden geworfen werden wird, ein Herz mit mir fühlen, ein Gedanke mir folgen wird. — Süßes Bewußtsein der steten Nähe eines Engels!

Schützend wird dieser mein fester Glaube sich in meinem Herzen mit dem Andenken an meine Vergehen — Verbrechen sind es — vereinen, es wider Versuchungen stählen, und jenen bessern Menschen aus mir bilden, den Anna lieben wollte.

Axel an Anna.

Eine halbe Stunde später.

Ich habe Dich noch nicht gebeten, mir zu verzeihen, und habe Dir doch so viel Leid angethan! — Axel, schwach

und heftig, war Deiner nicht würdig, Anna! Verzeihe ihm jedoch; in einem war er stark — in seiner Liebe — und diese wird bis zum letzten Athemzug in seiner Brust fortleben. Vergib ihm alle Deine Thränen, — sieh, die meinigen fließen! — Willkommen, ihr Gefährten des Unglücks, badet ihre Füße! Thränen der Reue, der Liebe, des Schmerzes und der Wollust, fließet, fließet; was ihr gewinnen könnt, ist Verzeihung! —

Deine Locke — darf ich sie behalten? Ich will sie an meinem Herzen tragen, und ein Fremdling, einsam in der weiten Welt herumirrend, werde ich in ihr doch etwas bei mir haben, das von dem Engel zu mir sprechen wird, der mein war.

Mein war, jetzt nicht mehr mein ist! Ich habe noch ein Wort zu sagen — mein letztes Wort — ach, ein schweres Wort! Anna, Du bist frei! Ich habe kein Recht mehr auf Deine Hand.

Axel's Ehre ist befleckt, Anna ist frei! Deinen Ring sende ich zurück.

Nun ist alles zu Ende!

Um elf Uhr.

Die Stunde ist da. Ich habe am Fenster gestanden und den Himmel betrachtet. Hell funkeln die Sterne; hell wie an jenem Abend — gedenkst Du dessen noch? — wo wir die Ringe wechselten, zum Himmel emporsahen und selig waren wie Engel. Der Abendstern strahlte damals mild und klar auf uns herab. Dann und wann, Anna, wenn traurige Erinnerungen an entflohene Stunden Dir nicht unwillkommen sein werden, so blicke auf diesen Stern und denke an Axel. Oftmals wird in einsamen Nächten sein Blick in Freud' und Leid auf ihn geheftet sein.

Die Minuten eilen. Gott segne Dich, meine Anna! Seine Engel mögen Dich schützen!

Schweden soll, so Gott will, eines Tags einen würdigern Sohn wiedersehen.

O mein Vaterland! Möchte ich im Schos deiner Erde, die meine Wiege trug, mein Grab finden dürfen, ein Grab, welches Anna mit einer Thräne benetzen wird!

Meine Jugend, meine Freude, mein Vaterland, meine Anna — ach! Alles, alles — lebe wohl!

Anna an Axel.

Axel, bester Axel, reise nicht in dieser Nacht! Reise nicht in dieser Nacht, auf meinen Knien bitte ich Dich darum. Bleibe noch einen Tag! In der nächsten Nacht magst Du reisen, wenn sich bis dahin nichts ändert. Ich, — ach, ich wage nicht, Dir Hoffnungen zu geben, die leicht getäuscht werden können! — Aber vielleicht, o Axel, vielleicht finden wir Mittel, Deine Schulden zu bezahlen. Verziehe nur noch einen Tag. Anna bittet Dich.

Axel an Anna.

Weshalb verziehen! — Das, worauf Du hoffest, ist eine Unmöglichkeit! — Ach, Du weißt nicht, was es heißt, zu verziehen, wenn alles so — es ist, als wollte man im Todeskampf das Ende noch hinausschieben. Und weshalb? — Einer Unmöglichkeit wegen! Noch einmal diese peinlichen Gefühle, — noch einmal Abschied nehmen!! Doch Du willst es!

Axel an Anna.

Warum schreibst Du nicht? Die Stunden schleichen so langsam. Ich leide schwer; aber der Gedanke, das Du es so gewollt hast, thut mir doch wohl.

Axel an Anna.

Kein Wort von Dir! Was soll das bedeuten? Es ist schon Abend — ein unheimlicher und stürmischer Abend! — Anna, in meinem Herzen ist es noch unheimlicher. Schreibe mir ein beruhigendes Wort.

Axel an Anna.

Meine Seele ist so unglücklich — so reizbar! Ich habe so viel gelitten, ich leide noch unendlich! Alle wilden Plagegeister sind mir noch so nahe; o fürchte sie aufzureizen! Anna, sage mir ein Wort!

Axel an Anna.

Und dennoch will ich, muß ich bei Dir Ruhe suchen. Du kannst mich nicht täuschen. Ja, ich fühle es, Du könntest mich morden, — ich würde den Dolch küssen und dennoch an Dich glauben.

Axel an Anna.

Lieutenant Papperto ist bei Dir! — Wie kann er so oft dahinkommen, wo ich unmöglich habe Zutritt erhalten können — und zumal so spät? Weshalb ist er bei Dir? Ist er es, der meine Schulden bezahlen soll — oder vielleicht Du und er zusammen? Ich bin wirklich höchst gerührt!

Axel an Anna.

Anna, ich vertraue Dir! — Ja, ich vertraue Dir; obgleich —; aber ich bin unglücklich, in Verzweiflung! — Sage mir, was thust Du, was willst Du?

Axel an Anna.

Ich höre erzählen, daß Lieutenant Papperto zu Deinen Gunsten einem bedeutenden Vermögen entsagt habe, das ihm von einem nahen Verwandten mit Dir gemeinschaftlich vermacht worden sei, — einem Verwandten, der Himmel weiß, wer es war; meinethalben der Gott sei bei uns selber. Ich höre erzählen, daß Du den Lieutenant Papperto umarmt, — in seinen Armen, an seiner Brust geruht hättest. Ich höre erzählen, daß ihr miteinander verlobt seid. Ein geschäftiger Freund hat sich beeilt, mich mit diesen Neuigkeiten zu erfreuen. — Ist das wahr, Anna? Tod und Teufel, ist das wahr?

Axel an Anna.

Anna, wenn Du so bist; wenn Du mich — Dich — so im Stiche gelassen, was soll dann aus mir werden, Anna? — An wen soll ich dann noch glauben?

Axel an Anna.

Dein Schweigen ist Antwort. Es ist also wahr! Ha, Weib, Weib! Schlange, Ungeheuer! — O, wo finde ich den wahren Ausdruck? Wo nehme ich Worte her, die

mein Gefühl bezeichnen? Verhaßte Bezahlung meiner Schulden! — Bezahlung mit einer verschacherten Seele — ha, ha, ha, ha! Verstehst Du mich? — Ich schreibe mein Lachen her! Ha, ha, ha! So werde ich also reich an neuen Erfahrungen abreisen. Die Nacht ist da, die Stunde ist gekommen, hurra! Willkommen, Sturmwinde, die ihr brüderlich meine Stirn begrüßt und auf meinem nächtlichen Wege tanzt! — Ja nächtlich — nächtlich! — Lebe wohl, Anna, ich lasse Dir meinen Fl . . . Ich beklage Dich!

Anna an Axel.

Axel, Axel, bleibe! Ach vergib! Ich konnte nicht früher schreiben! — Das klarste Licht plötzlich in der tiefsten Finsterniß — das war zu viel! Ich konnte es nicht ertragen. Emil ist ein edler Mann. Ich habe ihn umarmt, — aber Deinetwegen. Ich kann jetzt nicht mehr — — Ich bin Dein, Axel, Dein!

Anna an Axel.

Ich bin sehr krank. O ich glaubte nimmer, daß das Glück so schwer sein könnte. Ich vermochte es nicht zu tragen. Axel, wir sind reich. Lieutenant Papperto will uns vereinen, will unsere Verwandten bewegen — — L. den Du verwundet, wird nicht sterben; Deine Schulden werden bezahlt; alles wird gut werden! Armer Axel, wie habe ich Dich beklagt! Verzeihe mir alle Deine Unruhe, Deine Verzweiflung, ich war nicht im Stande, Dir eine Erklärung zu geben, als Du sie brauchtest und verlangtest.

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Meine Krankheit nimmt zu, aber ich bin vollkommen bei Besinnung. Ich ziehe meine Bettvorhänge zusammen, sage, daß ich schlafen will, schreibe aber an Dich. Ich fürchte jedoch, es wird unlesbar sein — Wenn ich sterbe, so kann und werde ich Dir mein Vermögen vermachen. Mit einem Theil davon bezahle Deine Schulden, mit dem übrigen suche Dich selbst — und andere — glücklich zu machen; — aber — spiele niemals, Axel, niemals mehr!

Anna an Axel.

Einen Tag später.

Mache Dich auf Alles gefaßt, mein Freund; ich habe vielleicht nur noch einen Tag zu leben. Axel, überlasse Dich nicht der Verzweiflung. Ich werde Dich nie verlassen. Du wirst nicht einsam durch diese Welt wandern, ob Freud', ob Leid Dich treffe; unsichtbar wird Anna Dich begleiten, treu wie damals, wo sie Deinen Ring noch trug, als ein Kind des Himmels noch ihres Axel's Braut. Sollten wol zwei Seelen, die einander einmal gefunden haben, jemals durch etwas getrennt werden können? — Sollten zwei Flammen, die sich vereint haben, geschieden jede für sich brennen können? O nein, mein Geist wird Dich umschweben, Dir nahe sein, Dich immer begleiten; — Du wirst ihn in Deiner Nähe fühlen, lieblich wie einen Frühlingshauch — oder wie Blumenduft — oder wie eine Liebkosung — — einen Kuß, rein und mild wie der Mondstrahl. Wenn Du Dich gut, stark, oder wenn Du Dich glücklich, getröstet, oder hoffnungsvoll,

oder nur ruhig fühlst, — so denke, daß Deine Anna Dir nahe ist!

Anna an Axel.

Jetzt erst, jetzt verstehe ich jene herrliche Erscheinung, die mich so sehr rührte. Der Engel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung an einem Grabe, von Gottes herrlicher Sonne beleuchtet. Sie galt Dir, mein Axel. Von dem stillen Grabe, wo Anna bald ruhen wird, werden diese drei Dir den Weg zur Heimat zeigen, wo sie Dich erwartet.

Anna an Axel.

Mein Bewußtsein fängt an, sich zu trüben. Noch einige Worte an Dich, mein Axel, — obgleich ich nicht weiß, ob ich sie nicht schon einmal geschrieben. Mein Vermögen habe ich Dir vermacht. Ich konnte es nach Recht und Gesetz. Mit einem Theil davon sollst Du Deine Schulden bezahlen — —

Mein Axel, spiele nie wieder! Mit dem übrigen Theil sollst Du Dich glücklich machen — und andere. Wenn Du Dich verheirathest, so werde ein guter Mann.

Nicht heftig —

Nicht eifersüchtig —

Kein Spieler —

Eine Gattin leidet zu sehr durch diese Fehler. Es ist ungerecht und grausam, diejenige zu quälen, die von Dir ihr ganzes Glück erwartet.

Thue den Armen wohl.

Thue nie jemandem Unrecht! Duellire Dich nie. Blut fordert Blut. Werde gottesfürchtig.

Denke an Anna!

Axel an Anna.

Was ich jetzt thun werde, sage ich Dir im voraus, damit Du darauf vorbereitet bist und nicht erschrickst. Ich komme zu Dir herab, — schlage die Saalthür, schlage alle Thüren ein, wenn sie verschlossen sind, — schlage jeden zu Boden oder todt, der mich aufhalten will, gehe hinein und setze mich neben Dich, um mit der Kraft einer Verzweiflung, welche das Schicksal auf meine Seite zwingen und den Tod selbst besiegen wird, Deinen Engelsgeist in Deinem Engelskörper zurückzuhalten. Ich folge diesen Zeilen.

Axel an Anna.

Drei Tage später.

Ich kam zu Dir, Anna, wild, in namenloser Verzweiflung, sah Dich, ward ruhig und lernte beten. Ich sah Dich fast im Begriff, mich zu verlassen und in eine bessere Heimat hinüberzugehen, die Dir so wohlbekannt ist, von der ich aber ausgeschlossen war — und vermochte wieder zu beten! — Du bist mir wiedergegeben — der Erde und mir! — Und jetzt, Engel des Himmels, lehret mich beten — und danken!

Axel an Anna.

Einen Tag später.

Man will mir nicht erlauben, bei Dir zu sein; Du bedarfst der Ruhe, sagt man. Ja, meine Anna, ich gebe zu, daß meine Natur keine Aehnlichkeit mit dem Westwinde hat; aber sie soll sie immer mehr und mehr erhalten. Dein letzter Brief, meine Anna, soll immer an meinem

Herzen ruhen, wie ein Talisman soll er dort wider alles Böse und für alles Gute wirken. Emil habe ich umarmt, als meinen Wohlthäter und Freund. Zusammen sind wir heute zu L., meinem Gegenspieler und dem Opfer meiner Wuth, gegangen. Er ist außer aller Gefahr. An seine Mutter wandte ich mich mit dem schweren Worte Verzeihung — welches leider bei mir jetzt recht gewöhnlich geworden ist —, und mit einem Handschlag haben L. und ich einander gelobt, nie wieder zu spielen.

Axel an Anna.

Durch Fürsorge des edelmüthigen Emil sind meine Schulden schon bezahlt. O ich bin meines Glücks nicht würdig. Es drückt mich, es erdrückt mich beinahe. Wenn ich auf ein Jahr Trappist sein, ein härenes Hemd tragen, mich alle Tage ein wenig geißeln, auf Nägeln liegen, schweigend mit niedergeschlagenen Augen gehen, nicht die Sonne sehen, mein eigenes Grab graben könnte, — dann glaube ich, würde ich etwas mehr Muth dazu fassen, noch glücklich zu werden.

Ich sagte dies eben in der Fülle meines Herzens zu Emil. Er lachte und fragte, ob ich als Anfang meiner etwaigen Bußübung mir nicht auflegen wollte, Anna einen Monat lang nicht zu sehen. Ebenso gut wäre es, mich gleich zu begraben! Anna, Du bist mein Leben, mein alles. Die Strenge des Trappistenlebens ist nichts, alle physische Marter ist bloßes Kinderspiel; aber Dich nicht sehen, — sieh', das ist Märtyrerthum, das ist der Tod!

Axel an Anna.

Ich wollte, ich könnte mit meinen Athemzügen die Zeit auffaugen und damit den Augenblick, wo ich Dich

wiedersehen darf, schneller herbeiführen; und dennoch genieße ich Tropfen für Tropfen diese Zeit, von welcher jede Minute Dir mehr Lebenskraft, mehr Stärke zuführt. Fürchte nicht meine Gegenwart, meine liebe Anna! Ich werde still, ruhig, unbeweglich wie Deine Pendeluhr sein, wenn ich nur in Deiner Nähe die Stunden derselben zählen darf. Ich will sehen, was man Dir eingibt, wie man Dich pflegt. Nimm keine Medicin mehr; sie hilft zu nichts, wenn man auf dem Wege der Besserung ist, als daß sie einem die Zähne verdirbt und Gesichter schneiden lehrt. Genieße nichts anderes, als was Dir angenehm ist, was man Dir auch sage!

Axel an Anna.

Warten und warten und ewig warten! Ihr guten Leute, die ihr so ruhig und unausstehlich zur Geduld und zum Warten und zum Stillsein ermahnt, euch muß der Himmel in seinem Zorn aus so viel Erde erschaffen haben, daß ihr euch nicht einmal einen Begriff von Feuer und Luft machen könnt. Euer Barometer, das stets auf der monotonen Höhe von beständigem und schönem Wetter steht, hat nicht die geringste Gemeinschaft mit denen, die in gefühlvollen Herzen beständig fallen und steigen — von Ruhe zu Sturm, von Sonnenschein zu Regen. Gott segne euch, ihr guten Leute! Ich bin euch von ganzem Herzen gram.

Axel an Anna.

Du bist es, Anna, der ich es zu verdanken habe, daß ich nicht mehr jene drückenden Qualen, jene Gewissensbisse fühle. Du bist es, die alles wieder gut gemacht hat. Fürchte nicht, meine Anna, daß, obgleich die Folgen

meiner Vergehungen — Verbrechen waren es — durch Gottes Gnade sobald vertilgt worden sind, fürchte nicht, daß deren Andenken jemals in meiner Seele erlöschen werde. Nie werde ich sie vergessen! — Jeden Augenblick werde ich mich daran erinnern, wie eifrig ich danach streben muß, Dich vergessen zu machen, was ich einst war. Meine sanfte Anna, nur Du sollst es vergessen.

Anna an Axel.

Ich kann wieder die Feder halten! Kann wieder an Axel, meinen Axel schreiben! — Noch darfst Du nicht zu mir herunterkommen. Ich bin noch zu schwach. Dich wiederzusehen mit voller Besinnung, im vollen Gefühl unserer Glückseligkeit, dazu bin ich noch zu schwach.

Anna an Axel.

Meinen Dank, Axel, für die Blumen, Früchte und alles, was Du mir geschickt hast. — Meine Stube gleicht jetzt einem schönen Garten. Meine Tante ist zwar mit dieser Verwandlung nicht zufrieden, aber sie getraut sich nicht ein Wort dawider zu sagen. Seit dem Augenblick, wo Du sie von der Thürschwelle meiner Stube hoch oben auf den Bücherschrank hinaufschobst und sie ruhig zu sein batest, hat sie solch einen panischen Schrecken vor Dir, daß sie nichts, was von Dir kommt, anzurühren wagt. Sie scheint zu fürchten, daß ein elektrischer Funke aus den Dingen, die Du angerührt hast, hervorsprühen könne. Was mich betrifft, so finde ich die Blumen so schön, die Früchte so gut, daß ich mich mit dem innigsten Wohlbehagen von ihnen umgeben sehe, obgleich sie von dem wilden, heftigen Axel kommen.

Axel, wir sind doch ungerecht gegen unsere Verwandten gewesen. Wir wollten uns ins Elend stürzen, sie wollten uns daran verhindern. Hatten sie wol unrecht? Sie waren vielleicht zu hart, aber ihre Absicht war gut.

Axel an Anna.

Du befindest Dich heute schlechter, sagte mir Rosina! — Der gar zu starke Blumenduft! — O ich Unglücksvogel! Reiße sie aus und schleudere alle Töpfe zum Fenster hinaus — gleich im Augenblick. — Ich komme sonst und thue es selbst. — Anna, darf ich? — Anna, laß mich kommen!

Anna an Axel.

Aus Mitleiden mit den Köpfen der armen Vorübergehenden und aus Gerechtigkeit gegen die unschuldigen Blumentöpfe selbst sind diese nicht zum Fenster hinausgeworfen, — sondern nur aus meiner Stube in eine andere gebracht worden, wo ich zum ersten mal meinen Axel wiedersehen will, wenn ich Kräfte genug dazu haben werde. Zu mir darfst Du noch nicht kommen. Sei indeß ganz ruhig über mich. Ich bin jetzt wieder wohl.

Axel an Anna.

Nun Gott sei gelobt! Das ist alles, was ich sagen kann. Solltest Du vielleicht nicht dennoch eine stärkende Arznei einnehmen? Frage doch den Doctor, beste Anna! Oder es ist das Beste, daß ich mit ihm rede, wenn er von Dir kommt, — der Glückliche!

Anna an Axel.

Werde 'mal sehen! ob Du mich wiedererkennst, Axel, wenn wir uns wiedersehen. Ich habe mich durch meine Krankheit sehr verändert; mager, bleich, mit eingefallenen Augen und Wangen, — gar nicht mehr hübsch, — nicht im geringsten mehr der Kronprinzessin ähnlich.

Axel an Anna.

Sieh', Anna, ich stelle mir vor, daß Du lahm geworden, daß Deine Augen klein und schielend wie die der Tante, daß Deine Nase platt, Deine Zähne schwarz, Deine Hände grün, Dein Haar roth, Deine Füße groß geworden; ich stelle mir vor, daß dies jetzt meine Anna sei, durch meine Schuld, — meine Anna mit ihrem Engelherzen, ihrer himmlischen Güte, — und zu den Füßen dieser Anna sehne ich mich, brenne ich vor Ungeduld zu liegen, um ihr zu sagen: „Anna, ich bin Deiner unwürdig; aber ich liebe Dich unbeschreiblich, verachte mich nicht! — Verstoße mich nicht, liebe mich meiner Liebe wegen; werde wieder arm, — aber werde mein, und als ein bettelnder Zigeuner werde ich noch jeden Tag meines Lebens dem Himmel und Dir für eine Glückseligkeit danken, deren Uebermaß ich nicht zu tragen vermag!"

Anna an Axel.

O Schwärmer! Deine Flügel, fürchte ich, würden Dich nicht weit tragen. Sei indessen ruhig; so hart sollst Du nicht geprüft werden; schön ist Anna nicht mehr, — aber so sieht sie doch nicht aus. Bester Axel, wann

wirst Du weniger heftig, weniger excentrisch, wann besonnener werden?

Axel an Anna.

Wenn Du meine Gattin bist; wenn ich jeden Tag, jede Stunde Dich sehen, Dich hören, um Dich sein werde. Doch was ich zuletzt schrieb, war keine Uebertreibung, keine Schwärmerei, war meines Herzens innigstes, wahrstes Gefühl.

Anna an Axel.

O die unbeschreiblich liebliche Frühlingsluft! Durch das geöffnete Fenster genieße ich sie unter Deinen Blumen sitzend. Die Sonne durchdringt mich mit neuem Leben und neuer Wärme, die Vögel zwitschern auf den knospenden Bäumen der Terrasse; alles ist schön, mild und herrlich. Wenn es ein Gefühl auf Erden gibt, das lieblich, beseligend ist, das süße Thränen der Wollust und des Friedens auspreßt, so ist es das, wenn nach überstandenem Krankenlager und Schmerz man still wieder zum Leben erwacht, — zu einem Leben, wo nur Frühlingslüfte, nur Blumen uns winken. Wie still, wie rein ist alles in uns, wie zugänglich sind wir der Freude, wie geneigt zu allem Guten! Ich habe heute in schönen, unschätzbaren Augenblicken das Leben begrüßt und dem allgütigen Geber desselben innig gedankt. Morgen, Axel, erwarte ich Dich; morgen um die Mittagszeit.

Axel an Anna.

Morgen! Mehr kann ich nicht sagen; mein Alles liegt in dem Worte: Morgen!

Anna an Axel.

Wir wollen still und ruhig sein, Axel. Wir waren früher Kinder, jetzt sind wir alt geworden, — wir haben gelitten, laß uns das nicht vergessen. Stürmen gleich, welche die Luft reinigen, sind die Leidenschaften für die Seele, wenn sie zu wüthen aufgehört haben; mögen sie das auch für uns gewesen sein. Axel, wir wollen ruhig, klar, rein und voll Frieden sein, wie dieser schöne Frühlingstag.

Heute um die Mittagszeit, Axel! Die schönsten Apfelsinen habe ich aufgehoben, um sie mit Dir zu essen. Du mußt auch sehen, wie wohl Deine Blumen gepflegt sind. Sie zu begießen und zu pflegen, ist die erste und liebste Uebung meiner wiederkehrenden Kräfte gewesen.

Axel an Anna.

Ich habe Dich gesehen! Mehrere Stunden habe ich nicht schreiben können. Jetzt ist es Abend, — finster, schweigend, ruhig, — jetzt bin ich stiller. Aber nur eins weiß ich, eins fühle ich: ich habe Dich gesehen!

Axel an Anna.

Anna, Du bist himmlisch gut, — engelschön! O Du hast nichts Irdisches an Dir! Deine Liebe, Anna! O was bist Du alles für mich!

Axel an Anna.

Wie reizend warst Du in dem weißen, einfachen Anzug! Kleide Dich immer so, Anna! Weiß steht nicht

allen; aber für Dich scheint diese Farbe gemacht zu sein, Du schneeweiße Unschuld. Wie Du in der bunten Blumenwelt dasaßest, so einfach, so weiß, so unaussprechlich schön, schienst Du mir ein reiner Engel, dessen hoher Demuth von aller Herrlichkeit der Erde gehuldigt werden müßte. Für einen Augenblick senkte sich's wie ein Flor vor meine Augen; ich hielt diesen für eine Wolke, welche Dich umschwebte, und glaubte eine besinnungslose Minute, Du würdest zu dem Lande emporschweben, das hoch über den Wolken liegt. An Deinen Knien, Deine Hände in den meinigen, meinen Mund auf dem Deinigen, erwachte ich, — sah Dich, — sah mich, sah die Erde, — nein, den Himmel!

Axel an Anna.

Ich kann mich kaum an mein Glück gewöhnen, so plötzlich, so groß, so unverdient ist es. Jeden Morgen überrascht es mich fast wie ein Erdbeben. Und ich muß wol funfzigmal Anna's süßen Namen nennen, ehe des Herzens stürmische Schläge ruhiger werden.

Jetzt muß ich Emil sehen und ihm sagen, daß er ein Engel ist. Ich werde zu ihm gehen. Ah, da kommt er eben zu mir!

Axel an Anna.

Ein Haus gekauft, Hausgeräthe, — die Wirthschaft in Ordnung gebracht, — meine Geschäfte abgemacht, heute das Aufgebot, — in acht Tagen die Hochzeit! „Emil, wer bist Du! Bist Du ein Engel, ein Gott?“ — „Ich bin — Anna's Liebhaber!“ — „O der Tausf . . . das sollst Du bleiben lassen!“ — „Ich will Euer gemeinsamer Freund werden.“ — „Du darfst niemals in mein

Haus kommen!" — „Das werde ich auch nicht — jetzt nicht — ich werde verreisen." — „Aber Du kommst doch wieder?" — „Als verheiratheter Mann. Lebe wohl, Axel! Sei Anna's würdig, werde glücklich!"

Dieser Emil — und — und ich! Anna, wie gefällt Dir dieser Emil?

Anna an Axel.

Er ist besser, edler als Axel, — aber nur Axel liebe ich — — so unvernünftig, so unerklärlich ist das Menschenherz, so schwach ist das meinige. Machst Du mir Vorwürfe, Axel?

Axel an Anna.

Anna, versöhne mich mit mir selbst. Ich bin Deiner nicht würdig, ich kann es niemals werden!

Anna an Axel.

Ich liebe Dich — und werde in wenigen Tagen Deine Gattin, die von Dir ihr ganzes Wohl, ihr ganzes Glück erwartet.

Deine kleine Schwester wird zu uns kommen. Ich will ihre Mutter sein.

Axel an Anna.

Wenn die Engel des Himmels sich vorgenommen haben, durch Wohlthaten einen Menschen klug und gut zu

machen, so will ich zehn gegen eins wetten, daß es ihnen gelingen wird.

Ich schreibe nicht mehr an Dich, Anna, — ich bleibe bei Dir.

Billets erinnern mich nur an verschlossene Thüren, an Eifersucht, Mistrauen und Verzweiflung; und fort mit verschlossenen Thüren, mit schwarzer Verzweiflung, schwarzer Eifersucht und allem Schwarzen, — ja, auch mit der Tinte — fort damit! Möge dieselbe zwischen meinem Weibe und mir nie wieder nöthig werden!

Anna an Axel.

Amen!

Janne an seine Schwester Ulla.

Weißt Du, liebe Ulla, die Correspondenz, wie man es nennt, ist nun zu Ende. Die ganze Frühlingszeit bin ich Treppe auf, Treppe ab gelaufen mit kleinen beschriebenen Papierchen, die Billets heißen, zwischen einem jungen Frauenzimmer und einem jungen Herrn. Und immer hatte ich dabei ein Paar Stiefeln oder Schuhe, die ich immer putzen sollte, in der Hand, und unschuldig sah ich aus wie meine Stiefelwichsflasche. Und weißt Du, für jedes Billet, das ich an Ort und Stelle ablieferte, kroch ein oder gar zwei, drei Schillinge und einigemal ganze Thaler in meine Tasche. Einigemal erhielt ich ein paar tüchtige Ohrfeigen von dem jungen Herrn, der über die maßen hitzig war; und zwar deshalb, weil ich kein Billet hatte, während er behauptete, ich müßte eins haben, nämlich von dem jungen Frauenzimmer. Dafür

bekam ich aber auch nachher als Pflaster einen Zwölfschillingsschein, sodaß ich gern noch mehrere hingenommen hätte. Wie viel Billets es zusammengenommen waren, ist mehr als mein armer Kopf ausrechnen kann. Die Summe ist die, daß ich dreißig Reichsthaler zusammengespart habe; daß ich die theuere Stadt Stockholm verlasse, wo ein Butterbrot mehr kostet als der ganze Magen werth ist; daß ich heimeile nach Småland, unserer Mutter ein Häuschen kaufe und mich nach meinen Strapazen bei ihr in Ruhe setze. Hier habe ich keinen Verdienst mehr. Die Correspondenz ist zu Ende. Die Herrschaften haben sich miteinander verheirathet. Gott gebe ihnen seinen Frieden!

II.

Hoffnungen.

Ich hatte eine eigene Methode, ohne viele Mühseligkeit den steinbesäeten Lebensweg zu wandern, obgleich ich in physischem wie in moralischem Sinn auf demselben fast barfuß wanderte, — ich hoffte, hoffte von Tag zu Tag, am Morgen auf den Abend, am Abend auf den Morgen, im Herbst auf den Frühling, im Frühling auf den Herbst, von diesem Jahr auf das nächste; und so war ich unter lauter Hoffnungen fast über dreißig Jahre meiner Lebenswanderung hinweggekommen, ohne von allen meinen Entbehrungen etwas anderes als den Mangel ganzer Stiefeln schmerzlich zu empfinden. Darüber tröstete ich mich jedoch leicht draußen in der freien Luft; aber in einem Salon gab es mir immer einen unruhigen Hang, die Fersen, als das am wenigsten Zerrissene, nach vorn zu wenden. Weit drückender war es mir freilich, daß ich in den Hütten des Elends nur mit freundlichen Worten trösten konnte.

Ich tröstete mich, wie tausend andere, mit einem hoffnungsvollen Blick auf Fortuna's rollendes Rad, und mit der philosophischen Bemerkung: „Kommt Zeit, kommt Rath."

Als armer Hülfsgeistlicher bei einem Landprediger mit knappem Sold und magerer Kost, moralisch verschimmelnd in der Gesellschaft der zänkischen Hausherrin, des sich gern betrinkenden Pastors, eines geckenhaften jungen Herrn, und der Töchter des Hauses, die mit hohen Schultern und einwärtsgekehrten Füßen vom Morgen bis zum Abend auf

Besuch gingen, empfand ich eine eigene seltsame Regung von Zärtlichkeit und Freude, als einer meiner Bekannten mich schriftlich benachrichtigte, daß mein mir persönlich unbekannter Oheim, der Kaufmann P. in Stockholm, am Tode liege und in einem Anfall von Verwandtenliebe nach seinem Taugenichts von Neffen gefragt habe.

Auf einem ungewöhnlich unbequemen und hartnäckigen Bauerkarren läßt sich jetzt der dankerfüllte Neffe mit einem platten, magern Bündelchen und einer Million reicher Hoffnungen bergauf bergab rütteln, und kam über Hals und Kopf in der Hauptstadt an.

Im Wirthshause, wo ich abstieg, bestellte ich mir ein kleines — nur ein ganz kleines Frühstück — eine Kleinigkeit — ein Butterbrot — ein paar Eier.

Der Wirth und ein dicker Herr gingen im Saal auf und ab und plauderten. „Na, das muß ich sagen", sagte der dicke Herr, „dieser Großhändler P., der vorgestern starb, der war ein Mordskerl!"

„Ja, ja", dachte ich, „aha, aha, ein Mordskerl, der tüchtig Geld hatte! — Höre Er, mein Freund (zum Kellner), könnte Er mir nicht ein Stück Rinderbraten oder sonst ein anderes, solideres Gericht schaffen? Hör' Er! — eine Tasse Bouillon wäre auch nicht zu verachten — Besorg Er das, aber schnell!"

„Ja", sagte jetzt mein Wirth, „es ist stark! Dreißigtausend Thaler und noch dazu Banco! — Das hätte sich wol niemand in der ganzen Stadt träumen lassen — dreißigtausend!"

„Dreißigtausend", wiederholte ich in meiner frohlockenden Seele, „dreißigtausend! Höre, Junge, Kellner! Mache Er schnell, gebe er dreißigtau . . . nein, gebe Er Banco — nein, gebe Er eine Flasche Wein her, sage ich!" Und vom Kopf zum Herzen sang es in mir unter den Paukenschlägen aller Pulse, in abwechselnden Echos: „Dreißigtausend! Dreißigtausend!"

„Ja", fuhr der dicke Herr fort, „und können Sie's wol

glauben, daß in der Schuldenmasse für neunhundert Thaler Coteletts und für fünftausend Thaler Champagner sind. Jetzt stehen seine Gläubiger hübsch da und sperren das Maul auf; alle Sachen im Hause sind kaum zwei Pfennige werth, und draußen vor demselben finden sie als einzige Entschädigung — eine Kalesche!"

„Aha, das ist etwas ganz anderes! Höre Er, Junge! Kellner! He, komm Er her! Nehm' Er das Fleisch und die Bouillon und den Wein wieder weg! Und hör' Er, bemerke Er wohl, daß ich nicht einen Bissen von allem gegessen habe — — Wie sollte ich das auch! Ich habe ja, seitdem ich heute Morgen die Augen aufthat, nichts weiter gethan als gegessen (eine schreckliche Unwahrheit!), und es fiel mir eben ein, daß es deshalb unnöthig ist, für einen so überflüssigen Schmaus Geld auszugeben." „Aber Sie haben es ja bestellt", antwortete der Kellner aufgebracht. „Mein Freund", erwiderte ich und griff mir hinters Ohr, ein Ort, von woher Personen, die in Verlegenheit sind, sich gewöhnlich irgendeine nothdürftige Aushülfe zu holen pflegen, „mein Freund, es war ein Irrthum, für den ich nicht büßen kann; denn es war nicht meine Schuld, daß ein reicher Erbe, für den ich das Frühstück bestellt hatte, in einem Nu arm, ja ärmer als mancher arme Teufel ward, indem er mehr als die Hälfte seiner Creditive auf die Zukunft verlor. Wenn er also bei so bewandten Umständen, wie Er wol begreifen wird, ein theueres Frühstück nicht bezahlen kann, so verhindert das doch nicht, daß ich die Eier, die ich verzehrt habe, bezahlen und Ihm obendrein ein gutes Trinkgeld für seine Mühe geben kann, indem Geschäfte mich zwingen, sogleich von hier wegzuziehen."

Durch meine vortreffliche Logik und das gute Trinkgeld schaffte ich mir mit blutendem Herzen und wässerndem Mund das theuere Frühstück vom Halse und wanderte mit meinem kleinen Bündel unter dem Arm in der Stadt umher, um mir eine wohlfeile Stube zu suchen,

während ich darüber nachsann, woher ich das Geld dazu nehmen sollte.

Ich hatte infolge des heftigen Zusammenstoßes, der zwischen der Hoffnung und der Wirklichkeit stattgefunden hatte, ein wenig Kopfweh bekommen. Als ich aber auf meiner Wanderung einen mit Bändern und Sternen geschmückten Herrn aus einer prächtigen Equipage steigen sah, der eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, tiefgerunzelte Stirn und über den Augenbrauen einen bezeichnenden Zug von übler Laune hatte; als ich einen jungen Grafen, den ich auf der Universität in Upsala kennen gelernt hatte, so gehen sah, als wollte er vor Alter und Lebensüberdruß auf die Nase fallen: da richtete ich den Kopf auf, zog tief die Luft ein, die zufälligerweise (unglücklicherweise) gerade an dieser Stelle einen Mettwurstgeruch hatte, — und pries die Armuth und ein reines Herz!

In einer entlegenen Straße fand ich endlich eine kleine Stube, die besser zu meinen getrübten Aussichten, als zu den hellen Hoffnungen paßte, die ich noch vor zwei Stunden hegte.

Ich hatte Erlaubniß erhalten, den Winter in Stockholm zu verleben, und ihn ganz anders, als jetzt zu erwarten stand, hinzubringen gedacht. Aber was war zu thun? Den Muth sinken lassen, war das Schlimmste; die Hände in den Schos legen und zum Himmel hinaufsehen, nicht viel besser. „Die Sonne bricht hervor, wenn man es am wenigsten erwartet", dachte ich, während schwere Herbstwolken sich auf die Stadt herabsenkten. Ich beschloß, mir alle Mühe zu geben, um mir ein anständiges Auskommen mit etwas angenehmerer Aussicht für die Zukunft, als sich mir unter dem erbärmlichen Schutz des Pastors G. eröffnete, zu verschaffen und mittlerweile durch Copiren — ein trübseliger Ausweg in einer trübseligen Lage — mir das tägliche Brot zu verdienen.

So lebte ich meine Tage hin unter fruchtlosen Bemühungen, Ohren zu finden, die nicht taub wären, un-

ter der brustangreifenden Beschäftigung, die leeren Erzeugnisse leerer Köpfe ins Reine zu schreiben, bei immer kärglicher werdendem Mittagsbrot und steigenden Hoffnungen, bis zu dem Abend, bei dessen Datum ich späterhin in meinem Kalender ein Kreuz machte.

Mein Wirth hatte mich soeben mit der freundlichen Ermahnung verlassen, den Miethzins fürs erste Quartal am folgenden Tag zu bezahlen, wenn ich es nicht preferirte (die Artigkeit ist französisch), aufs neue mit Sack und Pack eine Entdeckungsreise durch die Straßen der Stadt anzutreten.

Ein unbeschreiblich kalter Novemberabend war eben zu seiner achten Stunde gelangt, als ich bei meiner Rückkunft von einem Krankenbesuche, wo ich, vielleicht — möglicherweise etwas unbedachtsam, meinen Geldbeutel ausgeleert hatte, mit diesem liebreichen Gruß empfangen ward.

Ich putzte mein schläfriges dünnes Licht mit den Fingern und blickte in der kleinen schwarzen Kammer umher, zu dessen fernerer Benutzung ich mich bald zum Goldmachen genöthigt sehen sollte.

„Diogenes wohnte schlechter", seufzte ich mit ergebenem Sinn, indem ich einen lahmen Tisch vom Fenster rückte, wo Wind und Regen sich nicht begnügten bescheiden draußen zu bleiben. In demselben Augenblick fielen meine Blicke auf ein prächtig loderndes Kaminfeuer in einer Küche, die meiner bescheidenen Kammer, wo der Kamin gerade das Dunkelste von allem war, gerade gegenüber tantalisch dalag. „Köchinnen und Köche haben ein glückliches Los unter den dienenden Sterblichen!" dachte ich, während ich mit einer heimlichen Lust, das Feuerleihe-Spiel zu spielen, die wohlgenährte Dame betrachtete, die unter Grapen und Casserolen in der Glorie des Feuerscheins wie eine Herrscherin dastand und mit dem Feuerzange-Scepter majestätisch in dem glühenden Reich umherwühlte.

Ein Stockwerk höher hatte ich durch ein Fenster, das von keinem neidischen Vorhang verdeckt war, die Aussicht

in ein hellerleuchtetes Zimmer, wo eine zahlreiche Familie um einen Theetisch voll Körbe und Tassen versammelt war.

Ich war starr am ganzen Leibe vor Kälte und Feuchtigkeit; wie leer es in dem Theile war, welcher das Magazin genannt werden kann, davon rede ich gar nicht; — aber — — „Ach, Herr Gott“, dachte ich, „wenn doch das hübsche Mädchen, das dort drüben dem dicken Herrn, der vor Sattheit sich kaum vom Sofa aufzurichten vermag, eine Tasse Theenektar und so prächtige Brezeln reicht, ihre schöne Hand etwas weiter ausstrecken wollte und könnte — mit tausend Küssen würde sie — — „Umsonst! — Ach, der satte Herr nimmt die Tasse — er tunkt und tunkt seine Brezeln so ewig langsam ein, — es ist zum Weinen. Jetzt streichelt ihn das reizende Mädchen! — Ich bin neugierig, ob es der liebe Papa selbst ist oder der Onkel — oder vielleicht — — Ach, der beneidenswerthe Sterbliche! — Aber nein, es ist ja unmöglich — er ist wenigstens vierzig Jahre älter als sie. Sieh', das muß wol seine Frau sein — — eine ältliche Dame, die neben ihm auf dem Sofa sitzt und der das Fräulein Kringel anbietet — die Alte sieht sehr würdevoll aus — — Aber zu wem geht sie jetzt, ich kann die Person nicht sehen, — ein Ohr und ein Stück von einer Schulter ist alles, was neben dem Fensterrahmen hervorguckt. Daß die ehrenwerthe Person mir den Rücken zuwendet, kann ich ihr gerade nicht verdenken; daß sie aber das Mädchen eine Viertelstunde vor sich stehen, sich verneigen und ihre Sache anbieten läßt, das ärgert mich schier, — ein Frauenzimmer muß es sein, ein Mann könnte nicht so unhöflich gegen dieses Engelsgeschöpf sein; — aber — oder — jetzt nimmt sie die Tasse — und jetzt, o weh! greift eine große Mannshand in den Zwiebackskorb — der Grobian — und wie er zugreift, der Ungeschliffene — ich möcht' wol wissen, ob es ihr Bruder ist — er war vielleicht hungerig, der arme Kerl! Jetzt kommt die Reihe an zwei liebliche Kinder, — die der Schwester ähnlich sind. Es sollte mich

wundern, wenn der gute Mann mit dem einen Ohr etwas übrig gelassen hat. Das allerliebste Mädchen, wie sie die kleinen liebkost und küßt und ihnen alle Kringel und Kuchen gibt, die den langen Fingern des Monsieur Vielfraß entwischt sind! Jetzt hat sie selbst, das süße Kind, von der ganzen Bewirthung nichts mehr als ich, — den Geruch ausgenommen.

Was für eine Bewegung entsteht plötzlich im Zimmer! Der alte Herr erhebt sich von dem Sofa; die Person mit dem einen Ohr stürzt vor und gibt dabei dem Mädchen einen Stoß (das Dromedar!), daß sie gegen den Theetisch anprallt, der dadurch die arme Frau, die gerade aufspringen will, wieder auf das Sofa zurückstößt; die Kinder hüpfen und klatschen in die Hände — die Thür fliegt auf — ein junger Offizier tritt herein — das Mädchen wirft sich ihm in die Arme. Ja so! Aha! Da haben wir's! Ich schlage meine Fensterladen zu, daß es kracht, und setze mich ganz durchnäßt vom Regen und an den Knien zitternd auf einen Stuhl.

Was hatte ich auch am Fenster zu schaffen? Das hat man davon, wenn man neugierig ist.

Vor acht Tagen war diese Familie vom Lande in das schöne Haus mir gerade gegenüber gezogen, und es war mir noch nie eingefallen, zu fragen, wer sie wäre oder woher sie stamme. Was brauchte ich heute Abend mich auf unerlaubte Weise mit ihren häuslichen Verhältnissen bekannt zu machen? Was konnte es mich interessiren? Ich war bei übler Laune; vielleicht empfand ich auch etwas Herzweh; — aber gleichviel, meinem Vorsatz treu, mich nie ängstlichen Gedanken hinzugeben, wenn sie nichts fruchten können, ergriff ich mit starren Fingern die Feder, und um meinen Verdruß zu verscheuchen, wollte ich eine Schilderung der häuslichen Glückseligkeit — einer Glückseligkeit, die ich nie genossen hatte — versuchen. Uebrigens philosophirte ich, während ich in meine erstarrten Hände blies: „Bin ich denn der erste, der in dem Treibhaus

der Phantasie eine Wärme gesucht hat, welche die harte Welt der Wirklichkeit ihm versagt? Sechs Thaler für eine Klafter Fichtenholz; ja prosit, die hast du nicht vor dem December! Ich schreibe!

„Glücklich, dreimal glücklich die Familie, in deren enggeschlossenem Kreise kein Herz einsam blutet oder einsam sich freut, kein Blick, klein Lächeln unerwidert bleibt, und wo die Freunde nicht mit Worten, sondern mit Handlungen einander täglich sagen: deine Sorgen, deine Freuden, dein Glück sind auch die meinigen!“

„Schön ist das friedliche, das stille Haus, welches sich schützend um den müden Pilger durch das Leben schließt, welches um seinen freundlich lodernden Herd zur Ruhe versammelt den Greis am Stabe, den kraftvollen Mann, seine liebende Gattin und glückliche Kinder, die jauchzend und frohlockend in ihrem irdischen Himmel umherhüpfen und einen in Unschuld mit Spielen verbrachten Tag damit beschließen, daß sie, das Dankgebet noch auf lächelnden Lippen, an der Brust der Aeltern einschlafen, während die sanfte Stimme der Mutter in flüsternden Wiegentönen ihnen erzählt, wie um ihr Lager

Die Englein stehen
Im Ring
Und bewachen das Bett,
Wo die Unschuld schläft.“

Hier mußte ich aufhören, denn ich fühlte etwas einem Regentropfen Aehnliches aus meinem Auge hervorkommen und konnte deshalb nicht mehr klar sehen.

„Wie mancher“, dachte ich, indem meine Gedanken wider meinen Willen eine melancholische Wendung nahmen, „wie mancher muß nicht zu seinem Schmerz dies höchste Glück des Erdenlebens, häusliche Glückseligkeit, entbehren!“

Einen Augenblick betrachtete ich mich in dem einzigen ganzen Spiegel, den ich in meiner Stube hatte — dem der Wahrheit, und schrieb dann mit düsterm Gefühl weiter:

„Unglücklich kann gewiß der Verlassene genannt werden, der in den angstvollen und kühlen Augenblicken des Lebens — die ja so oft kommen — an kein treues Herz gedrückt wird, dessen Seufzer niemand erwidert, dessen stillen Kummer niemand lindert mit einem «Ich verstehe dich! Ich leide mit dir!»"

„Er ist verzagt, niemand richtet ihn auf; er weint, niemand sieht es, niemand will es sehen; er geht, niemand folgt ihm; er kommt, niemand geht ihm entgegen; er ruht, niemand wacht über ihn, — er ist einsam, — o wie unglücklich ist er! Warum stirbt er nicht? Ach, wer würde ihn beweinen? Wie kalt ist ein Grab, das keine warme Liebesthränen benetzen!

„Er ist einsam in der Winternacht, für ihn hat die Erde keine Blumen, und dunkel brennen die Lichter des Himmels. Weshalb wandert er, der Einsame, weshalb wartet er, weshalb flieht er nicht, der Schatten, zum Lande der Schatten? Ach, er hofft noch, er ist ein Armer, der um Freude bettelt, der noch in der elften Stunde wartet, daß eine barmherzige Hand ihm ein Almosen gebe.

„Ein einziges Erdenblümchen will er pflücken, es an seinem Herzen tragen, um nachher nicht so einsam, nicht so ganz einsam zur Ruhe hinabzuwandern."

Es war meine eigene Lage, die ich beschrieb, — mich selbst beklagte ich.

Frühzeitig meiner Aeltern beraubt, ohne Geschwister, Freunde und Verwandte, stand ich in der Welt noch so einsam und verlassen da, daß ich ohne eine innige Zuversicht zum Himmel und ein von Natur glückliches Gemüth oft genug diese schnöde Welt zu verlassen hätte wünschen mögen; bisjetzt aber hatte ich fast beständig auf die Zukunft gehofft, und dabei mehr aus einem instinctmäßigen

Gefühl, daß dies das Beste wäre, als aus Philosophie alle gar zu lebhaften Wünsche auf eine angenehme Gegenwart, wenn sie mit der Möglichkeit so durchaus im Streite lagen, unterdrückt. Aber seit einiger Zeit war es leider anders mit mir; ich empfand, und vorzüglich diesen Abend mehr denn jemals, eine unaussprechliche Begierde, jemand lieb zu haben, jemand um mich zu haben, der mir zugethan, der mir ein Freund wäre, kurz — für mich die höchste Glückseligkeit auf Erden — eine Gattin, eine geliebte, angebetete Gattin zu haben! O, sie würde mich trösten, sie würde mich erheitern! Ihre Zärtlichkeit würde mich in der ärmsten Hütte zu einem König machen! Daß das Liebesfeuer meines Herzens das treue Wesen an meiner Seite nicht vor Erfrieren sichern würde, ward mir bald unter unfreiwilligem Schauder klar und fühlbar. Bedrückter als jemals stand ich auf und ging einigemal in meiner Kammer herum, das heißt zwei Schritte geradeaus und dann rechtsumkehrt. Das Gefühl meiner Lage folgte mir wie der Schatten an der Wand, und zum ersten mal in meinem Leben fühlte ich mich verzagt und warf einen finstern Blick in meine düstere Zukunft. Ich hatte keine Gönner, konnte deshalb für lange Zeit nicht auf Beförderung, folglich auch nicht auf eigenes Brot — einen Freund — eine Frau, meine ich — rechnen.

„Aber was in aller Welt", sage ich noch einmal ernstlich zu mir selbst, „was hilft das Grübeln?" Noch einmal suchte ich mich aller ängstlichen Gedanken zu entschlagen. „Wenn doch nur eine Christenseele heute Abend zu mir käme! Wer es auch sein möge — Freund oder Feind — es ist doch immer besser als diese Einsamkeit. Ja, wenn selbst ein Bewohner der Geisterwelt die Thür öffnete, er sollte mir willkommen sein! — Was war das? Drei Schläge an die Thür! Ich will doch nicht glauben — — Wieder drei!" Ich ging und öffnete; es war niemand da; nur der Wind fuhr heulend die Treppen

auf und ab. Eilig verschloß ich die Thür wieder, steckte die Hände in die Taschen und ging eine Weile überlaut trällernd umher. Einige Augenblicke darauf glaubte ich einen Seufzer zu hören — ich schwieg und horchte — wiederum ward ganz deutlich geseufzt, und noch einmal so tief und so jämmerlich, daß ich mit heimlicher Angst ausrief: „Wer ist da?" Keine Antwort.

Einen Augenblick stand ich da und sann darüber nach, was dies wol zu bedeuten habe, als ein abscheuliches Getöse, als wenn Katzen unter Geschrei die ganze Bodentreppe hinabpolterten, und das sich mit einem gewaltigen Schlag gegen meine Thür endete, meiner Unentschlossenheit ein Ende machte. Ich nahm das Licht, einen Stock und ging hinaus. In dem Augenblick, wo ich die Thür öffnete, ward das Licht ausgeblasen. Eine gigantische weiße Gestalt schimmerte mir entgegen, und ich fühlte mich plötzlich von zwei starken Armen umfaßt. Ich rief nach Hülfe und stritt so wacker, um loszukommen, daß ich und mein Gegner zu Boden fielen, doch so, daß ich obenauf zu liegen kam. Wie ein Pfeil schoß ich wieder in die Höhe und wollte wegeilen, um Licht herbeizuschaffen, als ich über etwas stolperte — Gott weiß, was es war; ich glaube fast, daß mich jemand an den Füßen festhielt —; gleichviel, ich fiel zum zweiten mal, schlug den Kopf an die Tischecke und verlor das Bewußtsein, während ein ärgerliches Geräusch, das viele Aehnlichkeit mit einem Gelächter hatte, mir noch in den Ohren klang.

Als ich die Augen wieder aufschlug, traf sie ein blendender Lichtschein. Ich schloß sie wieder und lauschte auf ein verworrenes Getöse um mich her, — öffnete sie wiederum ein klein wenig und suchte die mich umgebenden Gegenstände zu unterscheiden, die mir so räthselhaft und wunderbar vorkamen, daß ich fast fürchtete meine Sinne

seien verwirrt. Ich lag auf einem Sofa, und — nein, ich täuschte mich wirklich nicht — das reizende Mädchen, welches an diesem Abend meinen Gedanken unaufhörlich vorgeschwebt hatte, stand wirklich neben mir und wusch mit einem himmlischen Ausdruck von Theilnahme meinen Kopf mit Essig. Ein junger Mann, dessen Gesicht mir bekannt schien, hielt meine Hand zwischen der seinigen. Ich gewahrte auch den dicken Herrn, einen andern magern, die Frau, die Kinder, und in entferntem Zwielicht sah ich das Paradies des Theetisches schimmern; kurz, ich befand mich durch eine unbegreifliche Laune des Schicksals mitten unter der Familie, welche ich vor einer Stunde mit so lebhafter Theilnahme betrachtet hatte.

Als ich wieder zu voller Besinnung kam, umarmte mich der junge Mann mehreremal mit militärischer Heftigkeit. Kennst du mich denn nicht mehr?" rief er unwillig, wie er mich an Leib und Seele versteinert sah. „Hast du denn August D., dem du vor kurzem das Leben mit Gefahr deines eigenen gerettet, so ganz vergessen, — den du so wacker auffischtest, mit Gefahr, selbst für immer in der uninteressanten Gesellschaft der Fische bleiben zu müssen? — Sieh' hier meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester Wilhelmine!" Ich drückte ihm die Hand, und jetzt umarmten mich auch die Aeltern. Mit einem tüchtigen Faustschlag auf den Tisch rief August's Vater aus: „Und weil Sie meines Sohnes Leben gerettet haben, und weil Sie ein so grundehrlicher und guter Kerl sind, und selbst Hunger leiden — um andern zu essen zu geben, so sollen Sie auch das Pastorat in H. haben — Ja, sie sollen Kirchenhirt werden! sage ich; — ich habe jus patronatus, verstehen Sie!"

Eine gute Weile war ich ganz außer Stand zu begreifen, zu denken oder zu reden, und ehe durch tausend Erklärungen alles zur Erklärung kam, hatte ich nichts anderes klar gefaßt, als daß Wilhelmine nicht — daß Wilhelmine August's Schwester wäre.

Er war an jenem Abend von einer Dienstreise zurückgekehrt, auf welcher der Zufall mir vergangenen Sommer das Glück verschafft hatte, ihn aus einer Gefahr, in welche jugendliche Hitze und Uebermuth ihn gestürzt hatten, zu erretten. Ich hatte ihn seit diesem Ereignisse nicht wieder gesehen, früher nur flüchtig seine Bekanntschaft gemacht, auf der Universität Brüderschaft mit ihm getrunken und seitdem meinen lieben Bruder vergessen.

Er hatte jetzt mit dem leicht auflodernden Enthusiasmus der Jugend seiner Familie dies Ereigniß, und was er außerdem von mir wußte und nicht wußte, erzählt. Der Vater, der ein Pastorat zu vergeben hatte, und der — wie ich später erfuhr — von seinem Fenster aus einige barmherzige Bemerkungen über meinen magern Mittagstisch gemacht hatte, beschloß, von den Bitten seines Sohnes bestürmt, mich aus dem Schos der Armuth auf den Gipfel des Glücks zu erheben. August wollte in seinem Entzücken mir mein Glück augenblicklich verkünden, und um zugleich seine Liebhaberei für lustige Späße zu befriedigen, gibt er sich auf meiner Treppe auf eine Weise zu erkennen, deren Folge für mich eine starke, obgleich nicht gefährliche Contusion an den Schläfen und die unvermuthete Versetzung über die Straße hinüber, aus dem tiefsten Dunkel in das klarste Licht ward. Tausendmal bat mich der gute Junge um Verzeihung wegen seiner Unbedachtsamkeit; tausendmal versicherte ich ihm, es sei nicht der Mühe werth, von einem so unbedeutenden Stoße zu reden. Und in der That war das Pastorat ein Balsam, der auch eine größere Verletzung unfühlbar gemacht hätte.

Erstaunt und etwas verlegen gewahrte ich nun, daß das Ohr und die Schulter, deren Besitzer so schrecklich in den Zwiebackskorb griff, und über den ich meine Galle ergossen hatte, niemand sonst als August's Vater und meinem Gönner angehörten. Der dicke Herr, der im Sofa saß, war Wilhelminens Onkel.

Die Güte und Heiterkeit meiner neuen Freunde machten, daß ich mich bald heimisch und glücklich fühlte. Die Alten behandelten mich wie ein Kind vom Hause, die Jungen wie einen Bruder, und die beiden Kleinen schienen in mir einen zukünftigen Pfefferkuchen-Freund zu ahnen.

Nachdem ich von Wilhelminens niedlicher Hand zwei Tassen Thee erhalten hatte, wozu ich beinahe fürchte in der Zerstreutheit mehr Brezeln als mein vortrefflicher Patron genommen zu haben, stand ich auf, um mich zu verabschieden. Man wollte mich durchaus die Nacht über im Hause behalten; aber ich blieb bei meinem Vorsatze, die erste glückliche Nacht in meiner alten Wohnung unter Dankgebeten zu dem höhern Leiter meines Geschicks zuzubringen.

Alle umarmten mich aufs neue, und ich umarmte jetzt alle so recht aus Herzens Grund, auch Wilhelminen, jedoch erst auf erhaltene gnädige Erlaubniß. „Das hätte ich ebenso gut unterlassen können", dachte ich nachher, „wenn es das erste und letzte mal sein soll!" August begleitete mich zurück.

In meiner Stube stand mein Wirth, mitten unter umgeworfenen Stühlen und Tischen, mit einer Miene, die zwischen Regen und Sonnenschein schwankte; auf der einen Seite zog sich der Mund mit einem widrigen Lächeln bis zum Ohr hinauf, auf der andern kroch er vor Aerger bis zum Doppelkinn hinab; die Augen folgten derselben Richtung, und das Ganze hatte das Aussehen eines Krampfes, bis der Ton, in welchem August ihn bedeutete, uns allein zu lassen, alles in die freundlichste, grinzendste Miene verwandelte und der Autor derselben unter demüthigen Verbeugungen hinter der Thür verschwand.

August war in Verzweiflung über meinen Tisch, meinen Stuhl, mein Bett u. s. w. Mit Mühe hielt ich ihn davon zurück, den Wirth, der für ein solches Loch Geld haben wollte, durchzuprügeln. Ich muß ihn mit einer

heiligen Versicherung zufrieden stellen, daß ich am folgenden Tag unverzüglich ausziehen wollte. „Aber sage ihm“, bat August, „ehe Du ihn bezahlst, daß er ein Schurke, ein Wucherer, ein Preller, ein — oder wenn Du willst, so werde ich — —“ „Nein, nein, behüte!“ unterbrach ich ihn, „sei ruhig und laß mich nur machen.“

Nachdem mein junger Freund mich verlassen, brachte ich einige glückliche Stunden damit hin, daß ich an die Veränderung meines Schicksals dachte und Gott innig dafür dankte.

Zum Pastorat schweiften sodann meine Gedanken; und der Himmel weiß, von welchen fetten Ochsen und Kühen, welchen Parks mit Blumen, Früchten und Gemüsen ich mich im Geiste in meinem neuen Paradies umgeben sah, wo meine Eva an meiner Seite und auf meinen Arm gestützt ging; und besonders, welche unzählige Menge glücklicher und erbauter Menschen ich aus der Kirche, wo ich gepredigt hatte, strömen sah. Ich taufte, ich confirmirte, ich traute meine lieben Pfarrkinder in meines Herzens Eifer und Freude — und vergaß nur die Leichenbestattungen.

Jeder brotlose Geistliche, der ein Pastorat erhalten hat, jeder Sterbliche überhaupt, dem unerwartet ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, wird sich leicht meine Lage vorstellen.

Weiterhin in der Nacht senkte es sich zuletzt wie ein Flor vor meine Augen, und meine Gedanken geriethen allmählich in einen Wirrwarr, der allerhand seltsame Vorstellungen erzeugte. Ich predigte mit lauter Stimme in meiner Pfarrkirche, und die Gemeinde schlief. Nach dem Gottesdienst kamen die Menschen als Ochsen und Kühe aus der Kirche und blökten mir entgegen, wenn ich sie ermahnen wollte. Ich wollte mein Weib umarmen, konnte sie aber nicht von einer großen Rübe trennen, die in jedem Augenblick zunahm und zuletzt uns beiden über den Kopf wuchs. Ich suchte auf einer Leiter zum Himmel emporzuklettern, dessen Sterne mir freundlich und klar

winkten; aber Kartoffeln, Gras, Wicken und Erbsen umstrickten unbarmherzig meine Füße und verhinderten jeden Schritt. Zuletzt sah ich mich inmitten meiner Besitzungen auf dem Kopfe gehen, und während ich in meiner schläfrigen Seele mich höchlich verwunderte, wie dies möglich gewesen, entschlief ich tief bei der Erinnerung an meine Träume. Dennoch muß ich mir unbewußt die Kette meiner pastoratlichen Gedanken fortgesetzt und den ganzen übrigen Theil der Nacht im Schlafe gepredigt haben, denn am Morgen erwachte ich beim Ton meiner eigenen Stimme, die ganz laut: „Amen!“ rief.

Das die Ereignisse des gestrigen Abends wirklich Wahrheit und kein Traum waren, davon konnte ich mich nur mit Mühe überzeugen, bis August mich besuchte und mich zum Mittag bei seinen Aeltern einlud.

Das Pastorat, Wilhelmine, das Mittagsmahl, die neue Kette von Hoffnungen auf die Zukunft, die von der klaren Sonne der Gegenwart bestrahlt wurde, alles überraschte mich aufs neue mit einer Freude, die man wol fühlen, aber nie beschreiben kann.

Aus der Tiefe eines dankbaren Herzens begrüßte ich das neue Leben, das sich mir eröffnete, mit dem festen Vorsatz, was sich auch ereignen möge, doch stets — das Rechte thun und das Beste hoffen zu wollen.

Zwei Jahre darauf saß ich an einem Herbstabend auf meinem lieben Pfarrhof am Kaminfeuer. Neben mir saß mein geliebtes Weibchen, meine süße Wilhelmine und spann. Ich wollte ihr eben eine Predigt vorlesen, die ich am nächsten Sonntag zu halten beabsichtigte, und von der ich mir viele Erbauung sowol für sie als für die gesammte Gemeinde versprach. Während ich darin blätterte, fiel ein loses Blatt heraus. Es war das Papier, worauf ich an demselben Abend zwei Jahre vorher in einer ganz

verschiedenen Lage meine heitern und trüben Gedanken niedergeschrieben hatte. Ich zeigte es meiner Frau. Sie las, lächelte mit einer Thräne im Auge, und mit einer schelmischen Miene, die, wie ich glaube, nur ihr eigen ist, nahm sie die Feder und schrieb auf die Rückseite des Blattes:

„Der Verfasser kann jetzt von seiner Lage gottlob eine Schilderung entwerfen, die im vollkommenen Gegensatz zu derjenigen steht, welche er einst in einer trüben Stunde über einen Unglücklichen, wie er damals selbst war, machte."

„Jetzt ist er nicht mehr einsam, nicht mehr verlassen. Sein stiller Seufzer wird erwidert, sein heimlicher Kummer von einer ihm zärtlich ergebenen Gattin getheilt. Er geht, ihr Herz folgt ihm; er kommt zurück, sie geht ihm lächelnd entgegen; seine Thränen fließen nicht unbemerkt, sie werden von ihrer Hand getrocknet, und sein Lächeln strahlt in dem ihrigen wieder; für ihn pflückt sie Blumen, um seine Stirn zu bekränzen, um sie auf seinen Pfad zu streuen. Er hat einen eigenen Herd, ihm ergebene Freunde, und zählt zu seiner Verwandtschaft alle diejenigen, welche selbst keine haben. Er liebt, er ist geliebt, er kann Menschen glücklich machen, er ist selbst glücklich."

Treu hatte meine Wilhelmine die glückselige Gegenwart geschildert, und angefeuert von Gefühlen, die heiter und lieblich wie die Strahlen der Frühlingssonne sind, will ich jetzt wie zuvor meinen kleinen Trupp leichter Hoffnungen in die Zukunft hinausvoltigiren lassen.

Ich hoffe also, daß meine Predigt für den nächsten Sonntag nicht ohne Nutzen für meine Zuhörer sein wird; und sollten auch die Verstockten schlafen, so hoffe ich, daß doch weder diese noch irgendeine von den größern oder kleinern Unannehmlichkeiten, die mir widerfahren können, mir zu Herzen gehen und meine Ruhe stören werden. Ich kenne meine Wilhelmine und glaube auch mich selbst hinreichend zu kennen, um mit Gewißheit zu hoffen, sie mmer glücklich machen zu können. Der süße Engel hat

mir Hoffnung gegeben, daß wir bald ein kleines Wesen zu unserer kleinen glücklichen Familie hinzuaddiren werden. Ich hoffe in Zukunft noch multipliciren zu können. Für meine Kinder habe ich allerhand Hoffnungen in petto. Bekomme ich einen Sohn, so hoffe ich, daß er mein Nachfolger wird; bekomme ich eine Tochter, so — wenn August warten wollte — aber ich glaube, daß er gerade im Begriff ist, sich zu verheirathen.

Ich hoffe, mit der Zeit einen Verleger zu meinen Predigten zu finden.

Ich hoffe, mit meiner Frau noch hundert Jahr zu leben.

Wir, d. i. meine Wilhelmine und ich, hoffen, während dieser Zeit recht viele Thränen trocknen zu können und selbst so wenig zu vergießen, als es unser Los, als Kinder der Erde, gestatten kann.

Wir hoffen, einander nicht zu überleben.

Endlich hoffen wir, immer hoffen zu können, und wenn die Stunde kommt, wo die Hoffnungen der grünen Erde vor dem klaren Licht ewiger Gewißheiten verschwinden, so hoffen wir, der allgütige Vater möge ein mildes Urtheil über seine dankbaren, in Demuth hoffenden Kinder fällen.

III.

Die Zwillinge.

Zwei reizende Rosenknöspchen — die letzten in meinem Garten — sind in dieser Oktobernacht erfroren. Ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, meine alte Mutter, die noch eine große Freundin von Blumen ist und sie, besonders in dieser Jahreszeit, ihr Geschmeide nennt, mit zwei schönen Rosen zu erfreuen. Jetzt hängen meine hoffnungsvollen Knospen ohne Leben und Farbe am Stengel; sie sind dahin — und mit ihnen meine kleine Geburtstagsfreude.

Lange betrachtete ich sie und fühlte dabei Thränen in meine Augen kommen. Sie waren der Erinnerung geweiht, — dem Andenken an zwei Rosenknospen einer edlern Art, welche hoffnungsvoll wie diese schönen Blumen auch wie diese frühzeitig vor dem Nachtfroste des Lebens dahinwelkten.

Eduard und Ellna, meine jungen Freunde, wie oft umgibt mich in einsamen Stunden Euer freundliches Bild! Wie milde Frühlingslüfte wehen mich die Erinnerungen aus der Zeit an, wo ich so oft bei euch war, euch hörte, euch sah und in euch das Schönste, was Gott auf Erden erschaffen hatte.

Wenn ich jetzt eine herrliche Frucht gewahre, die vor ihrer Reife abfiel, eine Blüte, deren Knospe wurmstichig ist, etwas Schönes und Gutes, das zu bald verschwindet, so denke ich — — an Eduard und Ellna!

Siehe dort den schönen, von herrlichen Parken umgebenen Landsitz, wo sie mit ihrer glücklichen Mutter wohnten! Sie waren die Jüngsten von vielen, die sie geboren, die einzigen, die sie noch nicht hatte beweinen müssen. Sie waren ihre Lieblinge, ihr Alles.

Sie hatte die Hoffnung, noch eine glückliche Mutter zu werden, aufgegeben, als ihren schon vorgerückten Lebenstagen Eduard und Ellna einen so seligen Genuß bereiteten, wie die rosenrothe Phantasie ihrer lebhaftern Jahre ihn kaum hätte ahnen können.

In derselben Stunde geboren, schien zwischen Eduard und Ellna alles durch die Hand der Natur vereint worden zu sein. Ihre Gesichtszüge, Manieren, Stimme hatten vollkommen Aehnlichkeit, nur daß bei Eduard, besonders in spätern Jahren, alles stärker ausgesprochen war, was bei der Schwester sanft verschmelzende weibliche Anmuth blieb.

Sie waren so schön, daß man sie nicht ohne Rührung betrachten konnte. Das von dem vielen Unangenehmen und Widrigen, das ihm überall begegnet, ermüdete Auge konnte mit Wollust auf diesen lieblichen Wesen ruhen, die in der reinen Glorie kindlicher Unschuld wie Verheißungen einer schönern und bessern Schöpfung dastanden.

Ihr Lächeln war besonders bezaubernd; in ihm spiegelten sich ihre Seelen, diese Tiefe von Unschuld und Freude, ab. Zwei Thautropfen, vom Himmel herabgesandt, um die Erde zu erfrischen, geben in ihrem reinen Innern ihr Bild wieder.

„Glückliche Kindheit!" habe ich von Tausenden ausrufen hören, die schon tiefer aus dem Kelch des Lebens getrunken hatten, an dessen Rand die Kinder nur ihre Lippen bringen und den feurigen Schaum wegküssen. „Glückliche Kindheit! dir ist es gewährt, unter Spielen den lautern Nektar der Freude zu trinken, während wir unter Mühen und Arbeit in dem trüben Trank, der uns gereicht wird, vergebens einen erquickenden Tropfen suchen."

Und gleichwol scheint es mir, daß man nicht mit Recht die Kindheit so glücklich preist. Wie viel Thränen werden nicht von den Kindern vergossen! Thränen der Ungeduld, des Verlangens, des Zorns; Thränen, welche Scham und Vorwürfe auspressen; Thränen des Neides, des Unmuths und der Verzweiflung, mit einem Worte, aller der Leidenschaften, die für gereiftere Herzen den Lebenstrank vergiften.

Es ist wahr, sie brauchten nicht zu fließen, diese Thränen, wenn immer eine weise, sich erbarmende Hand die Dornen von dem Pfade entfernte, den die kleinen Pilger des Lebens wandern. Aber oft, gar zu oft entfernt man sie nicht, man streut sie erst hin. Zwang, ungerechte Vorwürfe wachsen wie giftige Nesseln um die armen Kleinen empor. Wie oft habe ich es gesehen, wie oft habe ich ausgerufen: „Ihr armen Kinder, ihr armen kleinen Kinder! Was gebar man euch zu einem Leben, dessen wenige Lenzblumen man euch nicht zu pflücken gestattet?“ Freiheit — Freiheit, diesen Westwind der Freude, deren reiner Geist allein jede Blume der Schöpfung zur Entwickelung zu locken vermag —, Freiheit schenke man euch unschuldigen Kleinen, die ihr, zur Unsterblichkeit geboren, ein Stürmen ausgesetztes Land durchwandern müßt! Die Lüfte der Freiheit, nicht der Samumwind des Zwanges, mögen euere ersten Schritte begleiten, und die Welt wird alsdann nicht so viel matte Wanderer kraftlos niedersinken und sich mühsam auf ihrem Wege dahinschleppen sehen.

In unschuldiger Freiheit verflossen Eduard's und Ellna's erste Lebensjahre. Die schöne freundliche Natur war ihre Wiege. Auf den Feldern, im Walde und in den Hainen spielten sie bald, bald ruhten sie. Oft hörte man sie, während sie, die Arme umeinander geschlungen, im Schatten der Bäume auf der weichen Grasmatte lagen, von den Engeln reden, deren Schwingen sie in den Wolken erblickten, welche, von leichten Lüften zertheilt, hoch

über den dunkelgrünen Wipfeln des Waldes am blauen Himmel dahinschwebten. Sie sahen sie lächeln, ja sie redeten zuweilen vertraulich und kindlich mit ihnen, priesen ihre Schönheit, welche (wie sie sagten), weit größer als die ihrige sei. Oft erhoben sich ihre kleinen Kinderstimmen, um die Töne himmlischer Harfen zu begleiten, welche sie mit dem Gesäusel des Waldes zu vermischen hörten. Ihre Mutter, die immer in ihrer Nähe war, glaubte an die Wirklichkeit dieser Erscheinungen. Und was kann man wol dawider sagen? — Daß man selbst so etwas nicht erfahren hat. Aber wie selten war man so engelgleich und glücklich wie Eduard und Ellna!

Jeder, der sie kannte, mußte eingestehen, daß er noch nie ihresgleichen gesehen hatte, und mancher fragte sich im frommen Entzücken, ob diese Kinder auch wie andere Sterbliche seien.

Um ihre weißen Stirnen fielen hellbraune Locken; wie Sterne strahlten darunter die Augen in sanft bezauberndem Glanze hervor. Das reizende Lächeln der Kindheit öffnete beständig ihre hübschen Lippen und bildete in den rosenrothen Wangen die kleinen Grübchen, die man, ich weiß nicht recht warum, so gern küßt.

Ihre ganze Körperbildung war so schön, die Form ihrer Hände insbesondere so vollkommen, daß ich einst sah, wie ein Bildhauer bei ihrer Betrachtung in Entzücken gerieth, und wie ein alter Gärtner, der sonst gerade nicht wegen seiner Artigkeit und feinen Sitten bekannt war, sich ein paar Handschuhe lieh, um die kleine Ellna in dem Garten, dessen schönste Blumen bald in ihrer Musselinschürze lagen, herumführen zu können.

Daran gewöhnt bewundert zu werden, ohne zu wissen warum, zeigten Eduard und Ellna sich gern jedem, der sie sehen wollte, und ließen ruhig lächelnd sich loben und liebkosen.

„Wir sind o schön“, sagten sie in ihrer Unschuld ohne zu wissen, was Schönheit sei, und daß die Welt den

Besitz derselben für ein Glück hält. Der angenehme Eindruck, den sie, wie sie wußten, hervorbrachten, schien ihnen jedoch Vergnügen zu machen, aber nur deshalb, weil er für andere wohlthuend war.

„Sieh' uns an!" sagten sie zu einem alten Mann, der den Verlust seines einzigen Sohnes beweinte, „sieh' uns an und weine nicht mehr!"

Gewohnt, auf allen Gesichtern ein Lächeln hervorzurufen, geriethen sie darüber in Verwunderung, daß man sie ansehen und doch weinen konnte, und in ihrer Betrübniß darüber, daß sie nicht trösten konnten, fingen sie selbst mit zu weinen an. Was ihr Lächeln nicht vermocht hatte, das bewirkten jetzt ihre Thränen. Der Greis nahm sie in seine Arme und fühlte sich erquickt wie durch die Theilnahme von Engeln. Dann hörte man sie zu den Betrübten sagen: „Sieh' uns an, wir weinen mit dir."

So übten diese kleinen Christen schon in der Kindheit die Vorschriften ihres Meisters.

Man nennt Kinder gut. Ich erkläre, daß ich wenige gesehen, die nicht hart und grausam waren. Bewußtlose (deshalb unschuldige) Barbaren, plagen sie oft auf das schrecklichste Thiere, die klein und wehrlos genug sind, um ihre Opfer zu werden. Neugierig betrachten sie ihre Zuckungen unter der Tortur und scheuen sich selten einen Schmerz zu verursachen, dessen Ausdruck auf ihre bewegliche Phantasie neue Eindrücke macht. O daß so viele Menschen, die schon wissen, schon selbst erfahren haben, was Schmerz ist, diesen grausamen Kleinen gleichen! Sie sind nicht wie diese — unschuldig.

Oft habe ich bei Betrachtung ihrer grausamen Vergnügungen und der Martern, welche ihre sogenannten nothwendigen Bedürfnisse, ihr Wißbegierde, ihre Unmenschlichkeit Millionen unschuldiger Geschöpfe verursachen, mit murrendem Schmerz ausgerufen: „Der Mensch, dieses Wesen, das von allen auf der Erde am meisten leidet

und am meisten Leiden verursacht — o warum ward er erschaffen?“

Doch weiß ich, daß eines Tages alles gut werden wird, — keine Thränen mehr vergossen werden, — kein Schmerz mehr sein wird. Mein Haupt demüthig beugend, will ich still auf das höhere Licht, das uns hier versagt ward, hoffen und harren. Es ist ein Gott; so schweige des Menschen Murren!

Eduard und Ellna waren nicht grausam, wie die Erdenkinder gewöhnlich sind. Noch wußten sie nicht, was Leiden, was Schmerz sei; aber es war, als ahnten sie es, und ihre eifrigsten Bemühungen gingen darauf hin, wo sie den schrecklichen Ausdruck desselben sahen, zu helfen und ihn zu lindern. Kroch ein armes Würmchen im Staube, von Ameisen fortgeschleppt, so ward es sogleich durch ihre Hände in Freiheit gesetzt und auf das weiche von Ameisen freie Gras in Sicherheit gebracht. So oft sie einen kleinen Vogel sahen, der, an die Freiheit der Wälder gewöhnt, in einem Käfig unter fruchtlosem Flattern sein Köpfchen gegen die Eisendrähte seines Gefängnisses stieß, traten ihnen Thränen in die Augen, sie baten um seine Freilassung, und wenn ihre Bitten ja einmal vergebens waren, so legten sie ihre Sparpfennige zusammen und kauften ihn. Dann ging es hinaus aufs Feld mit den glücklichen Kleinen. Die Thür des Gefängnisses ward geöffnet, und wenn der kleine Freigelassene unter frohlockendem Gezwitscher in der freien Luft über ihren Köpfen Kreis um Kreis beschrieb, da klatschten die Kinder in ihre Hände und laut vor Freude schlugen ihre Herzen.

Es verging kein Tag, an dem sie nicht gegen irgendetwas Uebles oder für etwas Gutes wirkten. Freilich war der Wirkungskreis der Kinder noch klein, und was sie schaffen konnten unbedeutend. Sie waren junge Künstler, die sich frühzeitig in den schönen und edeln Rollen übten, welche sie später auf dem großen Schauplatz der Welt spielen sollten.

Für die Nester, an deren Beraubung und Plünderung Knaben oft in grausamer und vermessener Uebung ihrer jungen Kräfte ein Vergnügen finden, trugen Eduard und Ellna Nahrung herbei. Sie legten dieselbe an den Fuß der Bäume oder Hecken, wo die kleinen luftigen Familien ihre Sommerhütten gebaut hatten. „Die Mutter braucht jetzt nicht weit zu fliegen", sagten sie, „und ihre Kleinen brauchen nicht zu warten und zu hungern!" Den Orten, wo die Mutter ihre Eier ins Gras gebettet hatte, näherten sie sich vorsichtig, schweigend säeten sie die Körner aus, und waren sehr besorgt, den schüchternen Vogel zu erschrecken, der sich oft an den Besuch der kleinen Engel allmählich gewöhnte und nur zwitschernd aufflog, sich auf einen nahen Busch setzte und ruhig das Weggehen der Kinder abwartete, die froh und über diesen Beweis des Vertrauens nicht wenig erkenntlich, sich so sachte und leicht davonschlichen, daß das Gras sich unter ihren Fußtapfen wiedererhob, als wäre es nur von leichten Lüften gebeugt worden.

Um nicht auf Ameisen zu treten, die immer in Geschäftsreisen über den Weg strömen, oder über Frösche, die vor ihren Füßen hüpften, blieben die Kinder stehen oder machten einen kleinen Umweg. Nie tödteten sie absichtlich ein Thier, keine Fliege, nicht einmal eine Mücke, diese Parias der Luft, welche bei dem gebildeten Theil des Menschengeschlechts kein Erbarmen finden. „Es ist ja so wonnig, zu leben", sagten die liebenswürdigen Kleinen. Einst sah ich sogar die kleine Ellna jenen raubgierigen Blutsaugern ihre weißen Arme und Hände preisgeben. „Ich gebe ihnen Abendbrot", sagte sie lächelnd, und — „es thut nicht sehr weh", fügte sie des Bruders wegen hinzu, der jetzt zum ersten mal den etwas herrschsüchtigen Sinn des Mannes zeigte und der Schwester verbot, dies je wieder zu thun, wenn sie nicht wollte, daß er das ganze Mückengeschlecht ausrotte; was ihm vermuthlich nicht schwerer schien, als dem Alexander die Eroberung der Welt.

Ellna mußte nachgeben. Die Mücken wurden verjagt, und jetzt suchte Eduard die von Mücken gebissenen Stellen durch Küsse am Anschwellen zu verhindern. Das frische Lächeln der Kindheit strahlte auf ihren Gesichtern, während sie so spielend stritten, Eduard um Küsse zu geben, Ellna um ihnen auszuweichen.

Ich sagte, daß sie absichtlich niemals ein Thier tödteten; — ich hatte Unrecht. Wenn sie ein Thierchen sich in Todesqualen abmartern sahen, eine Fliege oder Motte, die sich am Licht verbrannt hatte, einen getretenen aber noch lebenden Wurm, so führte Eduard, als der weniger weichherzige, mit abgewandten Augen und erbarmendem Fuß den Augenblick, wo Plage und Schmerz verschwinden, schneller herbei.

„Es ist besser zu sterben als zu leiden", sagten sie und wandten sich mit bleichen Gesichtern ab.

„Diese Kinder sind zu gut für diese Erde", sagten die, welche sie kannten; „sie werden gewiß nicht lange leben."

Und dennoch, mein Gott, würde es unter so vielen Schmerzen, so vielem Bösen wohlthun, wenn du diese Erscheinungen länger hier verweilen ließest, die uns den Stern, den wir aus dem Gesicht verloren, gleichsam wieder offenbaren, die uns mild und erquikend daran erinnern, von wannen wir kommen und wohin wir gehen.

Ihr guten und liebenswürdigen Sterblichen, — wenn ich wünsche, daß ihr hier weilen möchtet, so geschieht das unsert- und nicht euertwegen! — Wenn der Allbarmherzige diese Funken seines Geistes, die für einen Augenblick eine unwürdige Erde erwärmen und erleuchten sollten, in seinen Schos zurückrufen wollte, — wie wohlgethan ist es von ihm, wie gut für euch!

Der Maitag der Kindheit war für Eduard und Ellna verflossen, ihre Jugend brach heran. Sie zählten funfzehn Jahre.

Ihr kindlicher Sinn war jedoch nicht viel verändert.

Das erste Veilchen, das unter dem Schnee hervorguckte, die erste Erdbeere, die vor den Strahlen der Sonne erröthete, rief noch den Purpur der Freude auf ihre Wangen, und die Freude oder der Schmerz ihrer Mitgeschöpfe entlockten ihnen jetzt wie früher ein Lächeln oder Thränen. Nur näherten sie sich jetzt mehr wie vordem den Menschen, als dem würdigsten Gegenstande ihrer Fürsorgen.

Es gab eine Meile im Umkreise keine Hütte, die sie nicht besucht hatten. Die Güte ihrer Mutter gab ihnen unaufhörlich Gelegenheit zu dem seligen Genusse, Menschen wohlzuthun. „Saget uns was ihr bedürft", sprachen sie zu den Armen und Kranken; „wenn wir können, so wollen wir euch helfen." Bald ward ein weicheres Lager, bald gesundere Nahrung, bald eine kleine Unterstützung in Geld, bald eine Fürbitte den Bedürftigen zu Theil, immer mit sanften freundlichen Worten begleitet, die, von zwei der lieblichsten Stimmen ausgesprochen, einen ebenso tiefen wie wohlthuenden Eindruck hervorbrachten. Wo nicht Hülfe nöthig war, suchten sie wenigstens eine kleine Freude zu bereiten; kleine Geschenke wurden an Väterchen und Mütterchen, Confect an die Kinder ausgetheilt, und diese letztern insbesondere, die in der Regel von allen Wohlthaten diejenigen, welche ihren zuckerliebenden Gaumen erwiesen werden, am höchsten schätzen, alle diese kleinen Liebhaber von Lärm und Naschwerk begleiteten und begrüßten Eduard und Ellna stets mit lauten Freuderufen.

Man warnte ihre Mutter vor dem Misbrauch, der aus so vieler Güte entstehen könnte. Sie erwiderte: „Laßt uns nicht zu besorgt sein. Eine einzige Gelegenheit, Gutes zu thun, die verloren geht, wie es oft durch Mistrauen geschieht, ist ein unersetzlicher Verlust. Ich gebe zu, daß wir bei gar zu wenig Vorsicht oft von andern getäuscht werden, aber bei zu großer täuschen wir uns selbst. Und dann — wüßtet ihr nur, was ich fühle, wenn ich jeden Mund meine Kinder segnen höre!"

Wollte man Eduard und Ellna so recht nach ihrem Sinn danken, so mußte man so zu ihnen sprechen: „Ich bin jetzt besser, meine Schmerzen sind gelindert“; oder: „Ich bin jetzt froher und glücklicher“; oder: „Gott ist gut, er läßt uns nicht verzweifeln“; dann wurden ihre Herzen von der reinsten Freude erfüllt und sie dankten Gott.

Indeß erstreckten sich ihre glücklichen Bemühungen, ihre wohlthätigen Fürsorgen nicht auf die arme und weniger gebildete Volksklasse allein; nicht blos die Sorge, welche Thränen hat, den Schmerz, welcher sich laut ausspricht, suchten sie zu lindern. Den schweigenden Kummer, die zehrende Unruhe, jene kleinen aber unerträglichen, tausend Nadelstichen ähnlichen Plagen, die man nicht gern eingesteht, die aber um so weher thun, — alle jene Widerwärtigkeiten, welche wie Ketten an den Sklaven der feinen und gebildeten Welt hangen, ahnten und suchten sie mit barmherzigen Händen zu erleichtern. Ein Blick, der in einem unbewachten Augenblick auf ein bedrücktes Herz deutete, eine Geberde, eine Bewegung, welche Verlegenheit — meiste ein Folge der Unruhe des Gemüths — verrieth, entging selten ihren Blicken, und immer machten sie irgendein Mittel ausfindig, um denen, die des Herzens Frieden und Zufriedenheit zu entbehren schienen, wenigstens einige Augenblicke angenehm zu machen.

Wenn Ellna in Gesellschaft eine Mitschwester gewahrte, die im Aeußern stiefmütterlich ausgestattet war und auf eine oder die andere Weise ein peinliches Bewußtsein, daß sie unangenehm sei, zu verrathen schien, so suchte sie sogleich mit ihr bekannt zu werden; sie kam ihr entgegen, liebkoste sie und suchte ihr auf alle Weise zu erkennen zu geben, daß sie sie liebenswürdig finde und gern in ihrer Gesellschaft sei. Sogleich war auch Eduard zu ihrem Beistand da, und die Aufmerksamkeit, womit er ihr Tausende jener kleinen Gefälligkeiten erwies, die man nie verlangen kann, die aber mit so vielem Vergnügen aufge-

nommen werden, seine ungezwungene muntere Artigkeit mochten im Verein mit der bezaubernden Freundlichkeit der Schwester einen unwiderstehlichen Eindruck. Sah wiederum Eduard Jünglinge, die zurückgesetzt, oder übersehen, oder verzagt waren, so suchte er immer gerade mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Tanzten sie, so stellte er sie seiner Schwester Ellna vor, die in ihrer Herzensgüte sie allen den reichen, schönen und vornehmen jungen Herren vorzog, die um einen ihrer strahlenden Blicke buhlten.

Wie oft habe ich Gesichter, welche bedrückte oder mißvergnügte oder erbitterte Gemüther verriethen, unter dem Einflusse der Zwillinge sich aufklären und allmählich ihr sanftes und strahlendes Lächeln zurückspiegeln sehen. Die häßlichsten Züge wurden dadurch verschönert, und in ihrem angenehmern Ausdruck las man noch lange nachher den beglückenden Glauben: „Wir können doch liebenswürdig befunden werden."

Bei einem Tanze im Grünen gewahrte ich eines Abends, daß Ellna ein Sträußchen nicht mehr hatte, das der Bruder ihr aus den schönsten Blumen des Gartens gemacht hatte. Ich fragte sie ob sie es verloren habe. „Ich habe es weggegeben", antwortete sie erröthend und verließ mich in demselben Augenblick, um zu tanzen. Neugierig blickte ich unter allen jungen und liebenswürdigen Personen des Balles umher; niemand hatte Ellna's Sträußchen. Später gewahrte ich auf einer entferntstehenden Bank ein zusammengekauertes, gebrechliches Geschöpf, dessen Glieder alle verdreht waren; es hielt Ellna's Sträußchen in seiner abgemagerten Hand und wiederholte leise mit dem Ausdruck von Anbetung: „Der Engel, der Engel! sie glaubte", so sprach sie, „Blumen würden mir wohlthun, — ja, sie that mir wohl, — o welch ein Engel!"

Wie glücklich waren sie, die jungen, so schönen und guten Geschwister, wie liebenswürdig waren sie und wie geliebt! In der ganzen Gegend rühmte man sich ihrer, sowie man sich der Gaben rühmt, welche die Natur dem

Lande oder der Gegend verliehen hat, die wir die unserigen nennen und auf die wir stolz sind. Man nannte sie die Engel; und in der That, wenn man sie sah, wenn man ihre melodischen Stimmen sich zu einem einfachen Lobgesang zur Ehre des Schöpfers vereinen hörte, konnte man alles andere vergessen und für einige Augenblicke im Himmel zu sein wähnen.

Die Zärtlichkeit, welche Zwillingskinder gewöhnlich füreinander hegen, war zwischen Eduard und Ellna so tief, so innig, daß ich glaube, sie hatten kaum einen Begriff von einem Dasein getrennt voneinander. Sie dachten, sie handelten zusammen; sie sagten immer Wir; nur ineinander fühlten sie ihr Ich; dieses Ich, welches, wenn man es recht einsam in sich fühlt, eine so schwere, so peinliche Bürde ist.

Ohne ein Wölkchen war das schöne Leben der Zwillinge bisher verflossen. Keine Krankheit, keine Sorge, kein Misgeschick hatte auf ihre reinen Stirnen einen Schatten geworfen. Das Leben, diese sonst so strenge Erzieherin, schien seine Kinder in Ehren zu halten und zum ersten mal nicht hart sein zu wollen. Jeder neue Tag trug etwas dazu bei sie zu verschönern. Ihre Gesichter wurden mehr oval und nahmen immermehr die schöne griechische Form an. Ihr Wuchs hob sich in anmuthiger Geschmeidigkeit, gleich zwei jungen Bäumen, die ihre Kronen ineinander verflochten haben. Ihr Lächeln ward ausdrucksvoller, und aus ihren großen blauen Augen strahlte ihre Herzensgüte immer klarer hervor.

Fast mit Anbetung näherte man sich diesen Lieblingen Gottes und der Menschen; man hätte ihnen opfern mögen, und gleichwol mußte man, wenn man zu ihrem Glück etwas beitragen wollte, etwas von ihnen annehmen. Mir war, als sähe ich in ihnen junge Priester am Altar der Barmherzigkeit, die demüthig die Gaben der Gottheit austheilten.

Ihre Mutter — man hat soviel, vielleicht alles,

was sich mit Worten sagen läßt, von Mutterliebe und Mutterglückseligkeit gesprochen; aber die Liebe dieser Mutter, ihre Glückseligkeit kann nicht mit Worten beschrieben werden, kann vielleicht nur verglichen werden mit der Glückseligkeit der Mutter, die Gottes heiligste Glorie um das Haupt ihres Sohnes erblickte.

Im Alter von sechzehn Jahren standen sie in der vollen Blüte irdischer und zugleich überirdischer Schönheit. Ihnen öffnete sich die Welt voll Freude, Liebe und Glück. Vor ihnen lag ein lichter, blumenbestreuter, friedlicher Weg, auf dem sie zusammen wandeln sollten, geliebt und wieder liebend, glücklich und beglückend; sie sollten die Wohlthäter und Vorbilder der Menschen werden, — sie sollten es, — und sollten es dennoch nicht, — in einem Alter von sechzehn Jahren sollten sie sterben.

Auf Eduard's Apollogesicht begann bei Annäherung des Winters eine Fieberröthe zu brennen, welche schnell emporloderte und in klarem Purpur seine jugendlichen Wangen färbte, aber nach Verlauf einiger Stunden wie eine matte Flamme erlosch und eine Todtenblässe zurückließ. Seine Kräfte fingen an zu schwinden, seine schöne schlanke Gestalt neigte sich nach vorn, wie ein zarter junger Baum, der vom Sturm gebeugt ward; sein Athem ward kurz, seine früher so feurigen Bewegungen langsam und matt, und seine Augen hatten eine Klarheit, welche die baldige Verklärung des ganzen Wesens verhieß. Das Urtheil der Aerzte lautete — Schwindsucht und nur noch wenige Monate zu leben.

O wie ward jetzt alles anders! Da er dem Grabe entgegenging, sah sich Eduard nach dem Leben um, das aus seinen Augen wie der heimatliche Strand aus den Blicken des Schiffers zu entfliehen schien.

„Ich bin so jung", sagte er unter tiefen Seufzern, „und muß schon sterben! Dich soll ich verlassen, Ellna, — von dir, von unserer Mutter mich trennen! Und dies schöne Leben, diese reizende Erde, die guten Menschen,

alles, alles soll ich verlassen — und sterben! O das finstere Grab, worin ich einsam liegen werde — wie schauderhaft!"

Alles, was Ellna sagte und that, bezweckte allein Trost und Linderung für ihren Bruder. Und dennoch war sie so ganz unglücklich; aber sie dachte niemals an sich selbst.

Sie sagte zu Eduard: „Die Sonne hat eine wunderthätige Kraft, mein Bruder, komm ans Fenster und laß sie dich anscheinen; sieh', hier ist ein weicher Stuhl, hier sind Springen, die ich für dich geholt habe, genieße ihren schönen Duft; besonders im Winter senden sie Frühlingsahnungen über alle unsere Gefühle." — Oder sie sprach: „Ruhe an mir aus, mein Bruder, so wirst du bequem sitzen, und ich will mich nicht rühren!" Und den Kopf des Bruders an ihrer Brust, saß sie ganze Stunden unbeweglich da, bemühte sich im Takte mit ihm zu athmen und hielt die unruhigen Schläge des Herzens zurück. Ein anderes mal sagte sie: „Siehst du, wie die Wolken sich zertheilen, wie der Himmel sich aufklärt? Er öffnet sich gleichsam und strahlt so mild und blau über uns. Es ist die Antwort des Allgütigen auf mein Gebet, das ich soeben glühend zu ihm emporsandte. Der Himmel unserer Glückseligkeit hat sich getrübt, er wird wieder klar werden, du wirst nicht sterben."

Zuweilen suchte sie auch mit Scherz und Spiel die Hoffnung in seiner und ihrer eigenen Brust zu erwecken. Sie tanzte vor ihm, warf spielend um ihn den leichten Flor, welchen ihre Hände in tausend anmuthigen Formen um ihre eigene ätherische Gestalt schweben ließen. Sie sang ihm jene kleinen Romanzen und Lieder vor, welche das Leben so leicht fassen und es auch leicht machen denen, die ihren anmuthsvollen Tönen lauschen. Wenn aber nur ein mattes Lächeln, ein melancholischer Widerschein des frühern seligen, auf Eduard's blassen Lippen erschien, da erloschen plötzlich alle Strahlen der Hoffnung in Ellna's Augen, und die Zwillinge weinten zusammen.

Oft ermunterte sie ihn, von jenen, die Lebenskraft erneuernden Mitteln zu nehmen, die besonders in der Schwindsucht angewendet werden, um den schwachen Lebensfaden nicht zu plötzlich zerreißen zu lassen; diese bereitete sie alle mit eigener Hand. Wer kann alles aufzählen, was ihre erfinderische Liebe erfand, um dem Kranken Linderung und Erheiterung zu schaffen? Sie hielt ohne Wissen des Bruders ihre Hände in eiskaltes Wasser, um nachher mit ihnen streichelnd seine brennende Stirn zu kühlen. Wenn sie in schlaflosen Nächten an seinem Bett wachte, las sie ihm vor oder erzählte ihm das, wovon sie nach seiner jedesmaligen Gemüthsstimmung, die bei ihm wie bei allen Schwindsüchtigen unbeständig und wechselnd war, glaubte, es würde ihm am meisten gefallen. Und in jenen düstern Augenblicken, wo Eduard sich davor entsetzte so jung zu sterben — und allein zu sein — denn er konnte sich nicht vorstellen, daß er im Grabe die Schwester nicht vermissen werde —, da versprach Ellna ihm zu folgen. „Wie sollt' ich anders können", fügte sie hinzu, „ich fühle ja mein Leben nur in dem deinen!"

Ja, sie konnte trösten; und welches Weib, welches wahre Weib kann es nicht? Ich sollte vielleicht, da ich selbst Weib bin, bescheidener sein; aber wenn ich es glaube, wenn ich es ausspreche, so ist es, weil ich liebe, und weil ich, da ich doch von den mir theuern Wesen den Schlag des Schicksals nicht abwenden kann, die Hoffnung meines ganzen Lebens darauf gesetzt habe, sie zu mildern. Ja ich glaube, daß nur uns sich das Räthsel der Schmerzen in seinen kleinsten Theilen entfalte, und daß es nur uns gegeben ist, in der Eingebung des Gefühls und der Liebe das Uebel, welches den Schmerz verursacht, das verborgene an dem Kranken Zehrende zu ahnen. Ich hoffe und glaube — und möge man mir das nicht versagen —, daß, als im Anfang der Zeit der Genius des Bösen giftige Samen in den Blumengarten der Schöpfung aussäete, von dem Allgütigen in

die Hände des Weibes der mildernde Balsam niedergelegt ward, der die Kraft jener minder wirksam machen sollte.

Ellna hatte zu Eduard gesagt: „Ich werde dir folgen!“ — und bald folgte sie ihm. Dieselben Krankheitssymptome zeigten sich zu Anfang des Frühlings bei ihr, und schnelle Fortschritte machte das Uebel in ihrem zarten, durch Unruhe und Nachtwachen geschwächten Körper.

Auch ihr ward der Todesspruch von einem redlichen und aufrichtigen Arzte verkündigt, welcher vor allem fürchtete, durch fruchtlose Heilversuche neue Plagen zu schon vorhandenen unheilbaren hinzuzufügen.

„Wir sind so jung und dennoch müssen wir schon sterben!“ sagten jetzt Eduard und Ellna schmerzlich. Aber dieses wir, daß sie vereinigte, war schon ein Tropfen des Trostes in dem bittern Kelche.

Zusammen nahmen sie von den Lenzblumen Abschied, Abschied von jedem Tag, der unbarmherzig einen Tropfen ihrer Lebenskraft mit sich fortriß. Man sah sie oft, wie sie, sich aneinander stützend, mit matten Schritten und betrübten Blicken im Wald, auf den Feldern, in den Hainen, wo sie einst so glücklich gespielt hatten, umherwandelten; sie nahmen von allem Abschied, von der Erde, selbst von dem Himmel, welcher ihnen noch nur deshalb so herrlich erschien, weil er sich über eine Erde wölbte, welche für sie ein Paradies war.

„Lebe wohl alles, was wir geliebt haben!“ sagten sie, „wir müssen alles verlassen, wir müssen bald sterben!“

Wenn man in ihrer Gegenwart von zukünftigen Freuden oder zukünftigen guten Thaten sprach, um sie zu zerstreuen oder um ihnen gleichsam die Aussicht, die eine herannahende Nacht immer enger schloß, zu erweitern, sagten sie mit thränenvollen Augen: „Wir werden nicht mit dabei sein, wir müssen sterben!“

„Kommt im Herbst zu mir“, sagte einer ihrer Nachbarn, „wenn meine Weintrauben und Pfirsiche reif sind, und eine wahrhafte Engelsspeise soll den Engeln gereicht werden.“

„Im Herbst können wir nicht kommen“, erwiderten sie, „im Herbst sind wir nicht mehr.“

„Im nächsten Monat“, so sprach ein munterer Greis, der ihr Freund war, „kommen meine Enkel, Alfred und Signild, zu mir. Sie sind gut und schön, zwar nicht wie die Engel, aber glaubet meiner Brille und meinem Herzen, nicht weit, gar nicht weit davon. Alfred soll Ellna's Mann werden, und die kleine Signild, die mein Augapfel ist, soll Eduard zur Frau erhalten. Schnell und lustig, wie die Chaine in der Quadrille, wird alles in einem Nu gehen, Verlieben, Verlobung und Hochzeit! Und ein kleines Himmelreich auf Erden wird man alsdann hier finden.“

„Ach“, erwiderten die Engel, traurig lächelnd, „wir können uns nicht verheirathen, wir müssen ja sterben!“

Und auf jede Weise und von allen Seiten kam ihnen dieser Tod hart und strenge, alle Freude verbietend und zerstörend, alles in Dämmerung und Nacht verwandelnd entgegen.

Und dennoch sollten sie diesen Tod, der ihnen so furchtbar erschien, lieben lernen.

Der Schmerz — die Bedingung des Lebens und die Schreckensseite des Lebens —, der bisher diesen lieblichen Engelsgeschöpfen sich nicht zu nahen gewagt hatte, griff jetzt mit Hyänenklauen in ihre Brust.

Ich hatte sie „wir müssen bald sterben“ mit einem Ausdruck sagen hören, welcher klagte „wir müssen das Fest verlassen“. Kurz darauf hörte ich sie dieselben Worte aussprechen, aber mit einem Tone, welcher „wir werden bald ruhen!“ ausdrückte.

Kurz war gottlob diese Schmerzenszeit, die Ruhe kam noch vor dem Grabe, und nur ein langsames, beinahe schmerzloses Hinschwinden führte sie unvermerkt an die Ufer des Lebens hinab, wo sie noch einige Blumen pflücken sollten.

Indessen sie hatten gelitten, hatten Erfahrung gewon-

nen, und vor ihren Augen verschwand erblassend das Prisma, welches die ganze Welt in Purpur gekleidet hatte.

Sie sahen sich um — und verschwunden war das Paradies, sie sahen Thränen, Verbrechen, Schmerzen. Schreckenszustände, zu deren Abhülfe sich ihre ohnmächtigen Hände vergebens ausstreckten. Das menschliche Elend, dessen Bedeutung sie jetzt erst kennen lernten, erhob sich gleich einem finstern Schreckbilde und breitete einen Trauerschleier über die ganze schöne Erde

„Die Menschen leiden", sagten sie, „die Thiere leiden, alles, was da athmet, leidet oder wird leiden; hier ist nicht gut sein, hier ist die Heimat der Leiden!" Und sie wünschten nicht mehr zu leben, außer — dachten sie — um ein wenig trösten und helfen zu können. „Aber was wir können, ist ja so gering!" und ein wehmüthiger Blick des Gedankens umfaßte das Erdenrund.

Um diese Zeit begann ein guter, aufgeklärter Geistlicher ihnen in der Religion, auf die sie getauft waren, Unterricht zu ertheilen. In ihren engelreinen Seelen wuchs, wie in der guten Erde, von der das Evangelium spricht, die himmlische Saat empor und trug hundertfältige Frucht.

Ihre Blicke klärten sich allmählich, wie es Licht in ihrem Innern wurde, auf; sie senkten sie zwar noch oft zur Erde und seufzten: „Diese Welt ist nicht gut", aber erhoben sie bald strahlend zum Himmel in dem freudigen Gefühl: „Es gibt eine bessere!"

Immermehr erhellte sich die Nacht, die sie eine Zeit lang umgeben hatte, und herrlich war der Weg, der sich ihnen in dem Glanz eines überirdischen Lichts eröffnete. Dorthin richteten sie ihre Blicke, dorthin alle ihre Hoffnungen, alle ihre Sehnsucht. Die Ahnungen der Ewigkeit durchbebten sie, und indem sie einander mit seligem Lächeln anblickten, flüsterten sie: „Wir sind unsterblich."

Als sie zum ersten mal das Abendmahl genossen hatten, war nur Friede in ihren Herzen, und der Glanz

ihrer Augen jetzt nur ein schwacher Widerschein ihrer innern Klarheit.

Eine Sorge, nur eine einzige blieb ihnen noch, und diese äußerten sie oft leise unter süßen Thränen, wenn sie kniend die ewige Quelle des Lichts anbeteten. „O unser Gott", sagten sie, „wenn einst deiner Liebe Kraft uns so umstrahlen und durchdringen wird, wie jetzt dieses herrliche Abbild derselben, wie — o wie werden wir dir danken können?"

So verfloß der Sommer, während die Engel heiter und ergeben Tag für Tag Blume um Blume, die Krone des Lebens ablegten.

Es näherte sich der Herbst — mit ihm zugleich die irdische Verwandlung der Zwillinge. Die Nächte gingen für sie schlaflos vorüber. Wenn es möglich war, brachten sie sie in der freien Luft hin, wo ihre beengte Brust leichter athmete, und die feuchte Kühle das Fieber milderte, das in ihrem Blute brannte.

Während die Augustnacht mild und ruhig die schweigende Natur in trübe Dämmerung einhüllte, brannten dort in den Seelen der sterbenden Geschwister die klaren Fackeln der Hoffnung und der Freude.

Ich habe sie gehört, jene Worte, habe sie gesehen, jene Blicke voll von Unsterblichkeit, — für welche schon keine Nacht mehr vorhanden war. Und nachher erschien mir noch lange Zeit alles im Leben bleich und farblos.

Der Herbst war gekommen. Matt sanken die schönen Köpfe der Zwillinge auf die Kissen, welche man auf dem Sofa, von dem sie sich nicht mehr aufzurichten vermochten, um sie bettete. Wer sie liebte, zählte schon die Secunden.

Selbst leidend, suchten Ellna und Eduard noch die Trauernden, die sie verlassen sollten, zu trösten und aufzuheitern. „Wir werden über euch wachen", sagten sie, „wenn wir Engel geworden sind; wir werden Gott für euch anflehen."

Liebevoll blickten sie auf alle, als sie nicht mehr zu reden vermochten, und als ihre müden Augenlider zufielen, lächelten sie segensreich.

In der letzten Zeit schlich sich noch eine störende Unruhe in ihre Herzen. Sie fürchteten, sie möchten nicht zu gleicher Zeit sterben, — nicht zusammen emporschweben zu jener Heimat des Lichts, des Friedens und der Wonne, wohin sie sich allein sehnten.

Nebeneinander sitzend, bewachte eins im Antlitz des andern mit geheimer Angst die Fortschritte der Krankheit. „Wie klar strahlen deine Augen", sagte Eduard zu Ellna, „dein Gesicht hat nichts Irdisches mehr. Es scheint mir, als könntest du jeden Morgen strahlende Schwingen ausbreiten und zu dem klaren Himmel weit, weit von mir emporschweben!" Und sie um den Leib fassend, preßte er sie mit aller Macht seiner schwachen Kräfte an sein Herz. Ein andermal war es Ellna, welche mit bebender Stimme sagte: „Eduard, wie eingefallen sind deine Wangen, wie erloschen deine Blicke! O sieh' mich an, sieh' mich an! Dein Athem wird schwächer, er steht still! Laß mir dir von dem meinigen mittheilen, ich habe noch genug für uns beide!" Und mit matten Händen den Kopf des Bruders erfassend, suchte sie ihm unter Küssen etwas von dem schwachen Lebenshauche, den sie noch in ihrer Brust fühlte, mitzutheilen.

So suchten die sterbenden Geschwister einander gleichsam zurückzuhalten, während sie fühlten, wie sie von einer mächtigen unsichtbaren Hand schnell fortgeführt wurden.

Freunde, Bekannte, alle, welche die Engel gekannt und geliebt hatten, versammelten sich um sie. Wie auf einen Altar wurde in ihrer Krankenstube alles dargebracht, was man ihnen angenehm und erfreulich glaubte. Man gab ihnen nicht, nein, man opferte ihnen gleichsam Blumen, Früchte, nebst herzlichen Wünschen, aufrichtigen Thränen, die von den Zwillingen mit dankbarem Lächeln

und jenem Versprechen, „wir werden bald für euch beten!“ erwidert wurden.

Man schaffte Harfen in die an die Krankenstube anstoßenden Zimmer, und spielte und sang sie oft in stillen Schlummer. Betrachtete man sie in diesem Augenblick, wo die Seele in der geistigen Welt der Träume einen freiern Aufschwung nimmt, nicht mehr Zeit und Raum mißt, sondern auf leichten Schwingen über wunderbare Länder hinschwebend, ein Vorgefühl ihres zukünftigen freiern und schönern Daseins hat, dann sah man an dem unbeschreiblichen Ausdruck in ihren ruhenden Zügen, daß sie weit, weit von der Erde entfernt waren, und daß für sie der Seligkeiten Ewigkeit schon gekommen war.

An den Abenden sagten sie zuweilen zueinander unter sanftem Lächeln: „Werden wir morgen im Himmel erwachen?“

Während einer stürmischen Octobernacht senkte sich der Schlaf ungewöhnlich still und mild auf die liebenden Engel herab. Jeden Schlag der Uhr zählend, wachten Mutter und Freunde in der stillen Stube.

„Wie gut sie schlafen!“ flüsterten die, welche sich zu reden getrauten; „es schlägt zwölf, — seht wie sie in lieblichen Träumen lächeln! Der Morgen graut, sie schlafen noch! Der Sturm hat aufgehört, der Himmel klärt sich auf, der Tag bricht schön heran, noch schlafen sie; — hört, sie seufzen, — oder war es der Wind, der vor den Fenstern vorbeifuhr?“

Die Sonne geht auf, freundlich schimmern die goldenen Strahlen auf die Engelsgesichter der Zwillinge. Sie schliefen nicht mehr, — sie waren erwacht, — aber im Himmel! Reine Flammen, von demselben Funken entzündet, die vereint gebrannt hatten, sollten sie jetzt auch zugleich hier auf der Erde erlöschen!

Sie waren irdische Engel gewesen, himmlische sind sie jetzt; und wenn ein unerwarteter Trost, eine unerwartete

Freude einen Betrübten und Niedergedrückten erquickt, so sagt er: „Sie haben für mich gebetet.“

Und ihre Mutter, ihre arme Mutter?

Seht ihr bei der Ringmauer des Kirchhofs jene weibliche Gestalt, die dort auf einem Steine so unbeweglich wie dieser selbst sitzt? Nachlässig fallen Locken ergrauten Haares über ihre Schultern hinab, der Wind spielt mit ihren zerfetzten Kleidern. Sie ist alt und erstarrt, aber nicht blos durch den Einfluß der Jahre. Geht nicht kalt vorüber, schenkt ihr euere Theilnahme; sie wird euch nicht lange mehr beschwerlich fallen; seht ihre Krücke, ihre erlöschenden Augen, den Schmerz um den schweigenden Mund! Warum sitzt sie hier? Weil sie nicht anderswo sein kann; sie ist, wo ihr Herz auch weilt, beim Grabe ihrer Kinder. Die Trauer über sie hat das Licht ihrer Augen und ihres Verstandes getrübt. Sie merkt nicht, wie das Herbstlaub ringsumher abfällt; sie fühlt nicht, wenn Frühlingswinde den Schnee auf dem Grabe schmelzen; aber alle Tage geht sie dahin, und des Sommers Wärme, des Winters Kälte finden sie dort gleich still, gleich gefühllos. Niemand, der sie kennt, spricht mit ihr, und sie spricht mit niemand. Sie hat jedoch ein Ziel, sie wartet — auf was? — auf den Tod! Viele Jahre hat sie ringsumher Gräber sich öffnen und in ihren stillen, friedlichen Schos ermüdete Wanderer aufnehmen sehen; aber noch jetzt sitzt sie eine Todte unter den Todten und wartet.

Am 1. April.

Seid mir gegrüßt, sanfte Lüfte, die ihr den Winterschnee fortschmelzt; sei gegrüßt, glänzende Frühlingssonne, die du mit Wärme und Leben in den Staub der Gräber eindringst! Von der Heimat der Todten, von dem stillen Kirchhof habe ich heute das Leben begrüßt. Ich liebe diesen friedlichen Ort, wo das unruhig klopfende Herz, wo alles zur Ruhe kommt. Auch ich fühle in einer Brust, welche die Zeit noch nicht hat här-

ten können, den unruhigen Gefangenen, der bald in Schmerz, bald in Freude so unruhig und heftig schlägt, und es thut mir wohl, wenn ich daran denke, daß einst unter den ruhenden Herzen auch meines sein wird.

Die Lerchen sangen in der klaren Luft über den Bäumen am Grabe der Zwillinge. Dort saß die Mutter wie früher still und unbeweglich auf dem Stein. Ein säuselnder Wind fuhr über den Kirchhof, ich sah einen Schauder ihren Körper durchzucken. Ich näherte mich ihr, sie neigte den Kopf gegen eine der Linden am Grabe und lächelte still. Ich sah mit Freuden, daß auch ihre Prüfungszeit zu Ende war, — daß sie nicht mehr wartete!

Ihr schönen Blumen des Lenzes, jetzt wo die Maisonne euch aus der verjüngten Erde heraufruft, bedecket und schmücket herrlich das Grab welches nicht mehr von bittern Mutterthränen benetzt wird!

Schöne Maiblumen, sanftes Frühlingsgrün, wachset über den Hügel

So wie die Narbe wächst über geschlossene Wunden!

(Tegnér.)

IV.

Die Einsame.

Wir erblicken manchmal an einem sterilen, wilden Ort eine schöne, einzelnstehende Blume, welche dort von unfreundlichen Umgebungen umringt und abgesperrt, sehnsüchtig, aber vergebens die Sonne sucht, an dessen Licht sich Tausende ihrer glücklichern Schwestern erfreuen, das aber der kahle, überhangende Felsen nicht zu ihr dringen läßt. Erblassend und kraftlos beugt die Blume allmählich das Haupt zur Erde, das dazu erschaffen war, sich nach oben zu erheben, und verbirgt zuletzt ihr hinschwindendes Wesen unter den düstern Umgebungen, die an ihrem Schicksale schuld sind.

Unser Auge, das durch einen Zufall die Einsame entdeckt hat, ruht auf ihr mit einer Art von Mitleid, während der Gedanke fragt, wozu und warum sie selbst so ohne Freude und niemand zur Freude dastehe? Diese unfreiwilligen Eremiten der Blumenwelt haben ihr Abbild in einer höhern Sphäre, und etwas von ihnen glaube ich in derjenigen wiederzuerkennen, deren Hand folgende Gedanken und Züge aus einem nicht von vielen Sonnenblicken erheiterten Leben aufgezeichnet hat.

Es ist kein genaues Tagebuch, kein witziges und interessantes Journal, das sie geschrieben hat, — ach, ein solches schreibt man nicht, außer in der stillen Hoffnung, daß ein vertrauter Freund einst die Zeilen, welche das Andenken an unsere Schicksale und unsere Gefühle be-

wahren, durchsehen und über unsere Sorgen seufzen, über unsere Freude sich freuen, über unsere Einfälle lächeln, mit uns lieben und verabscheuen, mit einem Worte, mit uns fühlen und sich dadurch inniger mit uns vereinen werde; — nein, verwitterten Blättern gleich, welche der Herbstwind vom Baume schüttelt und über den Boden hinstreut, werden ihre untergeordneten Gedanken, sowie sie aus Gefühlen, die in keiner lieben Brust auf Erden mehr Widerhall zu finden hofften, entsprungen sind.

Am 17. Mai.

Es ist Frühling! — Von meinem Fenster aus sehe ich die Wolken, von frischen Lüften gejagt, wie glänzende Schwäne in dem klaren Blau dahinsegeln; noch über ihnen sehe ich den Adler fliegen, immer höher und höher empor zu den Bahnen des Lichts. Ach, könnte ich es machen wie sie! — Ich möchte warme, Leben spendende Frühlingsluft fühlen! Wie eng und schwül ist es hierinnen, wie frisch und herrlich dort in der Ferne, wo Morgenröthe steht! Ich wollte — ach, weiß ich wol recht, was ich will?

Heimliche und dunkle Sehnsucht,
Aus der Seele tiefen Gründen
Wie ein Nebelbild entstiegen,
Das gejagt von stillen Winden
In die weite Ferne hinschwebt,
Ziehst du fern, ziehst du fern
Gegen niegeschaute Küsten.

Ueber des Lebens Rosengärten
Und der Hoffnung grüne Haine
Fährst du hin; die ganze Erde
Hüllst du ein ins finstre Bahrtuch,
Gleich der Seele, die vom Heimweh
Schwindet hin im fremden Lande
Und dort keine Blumen sieht.

Mächtig greifst du meine Sinne,
Lässest meine Thränen fließen
Von nie gekanntem, süßem Schmerze,
Und mein Herz — ach, wie es klopfet!
Das Gefängniß will es sprengen,
Will hinaus zu Licht und Wärme,
Sehnt zur andern Heimat sich.

Dort, wo aus des Ostens Flammen
Sich der Tag so strahlend hebet,
Dort, wo in des Westens Wogen
Er die goldne Fackel senket:
Dorthin wollt' ich, dorthin sehn' ich,
Dorthin treibt's mich hinzufahren
Ueber Land und über Meer.

Adler, der so stolz sich schwinget
Zu des Lichtes goldnem Kreise;
Leichte Wolk', die sanfte Lüfte
Tragen in dem freien Raume,
Saget, ist dort in der Ferne
Alles wol so klar und herrlich,
Herrscht dort Freiheit nun und Frieden?

Auf der Flammenbahn der Sonne
Möcht' ich, Adler, mit dir fahren!
Wolk', ich möchte mit dir schweben
Zu des Abends Purpurufern,
Und auf sanften Ufern schaukelnd
Voll von unnennbarer Wonne
Selbst mein Wiegenlied dort singend!

So ich rief. — Zum Felsenneste
Senkt den Flug herab der Adler;
In den Raum verschwand die Wolke.
Einsam stand ich. Mit meiner Klage
Spielt' der Wind, wie mit den trüben
Tönen aus der Aeolsharfe,
In der Luft sie bald verklingen
Ohne Rückhall, ohne Antwort.

Ich habe von Eispalästen reden hören, und lebe selbst in einem moralischen Eispalast. Der Graf und die Gräfin, meine gnädigen Gönner, sind Statuen von Eis; und ich — ich bin ein armes flackerndes Flämmchen, angezündet in einer der Lampen im Salon des Schlosses, welches allmählich von Frost und Eishauch erlischt.

O es müßte doch unbeschreiblich schön sein, zu fühlen, zu lieben, zu leben, mit einem Wort — zu lieben. Ich habe noch niemals etwas anderes als meine eigenen flüchtigen Ideale geliebt. Niemals werde ich sie auf der Erde verwirklicht sehen!

Ich werde heute zwanzig Jahre alt; — wer kümmert sich darum? Wer reicht mir in meiner Blütenzeit eine Blume? — Ach, wenn sich niemand darüber freute, daß man geboren worden, so könnte man wol wünschen, es wäre nie geschehen.

Eines Vaters und einer Mutter Liebkosungen, ich hätte sie mit meinem Leben erkaufen mögen; wer nie ihre unschuldigen Wonnen erfahren, war vom Eden der Kindheit ausgeschlossen.

Wenn ich in Romanen oder Theaterstücken von Kindern lese, die bei schon reifern Jahren ihre Aeltern, die sie längst verloren geglaubt hatten, wiedergefunden haben, so nehme ich daran mit einer innern Aufregung theil, die mich außer mir bringt, ich rufe: Vater! Mutter! — strecke meine Arme aus und weine, und dennoch weiß ich, daß die meinen für immer schlafen.

Alle Menschen, die ich kenne, haben etwas in der Welt, wofür sie sich interessiren, an dem sie hängen. Man hat Aeltern, man hat Kinder, Geschwister, Ver-

wandte, Freunde, oder im Nothfall einen Hund, eine Katze, einen Vogel, kurz irgendein Wesen, für das man lebt, dem man nützlich ist, und das die Sorgfalt und die Zärtlichkeit, welche man ihm erweist, mit Hingebung vergilt. Oder man hat eine Beschäftigung, ein Ziel, etwas mit einem Wort, das die Gegenwart belebt und die Zukunft öffnet.

Ich wundere mich bisweilen recht sehr darüber, wozu und warum ich geboren ward. Wenn ich die Gräfin darüber befragen wollte, so würde sie antworten: „Um für mich zu nähen, bei der Hand zu sein, wenn ich mit meiner silbernen Glocke klingle, mir bei meiner Toilette zu helfen, am Abend die vierte Person bei meiner Bostonpartie zu sein, und außerdem — um meine Geduld zu üben.“ Gütiger Himmel! Bin ich zu stolz, wenn ich ein solches Ziel niedrig und erbärmlich finde?

Einige Menschen haben ein Interesse im Leben, um das ich sie nicht beneide, nämlich miteinander zu hadern. Das ist das Vergnügen des Grafen und der Gräfin, sobald sie sich am Tage treffen; oder ich glaube, sie suchen einander nur deshalb auf, um sich diese Erquickung zu verschaffen. Nur darin stimmen sie überein, daß sie mir mit Strenge das geringste Versehen vorwerfen.

Wäre ich vom Schicksal in die Lage versetzt, über andere zu walten, z. B. an die Stelle der Gräfin, wie würde ich mich in den Vorwürfen und Zurechtweisungen, die ich meinen Dienern und Untergebenen, besonders denen, die in meinem Hause sich aufhalten, zu geben genöthigt sein könnte, vor Strenge und Härte hüten! Ihre Versäumnisse wären im ganzen für mich so gering, vergleichungsweise so ganz unbedeutend; denn wenn sie mir

auch einige kleine Unbequemlichkeiten verursachten, so könnten sie doch weder die Ruhe meines Herzens stören, noch mir schmerzliche Thränen kosten, noch mein Gemüth niederdrücken und belasten; während wiederum meine Härte gar zu leicht den Fehlenden alle jene Uebel könnte fühlen lassen. Eine der großen Aufgaben des Lebens ist es, andern keinen Schmerz zu verursachen, und selbst die spitzfindigsten Schlußfolgerungen können demjenigen, der das Herz eines Mitgeschöpfes verwundet hat, nicht zur Entschuldigung gereichen. Auch um ihrer selbst willen sollten die Gebietenden Güte und Nachsicht gegen ihre Untergebenen üben. Man wird oft in Kleinigkeit besser bedient, wenn man mehr gefürchtet und weniger geliebt ist; aber wie klein ist dieser Gewinn gegen den Verlust, wie es sich bei allen vorfallenden wichtigern Gelegenheiten kund gibt. Da zeigt sich bald der ergebene Diener als ein Freund und der nur aus Furcht gehorsame als ein Feind.

Jeden Abend von 7 bis 10 Uhr mit drei Personen Karte spielen, die wie der Graf, die Gräfin und der alte Präsident M. sich unaufhörlich über Spiel und Marken — denn wir spielen nicht um Geld — herumzanken, ist ein tödtender Zeitvertreib. Die Könige und Honneurs des Kartenspiels sind für mich wirkliche Freudenmörder. Diese Abendbeschäftigung läßt mich noch unerträglicher empfinden, wie der ganze Tag für mich dem Passen im Boston ähnlich ist.

Armes Vöglein mit gestutzten Flügeln! Vergebens suchst du dich aufzuschwingen, du kommst nicht empor; du fühlst, wozu du geschaffen bist, — du möchtest dich wie deinesgleichen, in dem reinen, sonnigen Aether baden; wie sie deine luftige Freiheit besingen, — und du bist an den Staub gefesselt. Peinlich, peinlich ist deine Lage. So ist auch die Lage des Menschen, der mit dem Ideal der Vollkommenheit und Glückseligkeit in seiner

Brust, in die Fesseln der Mittelmäßigkeit gelegt, sehnend umhergeht, sehnend strebt, streitet, sich abmüht, hofft und verzweifelt und zuletzt unter der unbeweglich lastenden Hand des Schicksals niedersinkt. Mit tausend edeln Wirkungskräften in seiner Seele sieht er jeden Weg zur Bildung, zur Wirksamkeit für sich verschlossen.

Ungeduld ist ein peinliches Gefühl. Um weniger zu leiden, lasset uns geduldig sein.

Wenn ich nur irgendetwas Gutes thun könnte, so würde ich nicht klagen. Aber ich kann — nichts, nichts thun. Um außerhalb der Mauern eines Gefängnisses doch völlig gefangen zu sein, muß man Frauenzimmer, und außerdem wie ich arm und abhängig sein. Ich weiß, daß ich hierin viele Schicksalsschwestern in der Welt habe. O meine armen Freundinnen, wie gern möchte ich euch trösten können! Aber ach, auch ich bin eine verschmachtende Pilgerin in der Wüste; ich möchte euch einen erquickenden Trunk reichen — und habe selbst keinen Tropfen frischen Wassers.

Wenn man einen einzigen Schmerz tief empfunden hat, so versteht man alle andere Leiden.

Ich sehe zwei Gemälde, zwei Seiten des Lebens, die einander so unähnlich wie Tag und Nacht sind. Auf dem ersten, welches Leben, welche Farbenpracht! Die Altäre der Liebe und des häuslichen Glückes stehen da mit ewig frischen Blumen umkränzt. Unter dem Schatten von Lorbern und Palmen üben die schönen Künste ihre wonnevollen Spiele, und aus der herrlichen, wechselreichen Welt, die sie umgibt, trinken sie frei den Nektar der Begeisterung. Zu sonnigen Höhen gehen die Wissenschaften ihren genußreichen, ruhigen Weg. Alles lebt, bewegt sich, steigt empor, geht vorwärts, wird klarer, lauterer, bedeu-

tungsvoller. Aus der Ordnung, der Schönheit und dem Reichthum des größern Ganzen entwickeln sich alle kleinern Theile in der Fülle des Lebens, der Anmuth und Freiheit. Nichts ist niedrig, kraftlos, schwer. Im Gegentheil, alles ist groß, reich und zeigt auf Unsterblichkeit hin. Selbst das Unglück hat Glanz; es hat seine Ehre, seine Siegesgesänge. Die Blitze des Gewitters und einer klaren Sonne ruhige Pracht erleuchten wechselsweise die Scene und verleihen ihr beständig Majestät. — Das zweite Gemälde: sieh' einen trüben, nebeligen Herbsttag; sieh' müde Wanderer, welche auf einer wilden, steinbesetzten Haide eine Ruhestätte suchen. Sie wollen Feuer anmachen, um sich zu erwärmen; aber ein sachter, eisig durchdringender Staubregen löscht die Flamme und zuletzt jeden noch in der Asche glimmenden Funken aus. Sieh das Elend so Elend werden, daß es das Mitleid mit sich selbst verliert; sieh' wie das Unglück den Unglücklichen gegen andere, die ebenso unglücklich wie er sind, verhärtet. Sieh' den Ueberdruß, die Lebensmüdigkeit sieh' — ach nein, sieh' es lieber nicht! Schließe, wenn es dir möglich ist, die Augen, du, dessen Lebensbühne; diesem Gemälde gleicht. Nebel und Wolken, die ihr euch über uns hinwälzt, ach, senkt euch tiefer herab und verbergt uns die Schrecknisse, welche uns umgeben, und unsern öden schauerlichen Weg.

Jahre um Jahre gehen langsam vorüber. Für mich sind sie alle trüben Herbsttagen ähnlich.

Vorwürfe! Weshalb? Ich verdiene sie nicht. Ich klage ja nicht. Keine Aeußerung der Unzufriedenheit, kein Murren entschlüpft meinen Lippen. Ich bin dankbar für den Unterhalt, den man mir gibt — aus Barmherzigkeit, sagt man. Ich bin gehorsam, ergeben; ich suche alles, was man von mir begehrt, zu erfüllen. Aber ich bin nicht heiter, sagt man, nicht munter, ich lasse den Kopf immer hängen. Ach, wenn ich fröhlich aussehen soll, so gebe

man doch meinem Herzen einige Freude! Ich habe jedoch um denen, welchen ich Gehorsam schuldig bin, zu willfahren, vor dem Spiegel die Miene einzustudiren gesucht, welche meinem Gesicht den heitersten, zufriedensten Ausdruck verleihen könnte. Zuletzt mußte ich bei der Betrachtung dieses trübseligen, erzwungenen Lächelns recht bitter weinen.

Ich las neulich in einem Buche, einer Art moralischen Gesundheitslehre voll guter Rathschläge gegen die Krankheiten der Seele: „Wenn deine Lage zu drückend ist und du dich in ihr unglücklich fühlst, so verändere deine Lage.“ Wäre man wol unglücklich, wenn man dies könnte?

Ach, ich bin von vornehmer Geburt, und die stolzen entfernten Verwandten, welche nach dem Tode meiner Aeltern die schon in der Wiege Verwaiste aufnahmen, haben über mich die Rechte von Aeltern, obgleich sie mir niemals deren Zärtlichkeit erwiesen haben. Aber sie haben sich doch meiner angenommen. Ich muß ihnen ergeben oder undankbar sein, ich habe keine andere Wahl. Außerdem, wo sollte ich hin?

Mich verheirathen — und mit M.? — Niemals! Ich bin nicht romanesk, aber Achtung und Freundschaft muß ich gegen meinen Mann hegen können, wenn ich in der Ehe einen Schatten von Glück finden sollte. M. ist geizig, hat ein hartes Herz und ist stets übler Laune; Eigenheiten, die für ein Weib, welches ein Herz hat, unerträglich sind. Ueberdies sucht er in mir nicht eine Freundin, nicht eine treue Gefährtin in Freud' und Leid, nicht eine liebevolle Gattin, sondern nur eine Haushälterin — und jemand, der ohne Murren seine Launen und Eigenschaften ertragen muß. Und ich sollte einen solchen Mann nehmen, nur um verheirathet zu werden, — nie, niemals! Dazu bin ich zu gut, fühle meinen weiblichen Werth so sehr, und kann und werde nie — mögen

andere thun, was sie wollen — mich selbst als eine Handelswaare betrachten. Herzlich beklage ich diejenigen, welche in einer Lage wie die meinige, nur um diese zu verändern, Anerbietungen annehmen, die im Sinne der Welt gut genannt werden, in der Wirklichkeit aber des Nothwendigsten zu einer glücklichen Ehe — nämlich alles dessen, was das Herz veredeln und beglücken könne — entbehren. Früher oder später erfahren die Verblendeten, daß sie nur ein größeres Leiden gegen ein geringeres eingetauscht haben.

Feurige, warme Seelen müssen in der Ehe das höchste Glück oder Unglück finden.

Hassen muß ich alles, was niedrig und verächtlich ist. Ich fühle, daß ich M. würde hassen können, und weiß nicht, wie elend und verächtlich ich selbst am Ende als sein Weib hätte werden können. Ich erinnere mich, einst einige Verse von Haug gelesen zu haben, die mit einer kleinen Veränderung sich auf meine Gedanken anwenden lassen.

Er.

O, Weiber, Engel seid als Bräute ihr
Und werdet nach der Trauung — Teufel schier.

Sie.

Erklären läßt sich dies wol gar nicht schwer:
Die Hölle finden wir, und nicht den Himmel mehr.

Im Original ist sie die Anklägerin und er gibt die Antwort. Was man aber alle Tage sieht, ist, daß ein schlechter, sittenloser Mann den Charakter und das Gemüth seines Weibes verdirbt. Man beschuldigt manche Frauen der Falschheit und List; desselben Fehlers klagt man gewisse gedrückte Nationen an; die Antworten dieser wie jener enthalten zugleich die Erklärung und die Entschuldigung:

Wir haben Tyrannen zu Herren gehabt.

Ehe ich mich je auf solche Weise entschuldigen müßte,

will ich lieber mein freudeloses, einförmiges Leben unverändert lassen bis zu meinem Ende. Das Leben ist ja nicht so lang.

Ein Jahr ist verflossen, seitdem ich diese Worte schrieb: „Das Leben ist ja nicht so lang." Ach, das Leben ist doch lang, seine Minuten scheinen Ewigkeiten, wenn man leidet, wenn man von Lebensmüdigkeit niedergedrückt ist. Und müssen wir es nicht werden, wenn alles einem ewigen Nein auf alle unsere Wünsche und Bedürfnisse gleicht?

Ich fühle es tief: um das Leben zu ertragen, bedarf ein liebendes Herz die Liebe und Zärtlichkeit seiner Mitgeschöpfe ebenso nothwendig, wie der Leib zu seiner Erhaltung Speise und Trank.

O, das Herz, welches verurtheilt ist, ewig unerwidert zu klopfen! — Verborgenes Wesen, das ihm Bewegung gab — aus Barmherzigkeit laß es zu schlagen aufhören!

Niemals sollte man über das Unglück, über den Schmerz, den ein anderer empfindet, streiten. Wir leiden auf so viele verschiedene Arten, und durch so viel verschiedenartige Ursachen; wir sind so ungleich organisirt, und die Verhältnisse der äußern Umstände zu unserm Innern, unsere Gefühle, unsere Fähigkeiten sind so mannichfaltig und verschiedenartig, daß es einem fast unmöglich ist, über die Lage eines andern zu urtheilen. Wo wir auch Schmerz sehen mögen, wollen wir ihn ehren, wenn wir nicht so glücklich sind, ihn lindern zu können!

Ich hörte unlängst eine verständige Freundin eine andere, weniger verständige, und noch weniger glückliche Freundin ermahnen: „Du hast ja kein Verbrechen begangen, — du kannst nicht Reue empfinden, — du hast ja keine Sorgen! Du hast ja Kleider und Unterhalt vollauf! Worüber brauchst du dich denn in der Welt zu beunruhigen? Du bildest dir nur ein, unglücklich zu sein; verjage deine krankhaften Gedanken, und du wirst heiter wie ich werden! Alle Menschen haben ihre Sor-

gen. Das Vollkommene ist uns ja nicht auf der Erde verheißen worden. Man muß seine Vernunft gebrauchen, und sich die Grillen aus dem Kopf schlagen, wie es andere thun." Die auf solche Weise getröstete Freundin schwieg, sah aber trotzdem noch niedergeschlagener aus als vorher. An ihrer Stelle würde ich geantwortet haben: „Es ist wahr, von allen den Uebeln, die du aufgezählt hast, kenne ich keins; aber mein Unglück ist nichtsdestoweniger wirklich, es liegt hier in diesem schwachen, kranken Herzen, das ich mir nicht selbst gegeben und mit welcher schmerzlichen Gabe der Himmel dich verschont hat. Aber gerade deshalb kannst du nicht über mich urtheilen, und es wäre ebenso consequent, die Möglichkeit meines Kopfschmerzes abzuleugnen, weil du ihn nicht fühlst, wie die Qual meines Herzens, weil du sie nicht verstehst. Du — doch wozu eine Antwort noch länger ausführen, zu der meine verständige Freundin doch nur die Achseln zucken würde? Ich will lieber im Gedanken ihre Rolle einer Trösterin übernehmen, aber sie auf eine andere Art ausführen. Ich würde zu der Leidenden hingehen und sagen: „Ruhe dich an mir aus, wir wollen zusammen weinen!"

M. ist seit einiger Zeit verheirathet. Seine Frau ist recht unglücklich. Doch hoffe ich, daß ihre schnell zunehmende Kränklichkeit sie bald von dem schrecklichen Leben, das ihrer in einer unglücklichen Ehe wartet, befreien wird.

Ich kann keinen Augenblick am Tage dem Lesen widmen. Die Gräfin duldet es nicht, daß ich in ihrer Gegenwart lese. Deshalb verwende ich eine oder mehrere Stunden der Nacht dazu, und dies sind die einzigen, die mir einigen Seelengenuß schenken.

Manches milde und trostreiche Wort ist in diesen Stunden zu der Einsamen, Verlassenen von reinen Geistern gesprochen worden, welche alle Leiden der schwachen

Menschen in ihren gefühlvollen Herzen verstanden haben. Trostreich sind diese Worte besonders deshalb, weil sie zu dem Unglücklichen sagen: „Ich verstehe dich!“ Es ist einem, als ob man, in einer schrecklichen Wüste verirrt, auf einmal den lieben Ton einer Freundesstimme hörte. Da strecke ich oft meine Hände zur Heimat der edeln Dahingegangenen empor und rufe aus: „O Freund, der du mitmir gefühlt — mit mir gelitten hast, — sende zu meiner Erquickung einen Hauch der ewigen Ruhe, welche dir jetzt zu Theil geworden, herab.“ — Aber ach, kein beruhigender Hauch kommt zu uns aus dem Lande der Geister, — und vielleicht sieht uns von daher auch kein Auge. Ich glaube auch, es ist gut, daß es so ist. Um in einer bessern Welt vollkommen glücklich sein zu können, muß den Verklärten der Anblick des Elends auf dieser entzogen werden.

Aber ach, wenn dieselben Stimmen, die im Tode erlöschend noch so durchdringend rufen: „Wir leiden!“ einst aus geöffneten Wolken uns zuflüstern könnten: „Wir sind getröstet!“ Wie manche bittere Thränen des Zweifels würden dann weniger fließen.

Ihr Todten! es müßte euer Geschäft sein, die Sterblichen zu trösten.

Warum gibt es in unserm Lande keine religiöse Gesellschaften, wie die, welche in andern Ländern den Unglücklichen, die ihrer so sehr bedürfen, anständige, heilige Zufluchtsstätten eröffnen? Sie könnten ja ganz gut so eingerichtet werden, daß sie in keiner Weise dem Gesetze unserer Religion und der gesunden Vernunft widerstritten. Man lasse sie sein, was sie sein wollen, heilige Freistätten für Unglückliche, für Verlassene; für Fehlende, welche bereuen und zum Guten zurückkehren wollen; für alle diejenigen, welche aus einer oder der andern Ursache in der Welt isolirt, ohne bestimmtes Ziel, ohne

Wirksamkeit und ohne Freude leben und dadurch mit jedem Tag unglücklicher und weniger unschuldig werden.

Man lasse alle diese zusammentreten und große Familien bilden, welche von weisen Gesetzen geleitet, sich ausschließlich dazu bestimmen, den Höchsten auf eine ihm angenehme Weise zu verehren, nämlich durch liebreiche, thätige Hülfeleistung gegen alle Bedürftige, alle ungerecht Behandelte, alle Verlassene und Unbeschützte; welcher Zweck von diesen großen Familien, die vermuthlich dem größten Theil nach aus Unbemittelten bestehen werden, nur durch vereinte und kluggeleitete Kräfte gewonnen werden könnte.

Hier würden, die ohne Verwandte und Freunde sind, unter sich die heiligen und lieblichen Bande des Herzens knüpfen und Mutter, Schwester und Freundin finden können, — würden an ihrer Seite und im edeln Wetteifer mit ihnen das verlassene Kind kleiden und unterrichten, den Kranken pflegen, den Betrübten trösten, mit einem Wort jeden Tag so leben können, daß man am Abend desselben sagen könnte: „Er war nicht verloren." Hier würde die Verirrte zur Tugend und zu Gott zurückkehren, ein neues Leben beginnen und eine neue Glückseligkeit, den Frieden der Unschuld und die ermuthigende Freude der Tugend fühlen können. Hier würde die Unglückliche, die auf Welt und Menschen erbittert ist, eine Heimat voll Liebe und Milde und gute Geister finden, deren harmonische Stimmen bald Friede und Ruhe in das verwundete Herz gießen würden. Hier würde die Edle, die in einem glänzenden Kreise ihr Herz durch die Nichtigkeit und das Elend der großen Welt beengt fühlt, herabsteigen und in dem ruhigen Schatten eines stillen, aber nützlichen Lebens wirklich groß werden. Die Feurige, Leidenschaftliche, denen die Natur Alexander's Seele und das Geschick nur Fesseln gab, deren excentrische Kraft sie selbst und andere verzehrt, würden hier ihre Flammen auf den Altären der Andacht und Wohlthätigkeit brennen lassen

und im Genusse freiwilliger Entsagungen fühlen, daß einer Heiligen dornenbesetzter Kranz ein höheres, ein schöneres Ziel des Strebens ist, als weltliche Größe, als die Lobgesänge der Welt und jener Ruhm, der dennoch nicht zu den Sternen hinaufreicht. Hier würden alle von der Natur, dem Glück oder der Welt stiefmütterlich Behandelten wie von einer himmlischen Mutter umfaßt werden, die, von mildem Ernst und reiner Liebe erfüllt, ihre Kinder durch ein stilles, glückliches und tugendhaftes Leben zu der ewigen Heimat führen würde, wo Liebe, Wahrheit und Glückseligkeit erst ihre Urbilder finden. O schönes und seliges Leben, — edle Stiftungen, — unschuldige, liebe Träume, — möchtet ihr einst verwirklicht werden!

Ich habe zuweilen eine Regung von Bitterkeit, die suche ich zu überwinden; von Neid, die suche ich in ihrem ersten Aufkeimen zu ersticken. Aber ach, wie viel kostet es nicht, sich gut und mild zu erhalten, wenn täglich und stündlich tausend Kleinigkeiten wie stechende Nadelstiche zu Misvergnügen und Unwillen reizen. Ich würde auch nicht Kraft dazu haben, wenn nicht manchmal ein einziges Gebet um Stärke und Geduld sie meiner Brust verliehe; wenn nicht manchmal das Lesen eines guten Buches in meiner Seele Betrachtungen hervorriefe, welche sie über die Nichtigkeit dieser Welt erheben. Aber ach, sie sinkt wieder!

Wenn ich doch etwas frische Luft einathmen könnte! Die Sonne scheint so prächtig, die Luft ist so klar, der Schnee so weiß! O wenn ich auf einige Augenblicke auf dem Lande sein, die dunkelgrünen Wälder sehen und ihr Sausen hören könnte, durch schneebedeckte Ebenen eilen, in der klaren leichten Luft athmen, mit einem Wort die freie Natur sehen und mich selbst frei fühlen könnte — wie glücklich würde ich sein!

Hätten nicht Illusionen, die bezaubernden, trügerischen Sirenen, die feurige Phantasie meiner ersten Jugend erfüllt, hätte ich nicht vom Schicksal so viel begehrt, — so würde ich das kalte Leben, welches mein Los geworden, besser ertragen können. Jenes frühzeitige Romanlesen — wie viel Gift legt es in junge Gemüther nieder! Welches siebzehnjährige Mädchen, das von der Natur mit nur gewöhnlichen Reizen begabt worden, das ein warmes Herz hat — und welches Herz ist wol kalt bei siebzehn Jahren — und das Romane, Theaterstücke und ähnliche Dichtungen liest, sieht nicht mit voller Gewißheit in sich selbst die einstige Heldin in einem Roman, einer Dichtung, ja sogar in einem Trauerspiel! Der Tod einer tragischen Heldin ist so furchtbar schön, so erhaben, so bewundert, so beweint, daß er ganz beneidenswerth erscheint; und zuweilen beweint die junge Leserin mit unbeschreiblich schmerzlicher Wonne in dem von der Hand des Geliebten gemordeten Mädchen sich selbst und ihr eigenes erhaben rührendes Geschick in der Zukunft.

Jetzt tritt das junge Mädchen in das Leben hinaus und erwartet mit gespannter Ungeduld dieses voll Liebe, voll großer und schöner Handlungen und reich an Gefühlen und Ereignissen sich um sie bewegen zu sehen, und findet — oft nur was ich gefunden habe, Armuth in allem, und möchte fast glauben, daß eine feindselige Fee den reizenden Zauberpalast plötzlich in ein schauerliches, fürchterliches Gefängniß verwandelt habe.

Ihr prachtvoller, entflohener Morgentraum hat ihr den ganzen Tag verbittert.

Wäre ich Erzieherin, so würde ich vor allen Dingen meine jungen Zöglinge vor dem zu bewahren suchen, was von vornherein die Einbildungskraft aufregen und erhitzen könnte. Ich würde sie auf jegliche Weise daran zu verhindern suchen, das Leben mit Blumen, die es nicht besitzt, zu schmücken, damit sie einst die wenigen, die es

wirklich hat, mögen pflücken können. Deshalb, meine kleinen Freunde, müßtet ihr frühzeitig arbeiten, euere jungen Kräfte an dem üben, was euch nahe liegt und innerhalb euerer Sphäre gut und nützlich ist; seid ihr älter geworden, so müßt ihr noch mehr und zwar mit Aufmerksamkeit und Eifer arbeiten, — dürft nie über das Leben träumen, sondern müßt es anwenden und zu gleicher Zeit genießen. Manche Erwachsene gleichen dem Kinde, welches weinte, weil es den Mond nicht bekommen konnte; es sind diejenigen, welche frühzeitig angefangen haben, das Glück in den Wolken zu suchen.

Oftmals, wenn ich erzählen höre, wie für den oder jenen eine frohe Veränderung, ein unerwartetes Glück eingetroffen sei; wenn ich sehe, wie der Frühling auf den Winter folgt und ihn vergessen macht, wie Sonnenschein auf Regen, Ruhe auf Sturm folgt, — so erwacht in mir ein freudevolles Gefühl, und ich denke: Alles verändert sich, alles wendet sich auf der Erde, wie die Erde selbst; auch für mich wird wol einst eine Veränderung eintreffen! Die Hoffnung ist eine Quelle, deren geheime und verborgene Adern ewig in der Menschenbrust quellen.

Wenn ich aber von fehlgeschlagenen Hoffnungen, von nie erfüllten Wünschen, von Gefangenen auf Lebenszeit reden höre, dann sinkt mein Muth, und ich frage mich: weshalb sollte es denn mir besser als so vielen andern ergehen?

Entschlummert, ihr Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, entschlummert und laßt mich in Ruhe!

Das Interesse an sich selbst und seiner ganzen Umgebung zu verlieren, ist zwar eine traurige, aber zuletzt doch immer eine Art Ruhe.

Ihr sagt, das Land sei schön, das Leben daselbst sei angenehm, daß ihr glücklich, daß ihr geliebt seid. Ich glaube es, ich glaube es; um so besser für euch, aber was hilft das mir?

Nein! Und würde ich auch meine Entbehrungen tausendmal tiefer empfinden, so will, so werde ich doch nicht für das Glück meiner Nächsten kalt oder gleichgültig werden. O liebt euch, genießet und freuet euch! Möge alles bis zum kleinsten Wurm vor Freude zucken und nur ich, nur ich keine besitzen; ich werde dich preisen, Gott der Güte!

Auch er, der mir so groß und gut scheint; er, das würdige Abbild der Gottheit auf Erden möchte er, glücklich sein! Möchte ich mit meinem Leben voller Entsagungen ihm eins voll Reichthum und Himmelswonne erkaufen!

Und wie? Würde ich dann wol unglücklich sein!

Seit ich ihn sehe, ihn höre, ist einige Veränderung um mich vorgegangen. Die Luft ist klarer — leichter!

Warum klopft mein Herz, wenn ich seine Schritte, seine Stimme nur noch von fern höre? Weshalb werde ich so peinlich verlegen, wenn er mir naht? Weshalb fühle ich meine Wangen brennen?

Seine Züge sind stolz, aber mild; sein ganzes Wesen voll von einem edeln Selbstgefühl: das zeigt sich in seiner Haltung, seinem Gange, seinen ungezwungenen und anmuthigen Bewegungen; man sieht, man fühlt es, daß er das Bewußtsein hat, auf alle schon durch sein Aeußeres einen angenehmen und imponirenden Eindruck zu machen, und gerade deshalb denkt er nie daran — und deshalb wirkt es auch um so sicherer. Die Stirn ist hoch

und frei, die Augen blitzen vor Feuer und Klarheit, leicht und edel gewölbt ist die Nase, in allen Gesichtszügen, in seinem ganzen Wesen offenbart sich die Entwickelung einer freien, kräftig schönen Natur, die in ihrem Aeußern nur einen entsprechenden Ausdruck für ihr Inneres gesucht hat. Frische und Leben herrscht in seinen Reden wie in seinem Gesicht, und wenn er spricht, so fühlt man, daß die Flammen des Wahren und Guten, die aus seinen Augen sprühen, auch in seiner Seele wohnen. Seine Stimme ist zuweilen vielleicht zu stark und laut für den Ton der Unterhaltung; aber sie erhebt sich auf den Feuerschwingen des Gedankens und des Gefühls. Sie kommt aus einer Brust, in der kein einziges Gefühl erstickt oder gefesselt worden ist. Es ist die Stimme der Freiheit und scheint geschaffen, für sie zu reden. So edel, so schön von Natur und Glück begabt, sollte er nicht auch gut sein? — Ja! Er ist gut — gut, wie ich mir die Engel denke. Dieses Auge, das so kalt und ruhig den Gefahren und dem Tode entgegensieht, das so trotzig und verächtlich auf den Tyrannen und die freiwilligen Sklaven blickt, dieses Auge hat auch Thränen der Theilnahme für das Leiden eines Kindes, für den stillen Schmerz eines Weibes. Und sollte er nicht gut sein, wenn er so überlegen, so bewundert, so geliebt ist! Zum König auserkoren, würde er wol seine Krone vergessen!

Neben dies herrliche Bild habe ich des merkwürdigen Gegensatzes halber ein anderes gestellt und betrachte bald das eine, bald das andere. Dies Bild, welches sich zu dem erstern wie der Schatten zum Licht verhält, ist mein eigenes. Mein Wesen ist niedergedrückt, es verräth den Zustand meiner Seele. Meine Bewegungen sind — besonders in seiner Gegenwart — oft gezwungen und kindisch; dies kommt theils von dem Bewußtsein meiner geringen Reize, theils von einer blöden Scham, die mir eine dumme Eitelkeit wegen meines, in Vergleich mit dem anderer meines Standes beinahe dürftigen Anzuges einflößt. Ich

wage wenig zu reden, und wenn ich rede, ist meine Stimme leise und meine Worte sind gewiß oft undeutlich, weil sie hart zum Schweigen gebracht zu werden pflegen; vielleicht auch, weil sein Adlerblick so aufmerksam auf mir ruht und er sich vorwärts neigt, um mir zu lauschen. Meine Augen — früher hatten sie Feuer, Ausdruck und Lebendigkeit, waren klar und blau wie der Himmel —, jetzt sind sie matt, ohne Farbe und Ausdruck — sie gleichen erloschenen Flammen. Früher hatte noch mein Gesicht Leben und Frische — jetzt hat jene graugelbe Farbe, welche mein verflossenes Leben bezeichnet, sich allmählich darüber verbreitet und alle Anmuth verjagt. Ich konnte früher lachen — ich habe es verlernt. Mein Lächeln ist trübselig. Es ist ein blasses, herbstliches Sonnenlicht, das sich hastig in düstere Wolken verbirgt. Ermüdet von der beständigen Arbeit, immer erwachende Begierden nach einem hellern und freundlichern Leben zu bekämpfen, hat sich allmählich eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte meiner Seele bemächtigt, ich habe das Interesse an mir selbst und meinem eigenen Schicksal verloren. Ich habe allmählich meine Hoffnungen zu Grabe getragen, und eine jede hat etwas von meinem Leben mit ins Grab genommen.

Es ist gut — zu gut! Gleich der Sonne, welche mit ihrem Licht auch die kleinste Blume erfreut, will er durch sein Feuer, seinen frischen Muth, seine Munterkeit auch mich beleben. Aber ach, die schönste Sonne kann der Blume, die, schon verwelkt, ihr Haupt zur Erde gesenkt hat, das Leben nicht wiedergeben.

Er ist sehr belesen, weit gereist, hat viel gesehen, gehört, empfunden und gedacht; es ist daher nicht zum Verwundern, wenn seine Worte inhaltreich sind. Wenn ich ihm mit Entzücken ganze Stunden still zuhöre, so ist mir, als vernehme ich eine schöne Musik, deren reine,

wechselvolle Melodien mir eine innere Welt voll reicher, unendlicher Gefühle eröffnen.

Alles wird außerdem, sowol was Sachen als Ideen betrifft, für mich klarer und bestimmter, als wenn in eine noch nächtlich dunkle Gemäldegalerie auf einmal der Tag hereinbräche und die Gemälde, deren Inhalt ich früher nur dunkel geahnt hatte, beleuchtete. Und wenn er, während er seine reichen, edeln Ideen entwickelt, sich zu mir wendet, mit einem Blick, der voller Güte fragt: „Ist es nicht so? Finden sie das nicht auch?“ — dann liest er wol in meinen Augen meine stille, bewundernde Antwort.

Er sprach gestern von seiner Kindheit. Von Vater und Mutter ist er geliebkost worden, auf ihren Armen, an ihrem Herzen wurde er herumgetragen — und ich! Als ich Kind war, als ich älter wurde, jetzt noch, immer — immer wird meine liebkosende Hand, mein liebendes Herz zurückgestoßen. Wohlan denn, verstoßenes und doch stolzes Herz, höre auf, biete dich nicht ferner aus; und wenn du dennoch lieben mußt, so breche unter deinen eigenen Schlägen, ehe du dich verräthst, ehe du dich der Gefahr aussetzest, aufs neue verstoßen, verachtet zu werden ...

Stille Nächte, warum gewährt ihr mir nicht mehr den ruhigen, wohlthuenden Schlaf? — Und du, mein Herz, warum klopfst du so?

Ein gewisses angenehmes Selbstgefühl erwacht zuweilen in mir. — Ich bin dann nicht so gering', nicht so ganz unbedeutend in den Augen anderer. — Er erzeigt mir Achtung, ja Aufmerksamkeit, er legt Werth auf mein Urtheil, er ermundert mich, meine Anlagen auszubilden; aber das geschieht nur aus Güte, aus himmlisch mitleidsvoller Güte. Gott segne ihn!

Es ist zu spät, zu spät, vorübergehender barmherziger Wanderer! Siehst du nicht, daß der Frost von mehreren Nächten auf der Pflanze geruht hat? Nie wird sie ihr Haupt wieder erheben.

Mein tägliches Gebet, — das, was mir am meisten Freude macht, ist: „O Gott, gib ihm alles, was du für gut befunden hast, mir zu entziehen!“

Welche Wonne, für den zu beten, den man liebt! Welche Wonne ist es für mich, zu denken, daß mein Gefühl für ihn die Gestalt eines Schutzengels annehmen, eine Gefahr von ihm abwenden, eine Segnung ihm zuführen könne!

Aber nie, niemals soll er ahnen, wie sehr ich ihn geliebt habe! Niemals soll er einen verächtlichen mitleidigen Blick auf mich richten! Der würde mir ein Dolchstich sein.

Ich will diese Papiere, meine einzigen Vertrauten, verbrennen; und mein Herz soll das stumme Grab meiner Gefühle sein.

O Tod! Barmherziger Tod! Weshalb kommst du nicht? Wie lieblich wäre mir nicht das Wehen deiner Labsal bringenden Schwingen!

Ich habe heute Nacht einen seltsamen, aber schönen Traum gehabt. Es war mir, als ging ich in einem Garten voll Blumen. Es war Frühling, die Vögel sangen, der Himmel war klar, die Luft mild und rein, alles war schön um mich her; aber ich fühlte mich nicht glücklich. Ich wandelte leise einher und sah nach Alfred, der in derselben Richtung wie ich, aber auf einem andern Weg ging, von mir getrennt durch einen kleinen Fluß, dessen

Silberwogen übereinander hinhüpften und flüsterten: „Wie lieblich, wie lieblich ist es, auf kühlen Wogen zu schaukeln!"

Und ich mußte für mich selbst wiederholen: „Wie lieblich, wie lieblich!" Auch Alfred sah ununterbrochen nach mir, und es schien mir, daß unsere Blicke allmählich zu strahlen begannen.

Auf einmal ging er zum Ufer hinab und stieg in einen kleinen Kahn, der über den Fluß hinschaukelte und plötzlich zu meinen Füßen hielt. Alfred reichte mir die Hand zum Einsteigen. Ich wollte nicht, und weinte, ich weiß nicht recht warum. Da nahm er meine Hand und zog mich mit sanfter Gewalt neben sich in den Kahn. Ich weinte noch, fühlte mich aber nicht unglücklich.

Da begann der Kahn, wie von unsichtbaren Händen geführt, sich zu bewegen und leicht und behaglich den Fluß hinabzuschaukeln, während die Silberwellen plätschernd um ihn herumhüpften und melodisch sangen: „Wie lieblich ist es, zusammen auf kühlen Wellen zu schaukeln!" Ich weinte nicht mehr.

Alfred und ich sprachen miteinander, und was wir sprachen, entzückte uns. Wir flossen sanft dahin unter balsamisch duftenden Blumengewölben von Syringen und Rosen. Die Blumen lösten sich von ihren Stengeln und fielen auf uns herab, während Stimmen aus ihnen flüsterten: „Wie selig ist es, einander zu lieben und vereint zu sein!" Und wir wiederholten unter wonnigen Gefühlen: „Wie selig!" Da kam die Nacht, aber eine Nacht ohne Dunkel, denn alle Blumen begannen in ihren bunten Farben zu leuchten, und jede Welle blickte hinauf mit einem kleinen, klar funkelnden Diamant in ihrem Gipfel. Ueber unsern Häuptern schwebte eine leichte Wolke, aus welcher Millionen von Sternen strahlten. Auf einmal sagte Alfred: „Sieh' dort das Grab!" Und vor uns sah ich etwas Finsteres, Formloses, Schauerliches, wohin wir hastig getrieben wurden. Ich fühlte jedoch keine Furcht. Da berührte etwas wie das Wehen eines Flügels unsere

Augenlider, und wir schliefen ein. Aber unser Schlaf hatte schöne Träume und wir hörten nicht auf, einander zu sehen. Da war es mir, als ob ein sanfter Kuß auf unsere Lippen gedrückt würde, ein Kuß wie der, womit eine Mutter ihr schlummerndes Kind erweckt, und wir wachten auf. Eine strahlende Morgenröthe umgab uns. Wir hielten einander an der Hand und schwebten immer höher und höher in einer Atmosphäre von Rosenduft empor. Ich fühlte mein Wesen leicht und ätherisch. Jeder Funke von Schwere, von Niedergeschlagenheit, von Unbehagen war verschwunden; ich fühlte es, für immer. In einem krystallklaren See, der still unter uns lag, spiegelten sich unsere Gestalten ab, und ich fand mich so schön, daß es mich entzückte: „Jetzt erst", dachte ich, „bin ich seiner würdig!" Mitten in dem hinreißenden Gefühl einer reinen und steigenden Wonne schlich plötzlich der Gedanke durch meine Seele: „Wenn dies alles blos ein Traum wäre und ich nicht mehr im Traume, sondern in der Wirklichkeit erwachte!" Ach, freilich war alles nur ein Traum. Ich vernahm auf einmal den Ruf des Nachtwächters: „Die Uhr hat eins geschlagen!" und die Klingel der Gräfin, die mich zu sich rief. Die Gräfin glaubte eine Maus in der Schlafstube zu hören und wollte mir die Rolle einer Katze zutheilen, die ich höchst ungeschickt ausführte.

Großes Unglück steigert die Kräfte der Seele, aus den Flammen der Kämpfe steigt sie zum Himmel empor. Es ist eine Apotheose, obgleich auf den Schwingen der Stürme. Aber jene stündlich niederdrückenden, zehrenden Sorgen und Unannehmlichkeiten, jener Ueberdruß, der Krebsschaden des Lebens und der Freude, o wie drücken sie nicht die Kinder des Staubes — noch tiefer in den Staub!

Ich hatte soeben einen Augenblick stillen Wohlbehagens. Was daran schuld war, weiß ich nicht recht. Ich war allein, die Sonne schien in meine kleine Stube

herein, mit Vergnügen empfand ich ihre Wärme; der Schatten eines ausgeschlagenen Syringenbaums spielte im Sonnenschein auf der grünen Wand. Ich dachte an ihn, an seine Güte. Ich betrachtete eine kleine Wolke, die in einiger Entfernung von der Sonne leise vorbeischwebte, und sagte zu mir: „So wird mein Leben vorüberschleichen!“ Ja, ephemeres Geschöpf, bald wirst du nicht mehr sein, und dein Schmerz, deine Liebe werden auf Erden ebenso wenig eine Spur zurücklassen, als dies Wölkchen auf dem blauen Felde des Himmels. Ich werde nicht mehr sein, nicht mehr leiden. Friedvoller Gedanke!

Ich bin auf dem Lande! Zum ersten mal seit vielen Jahren, und zwar durch seine gütevolle Vermittelung. Ich befinde mich in einer guten, fröhlichen und in jeder Hinsicht liebenswürdigen Familie. Hier versammeln sich beständig Leute von den benachbarten Landsitzen. Man spielt, singt, tanzt, plaudert und lacht den ganzen Tag hindurch. Ich bin geblendet wie einer, der aus dem Finstern kommt und plötzlich von einem starken Sonnenlicht getroffen wird. So wie da das Auge Schmerz empfindet, so jetzt mein Herz. Ich bin nicht undankbar — aber ich fühle mich einsam; ich bin nicht glücklich — und nie, niemals werde ich es!

Ich bin ein dissonirender Ton in der fröhlichen Harmonie, die hier herrscht; das fühle ich selbst am allermeisten.

Selten habe ich eine so liebenswürdige, interessante Person gesehen wie die zwanzigjährige Camilla. Sie und ihre guten Schwestern suchen mich auf jegliche Weise zu erheitern und zu beleben, aber sie sind — ach, sie sind zu fröhlich, zu glücklich, — sie sind unschuldige Kinder des Lichts, sie haben die Geheimnisse des Schmerzes noch nicht geahnt. — Ich habe versucht, ihren liebenswürdigen Bemühungen zu entsprechen; aber mein Lächeln ist wol

nicht so recht fröhlich gewesen, und von den Thränen, die ich oft in meine Augen kommen fühle, ist wol eine gegen meinen Willen die Wange herabgelaufen und gesehen worden; oder mein durch Gewohnheit verschlossenes Wesen stößt sie ab; kurz ich sehe, daß sie sich in meiner Nähe nicht heimisch und in ihrer unschuldigen Lebhaftigkeit behindert fühlen, und sie würden mich sicherlich meinem trüben Selbst überlassen, wenn nicht ihre Güte und Höflichkeit sie daran verhinderten.

Ach, was soll die Eule unter den Lerchen? Sie erschrecken und ihre unschuldigen Gesänge zum Schweigen bringen? Nein, es ist besser, sie kehrt in ihr finsteres Nest zurück.

Mein Namenstag. Ich hatte es vergessen. Camilla und ihre Schwestern überraschten mich mit Blumen und Gesängen. Sie bekränzten mich, sie umarmten mich, baten mich, fröhlich zu sein, — sagten, sie hätten mich lieb! — Liebenswürdige, barmherzige Samaritanerinnen, wenn auch euere sorgfältigen Bemühungen die Wunde der Leidenden nicht heilen können, so wird sie doch nie vergessen, euere Güte zu segnen.

Er wirft mir mit Milde meine Verschlossenheit vor. Er wünscht, ich möchte fröhlich scheinen. Ich will es versuchen.

Gestern Abend sang Camilla. Er stand hinter ihrem Stuhle. Als sie geendet hatte, wandte sie sich halb um, sah schüchtern erröthend zu ihm auf und fragte: „War dies nicht das Stück, welches sie wünschten?“ Ich hörte seine halblaut ausgesprochene Antwort nicht, sah aber sein strahlendes Auge dem ihrigen, das sie niederschlug, begegnen. Weshalb schlug sie es nieder? Schöne, anmuthige Camilla! Sieh' dankbar zum Himmel auf, wenn du in

seinen Augen das Gefühl gewahrtest, das ich in den deinigen las.

Seine Blicke folgen ihr. Das ist nicht zum Verwundern. Sie ist eine Rose in ihrer vollen Blüte, schön, gut und fröhlich. Er gab ihr neulich einen Strauß von Heliotropen und Tausendschön; eine Biene schlich sich aus den Blumen, flog zu mir hin, die ich in einiger Entfernung dasaß, und stach mich in die Hand. Mit Mühe unterdrückte ich einen Ausruf des Schmerzes, aber ich that es dennoch. Ich hätte um keinen Preis die beiden stören mögen; sie sahen so liebenswürdig und glücklich aus. Ich kann keine Freude geben, aber ich werde auch keine stören.

Und deshalb muß ich bald, recht bald in meine düstere Heimat zurückkehren. Das paßt jetzt besser für mich.

Ich habe gesucht, ihm ein Vergnügen zu machen. Ich habe Camilla's braunes Haar geordnet und geschmückt, welches, von alledem Schönen, das sie besitzt, dasjenige ist, worauf sie am wenigsten Sorgfalt verwendet. Es ist mir geglückt.

Er ist krank! Und ich kann ihm nicht nahen — nicht über ihn wachen!

Es ist besser. Thränen angstvollen Schmerzes, Thränen der Freude, die ich nicht habe zurückhalten können — ihr habt mich verrathen! Aber du, Camilla, glaubst du, deine Blässe, deine rothen Augen seien unbemerkt geblieben?

Er kam herein, wir ahnten es nicht; er ergriff unsere Hände — dankte uns für unsere Sorgfalt, unsere Theilnahme. Was ich that, weiß ich nicht; aber Camilla sah ich zittern.

Ja, ich will fort, — mich vor ihm, vor der ganzen Welt, vor mir selbst verbergen!

Ich bin wieder in meiner frühern Heimat. Mir ist hier besser, — ich glaube, ich bin hier stärker.

Er muß es wissen — er hat gesehen, was er mir ist. — Und dann? — Möge er es immerhin wissen. — Er wird nicht in Eitelkeit damit prahlen, dazu ist er zu groß, zu edel! — Er wird mich beklagen; sein Mitleiden wird nicht, wie das Mitleiden der Welt, mir schwer zu tragen sein. Ich werde es wie das Erbarmen eines höhern Geistes betrachten, der auf ein schwächeres Geschöpf niederblickt.

Weshalb fährt er fort, unser freudenleeres Haus zu besuchen, es mit seiner Gegenwart zu beleben? Geschieht es aus Mitleid mit mir; glaubt er, ich könne ohne seinen Anblick nicht leben? — O, er täuscht sich! Das Leben kann sich mit Entsagungen gleichsam ernähren.

Oder sieht er vielleicht voraus, daß, wenn er sich von mir trennen wird, ich mich doppelt einsam finden werde, und sucht jetzt meine Seele zu stärken, damit ich es ertrage? — Deshalb kommt er wieder; deshalb redet er, um mich zu der Stärke des Gemüths, zu der Ruhe, die er selbst besitzt, zu erheben.

Deshalb übt er meine Stimme, ermuntert mich, meinen Verstand zu bilden, Kenntnisse zu suchen. Aber in meiner Lage ist das unmöglich, und überdies, wozu würde es mir nützen — wird es mich glücklicher machen?

Ja, ich verstehe ihn und seine Engelsgüte. Er hat es eingesehen, daß auch er vom Himmel bestimmt worden, meinem Herzen eine Wunde zu schlagen; er weiß

es, und sucht mich darauf vorzubereiten; er möchte sie womöglich mildern, sie unfühlbar machen; er will mich zerstreuen, will mir Vergnügen bereiten — ach, er kennt mich nicht!

Es ist zu viel! Es scheint mir, als ob er den Dolch nur tiefer ins Herz drückte; aber er weiß, was für mich am besten ist — und ich küsse die Hand, die mir den Tod gibt!

Ach, weshalb heute so viel Güte, wenn er morgen abreisen will?

Er hat meine Hand begehrt; himmlische Mächte! Er und — ich!

Ich habe seine Hand ausgeschlagen — mit dankenden Worten, aber bestimmt habe ich seine Hand ausgeschlagen! Mein Herz klopft vor Schmerz und stolzer Freude! Ich habe sie ausgeschlagen, weil ich ihn mehr als mich selbst liebe, sein Glück dem meinigen tausendmal vorziehe und ihm keine größere Probe davon geben konnte, als daß ich ihn vor einer Gattin bewahrte, die niemals im Stande gewesen wäre, ihn glücklich zu machen. Ach, ich muß weinen.

Würde nicht der Tod an der Seite des Lebens über dieses seinen düstern Schatten werfen? Ich will gerecht gegen mich sein. Nicht in allem bin ich seiner Wahl unwürdig. Mein Wandel, mein Herz sind rein — und dieses Herz liebt ihn; meine Seele glüht für Wahrheit und Tugend — ich bin mir keines einzigen niedrigen Gefühls bewußt; aber ach, wie wenig bin ich im übrigen dazu geschaffen, sein edles Leben zu verschönern! Meine äußere Jugend ist geschwunden, mehr noch meine innere. — Dieser Lenz der Seele, der zuweilen noch die

frühzeitig verwelkten Blumen jener zurückrufen kann. Erkaltet und todt sind alle meine lebhaftern Anlagen. Es ist mir beständig, als ruhte eine schwere, starre Eisenhand auf meiner Brust. Ich habe zu tief die öde Leere, das Unheimliche des Lebens empfunden. Die Bitterkeit gewisser Augenblicke wird nie aus meinem Gedächtnisse weichen. Nimmer würde ich jenen Muth, jene Sorglosigkeit wiedergewinnen können, welche bewirken, daß man so herzlich lachen, daß man fröhlich sein, mit einem Worte, daß man über die gegenwärtige Stunde die kommende vergessen kann. Wie bitter würde ich an seiner Seite — ihn wie jetzt anbetend — meine Unfähigkeit, Freude zu gewähren und zu empfangen, empfunden haben! Ich würde wie Abbadona meine innere Finsterniß fühlen und dadurch noch finsterer werden.

Meine Gesundheit ist geschwächt, und ich müßte mich sehr irren, wenn meine Brust nicht angegriffen ist.

Was würde ich außerdem in jenen Kreisen, wohin Rang, Geist und Talente wie eigene Neigung ihn berufen, mit meiner geringen Bildung, meiner ganzen innern Armuth, meinem Mangel an angenehmen Eigenschaften gewesen sein? — Eine verachtete Null, und ein Wesen, dessen vermessene Ansprüche, da, wo sie nicht auf ihrem Platze ist, zu erscheinen, sie mit Recht zu einem Gegenstand des Spottes machten. Eine Frau ohne Reize, kränklich, trübsinnig, und die, weil sie alles dies fühlt, dadurch noch niedergedrückter wird, — das wäre die süße Belohnung gewesen, welche das Glück ihm für allen seinen Edelmuth geschenkt hätte, — das wäre der einstige Trost für seine Mühen, seines Lebens Erheiterung und Freude gewesen! — Ach, hundertmal hätte er in seinem Herzen seine Wahl bereuen müssen! Und je gütevoller, je nachsichtiger er gegen mich gewesen wäre, desto unglücklicher wäre ich geworden. Ja, ich fühle es, an sein Herz gedrückt, hätte ich aus Verzweiflung, ihn nicht glücklich machen zu können, mich umbringen können. O könntest

du, den ich so innig, so unendlich liebe, in meinem Herzen lesen! Möchten meine beständigen, meine heißen Gebete das Glück, das ich dir nicht zu gewähren vermochte, auf dich herabrufen können!

Er hat mich nie geliebt; kein Funke von Liebe führte ihn zu mir; nur ein Augenblick konnte ich mich hierüber täuschen — die Täuschung verschwand — alles ward klar — ich sah, was ich zu thun hatte — und Gott und meine Liebe verliehen mir Stärke, dem gemäß zu handeln.

Nur edles, himmlisches Mitleiden war es, das ihn zu mir führte; nur Güte — sie verdiente belohnt zu werden! Ein süßes, stolzes Gefühl bemächtigt sich meines Herzens, wenn ich bedenke: der edelste Mann hat mich zu sich emporheben wollen und ich habe seiner würdig gehandelt! Ja, er hat mich emporgehoben!

Ich hege in mir den Glauben, daß die reizende Camilla ihm einst alles gewähren wird, was ich nicht zu gewähren vermochte. Blasse, zitternde Camilla! Vielleicht recht bald werden die Blumen der Freude und Liebe auf deinen sanften Wangen glänzen. Du sollst nie erfahren, was du mir zu verdanken hast. Und du, Alfred, wenn die Himmelswonne in deiner edeln Brust schwellt — wirst du meiner nicht mehr gedenken; ich aber — ich werde an dich denken.

Und wenn ich meine mühevolle Laufbahn vollendet habe, möchte ich mir dann sagen können: „Ich habe zwei Menschen glücklich gemacht!"

Ich sehe ihn nicht mehr — wie finster ist alles um mich her! Aber ich habe es so gewollt — und ich bin damit zufrieden.

Meine Gedanken begleiten ihn mit Segenswünschen; Tag und Nacht, am Morgen wie am Abend begleiten sie ihn.

Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen. Camilla ist Alfred's glückliche Braut. Wie werden ihre schönen, seelenvollen Augen strahlen! — O möchten sie glücklich werden! — Höre mich, Geber aller Glückseligkeit! Kein Flehen für mich selbst soll deine Güte mehr ermüden — aber mache sie glücklich — nimm alles, was ich etwa noch haben soll — ach, nimm meine Seele — und gib, gib ihnen alles!

Mache, daß Camilla ihn ebenso liebt, wie ich ihn liebe.

Die Glocken läuten! Die Glocken läuten! Der große Tag ist gekommen — Alfred führt Camilla zum Altar. Wie edel, wie schön er ist, — wie lieblich, wie reizend sie, — wie glücklich sie beide zu sein scheinen. — „Ein edles Paar!“ flüstern die Leute Hörte ich es — oder habe ich es irgendwo gelesen? Ich weiß nicht. — Der Tag ist schön — die Frühlingssonne warm und klar. — Alles ist klar und ruhig, auch mein Gemüth — ich bin glücklich und heiter! Nein, es ist kein Fieber, das meine Wangen so hochroth färbt, es ist die Freude; sie treibt meine Pulse, sie läßt mein Herz hundert Schläge in der Minute machen — hört, die Glocken läuten. Es ist geschehen, der Geistliche hat sie gesegnet — und auch ich.

Jetzt bin ich ruhig und allein, und still wie die Nacht, die auf allem ruht, bete ich in meinem Herzen für das Glück dessen, den ich so unendlich geliebt habe. Alles, was die Vorsehung thut, ist gut, ist weise — selbst der Schmerz hat seine Ruhe, sein Ende — auch mein Schmerz

wird dieses in seinem Glück finden — wozu ich in einem muthigen Augenblick den Grund gelegt habe. O Geliebter meines Herzens, ich glaube, ich weiß es, durch dein Glück werde auch ich glücklich sein. Wenn deine Freudensonne in ihrem vollen herrlichen Hochsommerglanze strahlt, wird auch zu mir, der im Schatten Verborgenen, ihre Wärme dringen. Ich werde das ferne Echo deines Wonnegesangs sein! Fühle und nenne dich glücklich — und auch ich werde glücklich sein; sei fröhlich — und auch ich bin — fröhlich; lächle — und auch ich lächle; danke Gott — und auch ich danke Gott, danke ihm innig.

(Arme Schwärmerin! Deine Schwingen scheinen dich nicht länger getragen zu haben. Unter einem spätern Datum finde ich von derselben Hand, die dies in Freude und Glückseligkeit schrieb, folgende Worte als Ausdruck eines stillen, aber entmuthigten Gemüths aufgezeichnet.)

Am 2. Januar.

Ein fieberhafter Traum ist mein Leben!

Eine bessere Welt — meine schönste, meine einzige Hoffnung!

(Jahre scheinen nun dahingegangen zu sein, in denen nichts aufgezeichnet wurde; aber aus dem, was zunächst folgt und womit eine neue Epoche im Leben der Einsamen begonnen zu haben scheint, kann man schließen, daß der Engel des Friedens — dessen Palmen früher oder später um den guten, unschuldig Leidenden wehen — ihrem Herzen immer näher kam.)

Ein unendlich süßes Etwas hat sich in mein Herz gesenkt. Ich weiß nicht, welches Gefühl des Friedens, ja der Heiterkeit mich auf meiner stillen Wanderung durchs

Thal begleitet. Und dennoch ist alles um mich her unverändert, ist kalt, ohne Freude, ohne Liebe wie früher. Die Veränderung ist in mir vorgegangen. Ich erwartete mein Glück, meine Freude von der Welt und den Menschen; ich ward getäuscht, verletzt und zurückgestoßen; nun habe ich mich einzig an Gott gewandt, und beginne zu fühlen, daß sein Friede höher, größer ist als alle Freude der Welt.

Eine schöne Hyacinthe, die an meinem Fenster blüht, erweckt in mir heitere Gefühle und Gedanken. Ich sehe, wie sie sich, unbewußt dem Licht und der Wärme huldigend, allmählich der Sonne zuwendet. Die Sonne wiederum strahlt klar über ihr, öffnet still wirkend Blüte um Blüte, verleiht ihr Farbe, Schönheit und balsamischen Duft. Dies ist mir ein klares Bild vom Menschen und der Gottheit. Ewige Liebessonne! Ich will wie die Blume mich demüthig deinem Lichte zuwenden, um von dir Leben und Freude zu empfangen, die du allein schenken kannst.

Ich komme aus der Kirche. Ich habe viel geweint und bin dennoch glücklich gewesen. Das Gefühl der Andacht ist eins der schönsten, lieblichsten, welche wir auf Erden empfinden können. Es ist nicht Freude, nicht Traurigkeit; aber etwas, das uns über beides erhebt, — es ist eine augenblickliche Rückkehr der Seele zu ihrem wahren Heimatlande, — ein Gefühl, welches mehr als jede tiefsinnige Beweisführung uns davon überzeugt, daß wir Kinder der Unsterblichkeit sind.

Der Text handelte von dem kananitischen Weibe. Der Prediger nahm davon Veranlassung, darzustellen, wie das Brot uns oft vorenthalten würde, damit wir uns mit den Krumen begnügen lernen, und wie ein ergebenes und begnügsames Gemüth für dessen Besitzer beglückend und Gott wohlgefällig wäre. Es schien mir, als wäre dies

alles ausdrücklich für mich allein gesprochen, und ich erkannte es als Wahrheit in meinem Herzen. Ach, dies unruhige Herz, das mit Ungeduld so viel von der Welt und den Menschen verlangt hat, das so glühend alle Güter des Lebens hat besitzen wollen, wie hat es seine Wünsche herabstimmen müssen! Es hat allmählich sich mit dem Krumen begnügen gelernt; aber es ist auch demüthig, geduldig — und, wie ich hoffe, besser geworden; und erst jetzt genießt es den Frieden, die Freude, nach denen es so lange, aber auf unrechten Wegen, gestrebt hat. Eine Blume, ein klarer Tag, ein unerwartet freundliches Wort — ein schöner Traum, ein Gefühl des Wohlbehagens, ja tausend kleine früher von mir nicht beachtete Genüsse, die auch das freudenleerste Leben nicht ganz entbehrt — sind mir jetzt unendlich theuer. Ich habe nach und nach einsehen gelernt, wie des Menschen wahre Lebensweisheit darin besteht, daß er wie die Biene aus der kleinsten Blume einen Tropfen Honig zu saugen wisse.

Und wenn du, höherer Lenker meines Geschickes, mich nur deshalb auf der Erde so einsam gelassen hast, damit ich mich ganz zu dir hinwenden, und in dir mein alles finden sollte — habe ich dann wol Grund zu klagen? Wenn du, Allbarmherziger, mir Vater und Mutter, Bruder und Schwester sein willst — muß ich mich dann nicht selig preisen?

Warum, ach warum habe ich nicht früher meinen Frieden da gesucht, wo ich ihn allein hätte finden können? Wie viele Jahre von Schmerzen und niederdrückender Schwere wären mir erspart worden, wenn ich früher erkannt hätte, wie thöricht es ist, sich um Trost und Freude an Welt und Menschen zu wenden!

Gib, du Einsame, Verlassene, dein Herz Gott; aber mit jenem tiefen, ernsten Willen, der kein Schwanken, keine Rückkehr der Schwäche erlaubt! Lerne sagen: „Es

geschehe dein Wille, o Vater!" nicht blos mit Ergebenheit, sondern mit Liebe, mit Freude — und jede Verzweiflung, jeder drückende hoffnungslose Schmerz ist für immer von dir geschwunden.

Wenn ich mich des Abends zur Ruhe lege und die Mühen des Tages und die unfreundliche Behandlung derer, für welche ich sie trage, mein Gemüth niedergedrückt haben, so fange ich an zu beten: „Mein Vater!" — Aber kaum habe ich diese Worte ausgesprochen, kaum hat das Gefühl ihrer Bedeutung meine Seele durchdrungen, so weine ich die süßesten Thränen, und eine unendliche Seligkeit bemächtigt sich meines ganzen Wesens. Mein ganzes Gebet besteht dann oft darin, daß ich mehrmals die Worte: „Mein Vater!" wiederhole, denn sie enthalten, so wie ich sie fühle, alles, was ich von kindlicher Liebe, von inniger Zuversicht, von ergebener Hoffnung, von andachtsvoller Freude ausdrücken kann. Unter solchen Gefühlen schlafe ich ruhig ein; und ist es dann wol zu verwundern, wenn ich mich vom Gesang der Engel eingewiegt glaube?

Ja, ich glaube es, ich muß es glauben — für alle gibt es einen Trost. Es gibt unglücklichere Geschöpfe, als ich gewesen bin — obgleich die Empfindlichkeit meines Herzens die Bitterkeit der Leiden für mich tausendfach vermehrt hat. Da ist z. B. der verlassene, von Schmerzen verzehrte Kranke, der Gefangene ohne Hoffnung auf Befreiung, dessen einzige Freude — eine Spinne — eine unmenschliche Hand ihm geraubt hat. Aber können sie nicht auch zu Gott emporsehen und sagen: „Unser Vater!" Und der Verbrecher, der seine Leiden verdient, wer ist unglücklicher als er? — Aber wenn er Reue empfindet, wird ihm ja verziehen — der verlorene Sohn kann sich aufmachen und zu seinem Vater gehen. Soll das Kind eines ewig gütigen Vaters wol jemals Verzweiflung füh-

len? Ach, der uns Gott unsern Vater nennen lehrte, er hat allein das menschliche Herz gekannt und demselben einen nie fehlschlagenden Trost zu gewähren gewußt!

Der Gestorbene hat die Sterblichen getröstet, und die Stimmen, welche gerufen haben: „Wir leiden!" haben auch gerufen: „Wir sind getröstet!" — Das Evangelium ist vor dem Menschengeschlecht aufgeschlagen und hat den Himmel geöffnet; aber ein murrendes, ein misvergnügtes Herz erkennt es nicht.

Doch die Lasterhaften? Die zur thierischen Roheit Herabgesunkenen? Die Millionen, welche im Dunkel, in der Nacht des Elends und der Unwissenheit leben und sterben? Freundliche Sterne, die ihr so klar leuchtet — mystische Himmelslichter —, hoffnungsvoll blicke ich auf euch. Ihr seid Welten für die Hoffnung; höhere Erziehungsanstalten für die unglücklichen Kinder der Erde denke ich mir in euch; ja, zuversichtlich kann man hoffen — Gott ist ja allgütig!

Wenn unser Glaube fest und unsere Hoffnung auf einem sichern Anker gegründet ist, dann ist für unsere Ruhe viel gewonnen, und besonders steht der Himmel unserer Zukunft klar da; dennoch aber kann unser Herz noch viel leiden und die Bürde des Tages uns noch unerträglich erscheinen. Da möge die menschliche Weisheit abhelfen. Hüten wir uns vor Muthlosigkeit, vor den Phantasmagorien der Einbildung — und suchen wir, jeder für sich, die Zerstreuung, die möglichen kleinen Freuden und Quellen des Trostes, die uns so nahe liegen, wenn wir nur darauf Acht haben. Die große Aufgabe ist, sich gut und rein zu erhalten — und dann so wenig wie möglich zu leiden. Die Mittel dazu sind für alle sowol gleich als

verschieden; aber niemand wird sie vermissen, der nur zu ihrer Beachtung die Augen offen hat.

Sie barmherzig auf die Blinden gerichtet zu haben, sollte die Sache derer sein, deren Los es geworden, sozusagen die Augen des Menschengeschlechtes zu sein, für dasselbe zu sehen und es sehen zu lehren. O ihr Weisen, ihr Edeln und Aufgeklärten der Erde, seid weniger unsere Schulmeister, seid mehr unsere Tröster! Zeiget uns die Geheimnisse der Tröstungen, gebet dem Schmerze Licht; lehret einen jeden, wie er in seiner äußern Lage und nach der Beschaffenheit seines Innern für seine Leiden Linderung finden kann! Edle Aerzte der Seele, ermüdet nicht, Heilmittel für alle ihre Krankheiten aufzusuchen! — Wie viele Segenswünsche werden dann euern Fußtapfen, euern göttlichen Bemühungen folgen!

Die Jahre, die ich früher so lang fand, fliegen jetzt schnell wie Schwalben dahin; weil die Tage mir nicht mehr lastend erscheinen, weil keine Stunde des Tages vorübergeht, die mir nicht irgendein heiteres, ein erhebendes Gefühl gewährt. Diesen stündlichen, diesen meinen hauptsächlichen Trost habe ich im Gebet, in einer beständigen Erinnerung an die Gegenwart des höchsten Wesens gefunden. Ich wandle und handle stets unter den Augen eines Vaters, und wie ich fühle, daß ich lebe, so fühle und weiß ich auch, daß sein Blick mir folgt, daß sein Geist mir nahe ist, mich mit seinem Frieden umgibt, und mir eine Freude einflößt, die man wol fühlen, aber nicht beschreiben kann.

Ich hielt mich früher vermöge meiner Stellung für ganz unnütz in der Welt. Die Erfahrung, eine mir theuere Erfahrung, hat mich belehrt, daß, wenn wir in dem kleinen Kreise, der uns anvertraut worden, nur mit Treue und Sorgfalt wirken, so wirken und arbeiten wir gerade

nach der Ordnung, welche der Grund alles Guten ist; und früher oder später entspringen uns daraus angenehme Folgen.

Meine Gesundheit nimmt ab. Die Erfüllung meiner Pflichten in der Familie, die mich aufgenommen hat, wird mir mit jedem Tag schwerer; aber ich suche sie nach besten Kräften zu erfüllen. Mein Herz hat Frieden, ist heiter und still.

„Sitze nicht müßig da und sieh' nicht so selig aus, während ich umhergehe und meine Dose suche!“ sagte soeben die erzürnte Gräfin zu mir. Ich erinnere mich einer Zeit, wo ich wegen kopfhängerischer Mienen Vorwürfe erhielt. Jetzt ist mein Herz so froh, daß mein Gesicht oft den Ausdruck davon erhält. Das Misvergnügen der Gräfin war auch jetzt nicht ganz ungegründet; denn wenn man sich in Acht nehmen muß, den Frieden anderer durch ein Offenbaren eigenen Unfriedens zu stören, so muß man sich nicht weniger davor hüten, eine Zufriedenheit zu zeigen, welche auf denjenigen, welchem diese fremd ist, einen peinlichen Eindruck machen kann.

Ich habe ihn — — sie — wiedergesehen, habe ihre Kinder an mein Herz gedrückt! Diese Familie ist ein Bild der Glückseligkeit. Die beiden glücklichen Gatten erkannten mich kaum wieder. Das war nicht auffallend — ich bin ja so verändert. Ich hege in mir einen Wunsch — eine schwärmerische Hoffnung, die ich nicht verjagen will —, die Hoffnung, bald unsichtbar sie umschweben und über ihre Glückseligkeit wachen zu können.

Wie schön ist der Blick eines Mannes, der in seiner vollen Kraft und in einer Sphäre wirkt, wo seine Fähigkeiten sich frei bewegen und bei der Arbeit sich noch steigern — und sich bewußt ist, daß er zum Nutzen seines Vaterlandes lebt, daß er von seinen Mitbürgern geachtet,

von Gattin und Freunden geliebt, von seinen Kindern angebetet ist — das ist der Blick Alfred's! Wie lieblich und rührend ist der Ausdruck im Antlitz eines Weibes, der ihres Herzens ganzes Liebesbedürfniß ist erfüllt worden, welche in und für ihren Geliebten lebt — das ist der Ausdruck von Camillen's Antlitz! Und ihr glücklichen Kleinen, ihr Kinder, ihr Lieblinge, in euern Augen von Unschuld und Lebensfreude sieht man, wie klar — der Himmel euerer Kindheit leuchtet!

„Im Herbst — wenn die Blätter fallen“, sagte heute ein Arzt halblaut zur Gräfin, nachdem er mich mit bedenklicher Miene betrachtet und sich nach meinem Gesundheitszustande erkundigt hatte. Dieses Lebensende lautet ja ganz romantisch — oder mein Leben ist doch einem Romanen so gar wenig ähnlich gewesen. Nun wohlan dann — im Herbst! — im Herbst wird ein Espenlaub, welches lange bei dem Wehen so mannichfaltiger Winde gezittert hat, nicht mehr zittern!

Ich gebrauche eine Cur für meine Brust. Mag sie nun helfen oder nicht, — so bin ich ruhig; früher wünschte ich zu sterben, — jetzt wünsche ich es weniger, seitdem ich das Leben besser zu tragen und anzuwenden gelernt habe. Ich habe gelernt, Gott in allen seinen Werken anzubeten. Es gibt nichts, wäre es auch noch so gering, an was sich nicht irgendein großer Gedanke knüpfen läßt — und was mir dadurch wichtig und interessant werden kann.

Die Blätter fallen ab — und ich lebe noch — und hebe noch froh meinen Blick zum trüben Himmel empor.

Ich habe große körperliche Schmerzen — und leide dennoch so wenig — meine Seele ist so glücklich!

„Im Frühling — wenn die Blätter ausschlagen!" sagt der Arzt jetzt. Und ich sollte es fast glauben, wenn ich der stillen Ahnung, die in mir wohnt, zu lauschen wage, welche mir zuflüstert: im Frühling, wenn alles zum Leben und zur Freude erwacht, wenn die Blumen aus geöffneten Kelchen ihre balsamischen Düfte zum Himmel emporsenden, dann werde auch mein freigelassener Geist emporschweben und die Luft ewigen Frühlings fühlen, dann werde meine Sehnsucht ihr dunkel geahntes Ziel erreichen.

Er ist mit seiner Gattin gekommen, um mich noch einmal zu sehen, — das war edel und gut von ihm. Ich fand ihn verändert. In seinen Blicken lag ein düsteres Feuer, und auf seiner Stirn, die früher so klar und glatt war, bildeten sich zuweilen Runzeln gleich denen der Unzufriedenheit. Ach, der Ehrgeiz hat sich in sein Herz geschlichen! — Dieser hat neben seinen Talenten ihn auf Adlerschwingen zu den Höhen weltlicher Größe emporgehoben. Er ist ein großer Mann geworden, hat aber aufgehört glücklich zu sein. Seine liebenswürdige Gattin sah niedergeschlagen aus, und die ausgesuchteste Toilette konnte die Veränderung in ihrem so wehmüthigen Gesicht nicht verdecken. Es that mir wehe sie zu sehen; ach, wären sie doch glücklich und ruhig wie ich!

Ich bin beinahe vierzig Jahre alt. So einsam wie ich in meiner Wiege lag, so einsam stehe ich noch an meinem Grabe. Wie ein Schatten bin ich durchs Leben gegangen, und mein Leben ist wie ein Schatten ge-

wesen. Immermehr entschwindet er meinen Blicken, — aber der ewige Vater, dessen Willen ich gehorcht habe, öffnet mir ein neues, ein herrlicheres Leben, dem ich mit unbeschreiblicher Freude entgegengehe! Die wohlthuenden Gebete, die ich emporsende und, wie ich fühle, erhört werden; die Gefühle von Himmelsahnung; das Gefühl des Engelfriedens, das mich begleitet; die Ruhe, die keine Schmerzen zu stören vermögen; die lieblichen Regungen von Freude; die wollustvollen Thränen, die ich oft vergieße — o diese theuern, heiligen Boten! — was verkünden sie mir anderes, als, daß ich bald das Urbild aller Liebe, aller Vollkommenheit schauen werde, — daß der sehnsüchtige Funke sich bald mit dem heiligen Feuer, aus dem er entsprungen, vereinigen werde!

Hier hat die matte Hand aufgehört die Feder zu führen, — das Herz, das so lange vor Liebe und Schmerz klopfte, es ruht jetzt.

Die Einsame ist zu ihrem Vater heimgegangen — sie ist nun glücklich!

V.

Die Trösterin.

Wer hat gelitten, — wer hat in Augenblicken tiefen und düstern Schmerzes in seinem Herzen einer Welt Elend empfunden, und dann nicht das Bedürfniß gefühlt, nicht den innigen Wunsch gehegt, von einem Wesen aus einer höhern Welt getröstet zu werden, — hat dann nicht zuweilen in schwärmerischer Wehmuth gehofft, einen Engel herabkommen zu sehen, der mit barmherzig heilender Hand das wunde Herz berühren und die dunkeln Räthsel des Lebens und des Schmerzes lösen sollte!

O wenn die Natur in ihrem herrlichen Sommergewande um uns lächelt, — wenn sie wie eine bezaubernde Geliebte, lieblich, strahlend, warm, den Menschen, ihren Bräutigam, mit reiner Wollust umarmt, — wenn dann des Menschen Herz kalt und verschlossen, und schauerlich wie das Grab bleibt, — wenn er allein seine Stimme nicht in den Jubelchor der Erde mischen kann, wenn er der einzige Verstoßene zu sein wähnt: wie gut wäre es dann, wenn eine Stimme vom Himmel dem Unglücklichen die Betheuerung zuflüsterte: „Auch du bist geliebt! Sohn des Schmerzes, leide mit Geduld; auch du wirst einst aus dem Becher der Glückseligkeit trinken!“

Ihr bittern Leiden — Trostlosigkeit, Verzweiflung —, ich habe euch kennen gelernt! Himmlische Stimme, voller Gnade und Trost, ich habe dich vernommen, und werde dich niemals vergessen. Noch heute ertönst du mir

aus der Welt der Geister. Meine Seele hört dich, mein Herz versteht dich! In diesem Augenblick, wo die Erinnerung die Blätter meines Lebensbuches aufschlägt, und meine Feder das Andenken an längst verflossene Zeiten zurückrufen will, hat die stille Nacht alles um mich her zur Ruhe gebracht. Ich bin einsam wach, und mit mir sind es die Schmerzen, welche mir die Ruhe verscheuchen. Das blasse Licht meiner Lampe läßt mich auf der nahen Wand den Schatten einer Schreckensgestalt gewahren, die an diejenige erinnert, welche das Märchen den Gnomen, jenen Kindern des Staubes und der Finsterniß, zuschreibt. Diese entsetzliche Gestalt ist die meinige — ist mein Körper. Und dieser so entstellte, so schwer geplagte Körper ist an eine Seele gebunden, welche das Schöne in dessen innerm Wesen wie in dessen äußern Formen anbetet.

Einsam mit mir selbst und mit meinem Schatten, von der Nacht und dem Schweigen umgeben, fühle ich doch das Lächeln auf meinen welken Lippen schweben, — lausche ich mit stiller Freude den harmonischen Stimmen, die aus der Tiefe meiner Seele sich in demüthigen Lobesopfern zum Himmel erheben, und ich kann den lieblichen klaren Frieden, der mein Inneres umschließt, nur mit dem milden Mondlicht vergleichen, daß in diesem Augenblick sich über die Moosrosen in meinem Fenster verbreitet.

Es gab eine Zeit, wo alles in mir ganz anders war; wo ich die Welt und mich selbst haßte; wo ich wünschte, nie geboren worden zu sein.

Im Mai des Lebens, während jener Frühlingstage, wo in der ganzen organischen Natur allen erschaffenen Wesen einige Tropfen Freude zu Theil werden; wo sanfte Schwingen den Menschen wiegen, und der Himmel über ihm sich so hoch und klar wölbt, — damals schon lernte ich das Unglück kennen, und bitter war damals meine Klage.

In meiner hinschwindenden Seele war es wie in der äußern Welt, wenn in unsern nördlichen Himmelsstrichen

die Tage gegen den Winter hin schnell abnehmen, die Nächte länger werden und die Sonne sich gleich einer Sterbenden nur zu erheben scheint, um Lebewohl zu sagen und dann wieder zurückzusinken. Ich hegte nicht die Hoffnung, daß für mich ein neues Jahr den Lauf der Dinge ändern werde; im Gegentheil sah ich hinter dem abnehmenden Licht eine immer finsterer werdende, sich überallhin ausbreitende Nacht.

Glücklich sind die Todten; sie leiden nicht mehr! Glücklicher noch sind die Ungeborenen, die nie gelitten haben! Glücklich seid auch ihr, beklagte Thoren, die ihr bei euerm Elende lacht, die ihr euch aus euern Strohlagern Kronen flechtet, die ihr euch groß und glückselig träumt. Mit Unrecht beklagt man euch! Ach, ihr fühlt ja nicht — und euer Unglück ist von den Blumen euers Irrseins verhüllt. Glücklich seid ihr!

So dachte, so klagte ich, während ich mich eines Abends langsamen Schrittes in einem der dunkelsten Baumgänge des Parks auf dem Gut meiner Aeltern hinschleppte.

Ich war jung und unglücklich, — und niemals nein niemals kann man das Unglück so bitter wie in der Jugend empfinden! Bei reifern Jahren werden die Gefühle abgestumpft, das Blut fließt ruhiger, man ist schon gewohnt zu leiden, der Weg ist nicht mehr so lang bis zum Endziel aller Leiden. Wenn uns aber der Schmerz in jungen Jahren überrascht, so wird das Furchtbare seiner Neuheit durch die noch unbezähmte Kraft der Gefühle erhöht, wodurch in dem Herzen jener wilde fruchtlose Kampf gegen das Geschick geweckt wird, dessen Folge Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung sind.

Bei neunzehn Jahren kränklich und gebrechlich, wand ich mich durchs Leben, scheu und düster wie ein unseliger Schatten. Ich war glücklich gewesen; um so mehr litt ich jetzt. Bis zu meinem siebzehnten Jahre war ich voll Leben und Gesundheit — und so geliebt — und so glück-

lich! Da fühlte ich mich gut, fand die Welt so schön, hielt die Menschen für Engel und Gott für den Vater aller. Eine langwierige Krankheit warf mich um diese Zeit auf das Schmerzenslager, von welchem ich auf das fürchterlichste entstellt wieder aufstand. Man bedauerte mich anfangs; bald aber wandte man sich von mir ab; auch meine Mutter, meine Geschwister thaten dies. Mein Herz ward bitter, — ich fühlte die Verschlimmerung meines Innern, und fing an, mich von Gott und Menschen verlassen zu glauben.

Die sorgfältige Erziehung, die feinere Bildung, die mir in jungen Jahren zu Theil geworden, diente jetzt nur dazu, für mich das Gefühl meines Unglücks zu schärfen. Nie schlug ein Herz in einer Menschenbrust mit glühenderer Liebe für Freiheit, Wirksamkeit und die heroischen Tugenden, welche die Geschichte in glänzenden Vorbildern aufstellt. Nie loderte enthusiastischer der Geist des Wetteifers in der Seele eines Jünglings. Cato, Brutus, Scipio, Regulus, das waren meine Vorbilder — ich wollte ihnen ähnlich werden, wenn nicht sie alle übertreffen — und mein Name sollte gleich jenen von einer edeln Nachwelt geehrt werden. Ruhm und Freude bei einem reichen, tugendhaften und nützlichen Leben — das war der schnell entschwundene Traum meiner ersten Jugend. Aermliches Mitleiden, Verachtung, Vergessenheit — bei einem unnützen, kränklichen, freudelosen Leben — waren die schrecklichen Wirklichkeiten, die mich bei meinem Erwachen in eisenharte Arme schlossen, — die mich von meinem Himmel niederzogen — und mir die ganze Welt — und Gott — und seine schöne Sonne — und seine Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe verdunkelten.

Der Zweifel mit seinen murrenden, nie beantworteten Fragen erhob sich in meiner Seele — und mitternächtiges Dunkel umschloß mein unruhiges klopfendes Herz. Ein unendlicher Schmerz regte sich in meiner Brust, während der keuchende Athem sie auf und nieder bewegte.

„Und was habe ich doch verschuldet, daß ich so hart, so furchtbar bestraft werde? Weshalb ward ich so unglücklich?“ fragte ich laut murrend, während ich mit thränenvollen Augen mich in der blühenden Natur umsah, die mich so schön und reich umgab.

Es war ein herrlicher Juniabend. Die Sonne war im Untergehen, alles war ruhig — nur ein leises Gemurmel schlich wie eine hingeflüsterte Liebeserklärung dann und wann durch die Haine zwischen Laub und Blumen. Alles schien sich zu freuen, — ich allein litt! — Ich wünschte der Vogel zu sein, der gedankenlos auf grünen Aesten schaukelnd zwitscherte; oder die Blume, die so herrlich strahlte, so schön duftete; oder der Schmetterling, der in ihrem Schos ruhte; ja sogar der moosbewachsene, glücklich gefühllose Felsen, gegen den ich mich lehnte, — nur nicht Mensch, nur nicht der leidende, beklagenswerthe Mensch, der ich war!

An einem See, der den Park begrenzte und ringsherum von den schönsten Ufern umschlossen ward, ruhte ich aus.

O wie oft hatte ich früher mit Jugendlust und Freude auf seinen tanzenden Wogen meinen leichten Kahn geführt. Wie oft hatte ich mit kräftigen Armen seine schwache Welle getheilt, sie mit warmen Lippen geküßt, und in der klaren Tiefe, welche einen wolkenfreien Himmel widerspiegelte, das Bild meines reinen Herzens, meines frischen Lebens geschaut! Wie früher bekränzten noch lachende grüne Ufer den stillen See; wie früher spiegelte sich in seiner Tiefe das dunkle Blau des Himmels — mein Kahn lag am Ufer — alles war sich so gleich, so freundlich gleich geblieben! Nur ich war mir nicht mehr gleich — war nicht mehr derselbe — alles fand ich hier, nur nicht mich selbst.

Ich neigte mich hinab, um mit meinen glühenden Lippen das kühle Wasser zu berühren, fuhr aber plötzlich beim Anblick meines eigenen abscheulichen Bildes zurück,

das wie mein Unglücksdämon abschreckender als jemals aus der dunkeln Tiefe sich gegen mich erhob. Mir war, als wäre ich von einer Schlange gestochen worden.

Unter unklaren und peinlichen Gefühlen heftete ich meinen starren Blick auf das gegenüberliegende Ufer. Fröhliche Menschenstimmen erschallen von dort, und bald konnte ich gewahren, wie im lustigen Mitsommertanze sich bunte Paare herumschwenkten. Gesang und Gelächter hallte wider von den Felsen ringsumher. Ich stand auf, wandte mich weg und ging tiefer in den Wald hinein.

Durch die Oeffnung eines Baumganges strahlten mir die glänzend erleuchteten Fenster im Schlosse meiner Aeltern entgegen. Man gab diese Nacht dort ein Fest, um meiner ältesten Schwester Rückkehr ins väterliche Haus zu feiern. Seit der Kindheit davon getrennt, um bei nahen Verwandten in der Hauptstadt erzogen zu werden, kehrte sie jetzt als eine liebenswürdige Braut dahin zurück, und ward mit Festlichkeiten empfangen, die ich jetzt ebenso eifrig floh, wie ich sie früher gesucht hatte.

„Niemand wird mich vermissen, niemand wird meiner gedenken“, dachte ich mit bitterm Gefühl, während ich mich entfernte, um die Finsterniß und Stille aufzusuchen. „Aeltern, Geschwister, macht euch Vergnügen, tanzet, singet! — Ich werde nie mehr singen, nie mehr tanzen, nie mehr lachen!“

Jetzt ertönte Musik vom Schlosse und ließ die bezaubernden Töne meines Lieblingswalzers hören; die fröhlichen Stimmen vom Ufer wurden lauter; ich ging und ging und ging — sie verfolgten mich. O alle ihr unglücklichen Freunde, die ihr gleich mir euch ohne Freude, ohne Hoffnung in der Welt gefühlt habt, saget, in welchem Augenblick ihr euer Elend am tiefsten empfunden habt? War es nicht dann, wo bei der unschuldigen Freude anderer sich Neid und bitterer Unmuth in euere Herzen schlichen? Wenn es schmerzlich ist, unverschuldet zu leiden, so ist es doppelt schmerzlich, sich sagen zu müssen,

daß man es verdiene, wenn man zum ersten mal sich auf einer niedrigen und verächtlichen Gesinnung ertappt. Ich kann nicht beschreiben, welches Gefühl unendlichen Schmerzes sich für einige Augenblicke meines ganzen Wesens bemächtigte. Meine ganze Kraft war auf einen einzigen Punkt — zu dem Gefühl meines Leidens zusammengedrängt. Es war mir unerträglich. „O mein Gott, tröste mich! Tröste mich!" rief ich mehreremal mit hohler Stimme, vor der ich selbst schauderte. „Wenn du der Gott der Barmherzigkeit bist, — so erbarme dich deines leidenden Kindes! Gib mir wieder, was du mir genommen hast! Oder öffne deinen Himmel, — sende mir einen Engel, einen Engel, der mir sagt, warum ich leide; oder vernichte mich — ich bin ein Staubkorn vor dir —, vermische mich mit dem Staube; mache nur, daß ich aufhöre zu fühlen, zu leiden!" Dies wilde, unzusammenhängende Gebet — ach, ich fühle es — war nur ein verwegenes, bitteres Murren. Alle irdischen Tröstungen hätten in diesem Augenblicke mir zugerufen werden können, ich hätte sie nicht vernommen. Nur eines Engels Stimme, eine unmittelbare Offenbarung würde — so wähnte ich — mir Ruhe gewähren, mir meine erloschene Hoffnung, mir meinen Glauben an das, was mir einst so heilig, gewiß und klar gewesen war, und was jetzt für mein Gefühl schwankend und in Dunkel gehüllt mich ohne alle Stütze ließ, zurückgeben können.

Jeder, der wie ich plötzlich und unerwartet in die Tiefe des Unglücks gestürzt ward, wird wie ich fühlen. Man würde nicht so unglücklich sein, wenn man mit dem Verluste aller irdischen Hoffnungen nicht auch oft den Glauben an einen weisen und barmherzigen Gott verlöre. Jene gnadenvolle Stimme, welche uns zuruft, daß kein Sperling, viel weniger einer von uns unbemerkt zu Boden fällt; daß die Haare auf unserm Haupt gezählt sind, — diese Stimme wird im Sturm der Leidenschaften nicht vernommen; und wenn sie sich auch zu unserer Brust

Bahn macht, so vermag sie doch nicht immer die aufgeregten Wogen zu beschwichtigen: denn das wilde ungeduldige Herz verlangt dann zum Zeugniß ihrer Wahrheit eine augenblickliche Wirkung zu erfahren; und wenn bei unserm Murren kein tröstendes Gefühl ins aufrührerische Herz niedersteigt, wenn unser Geschick sich nicht ändert, unser Leiden dasselbe bleibt — dann verzweifeln wir — dann — ach, wie unglücklich sind wir dann!

Mit den Augen in die Nacht hineinstarrend, ging ich einher, und erschien mir selbst wie ein Kind der Nacht.

Auf einmal fiel es mir centnerschwer aufs Herz, daß, was ich litt, was ich fühlte, nur eine Wiederholung dessen wäre, was andere vor mir und mit mir litten und fühlten. Der Blutschweiß von Millionen Menschen, die Thränen von Millionen hatten vor mir die Schmerzensbahn, die ich wanderte, benetzt und würden sie noch nach mir benetzen; und schaudernd sah ich im Gedanken, gleich häßlichen Gespenstern, finsterer als die Nacht, die mich umgab, alle Leiden und Plagen des Menschengeschlechts an mir vorüberziehen, die Leiden des Körpers, des Herzens, des Gedankens, diese niemals ermüdenden Harpyen, welche den Unglücklichen nicht verlassen, bis er als Gerippe dem Tod brüderlich die Hand reicht — — und in meinem und in aller Leidenden Namen erhob ich einen durchdringenden, schmerzvoll murrenden Ruf, und richtete anklagend meine Blicke zu den Sternen empor. In stiller, ungestörter Majestät schritten diese klar funkelnd über meinem Haupt dahin, und diese unbewegliche Ordnung, diese ewige unerschütterliche Ruhe des Himmels, weckte in meiner Brust eiskalte Verzweiflung. „Laßt uns sterben!“ rief ich im Gedanken meinen Unglücksbrüdern zu, „laßt uns sterben — dann ist alles zu Ende — wir haben keinen erbarmenden Vater im Himmel.“

Ich hatte mich niedergesetzt und fühlte mit düsterm Wohlbehagen, wie die Feuchtigkeit der Nacht durch

meine Kleider drang — ich hoffte, daß meine geschwächte Gesundheit dem unterliegen würde — und mein einziger Wunsch war jetzt der Tod. Mochte er mich nun zu freundlichern Geschicken führen oder nur mein geplagtes Dasein vernichten, so war er mir willkommen, mir lieb und innig von mir ersehnt. Niemand würde mich beweinen, — alle die Meinen würden gleich mir meinen Tod für einen Gewinn ansehen. Ich wußte es, wußte es nur zu wohl!

Gegen Mitternacht schwieg die Musik, und ich hörte, wie die am Ufer Tanzenden sich unter heiterm Gemurmel nach und nach entfernten. Alles war zuletzt still. Es war finster geworden, und die Sterne, deren schimmernde Pracht meinen Schmerz zu verhöhnen geschienen hatten, waren von Wolken verhüllt. Die ganze Gegend lag in tiefe Nacht gehüllt, und in der Entfernung hörte man leise den Donner rollen. Dies alles stimmte mit meinem Innern mehr überein und that mir unbeschreiblich wohl. Ich warf mich auf die Erde nieder und weinte bitterlich. Ich weinte lange und fühlte dadurch eine wohlthuende Erleichterung. Sanftere Gefühle drangen in mein Herz und kämpften gegen die bittern. Die mir so theuern Gedanken von einer Belohnung jenseits für geduldig ertragene Leiden, von einem weisen, allerbarmenden Vater kamen wieder und wieder. Zu ihm vermochte ich jetzt mit einem ergebenern Herzen zu beten. Ich betete — bat um Trost, um Licht und Stärke, mit jenem glühenden, unnennbaren Gebet, dessen Kraft den Himmel öffnen und mit dem Seufzer des Herzens zum Throne des Ewigen dringen zu können scheint. Ich hatte mich, während ich betete, emporgerichtet, sank aber bald, von meinem Gefühl und von Schmerz ermattet, wieder zu Boden, fast ebenso sehr der Gedanken wie der Kräfte beraubt, und nur dumpfe Jammertöne arbeiteten sich aus meiner keuchenden Brust hervor.

Die Nacht war warm und so ruhig, daß kein Luft-

hauch athmete; doch kam es mir zuweilen vor, als wäre ein Zittern durch die Blätter der Pappeln gegangen, unter denen ich mit dem Angesicht auf der Erde lag, und jedesmal überlief mich ein unfreiwilliger Schauder. Dreimal schien es mir, als ob eine Hand leicht und liebkosend über mein Haupt striche, und bei der angenehmen Regung, die ich dabei empfand, erwachte in mir lebendig eine liebe Erinnerung meiner Kindheit. So hatte mich Maria, die kleine Geliebte meiner Kinderjahre, geliebkost, wenn wir, von Spielen und Springen ermüdet, nebeneinander in dem weichen Grase ausruhten. Dies Gefühl hatte ich empfunden, als der kleine Engel von seinem Sterbebett die matte Hand erhob und sie — da sie nicht mehr sprechen konnte — gleichsam segnend über meinen Kopf bewegte.

War sie mir in diesem Augenblick nahe? War sie der verklärte Engel der Erde, von dem Allbarmherzigen gesandt, um mich zu trösten? O wie klopfte mein Herz, als diese Gedanken in meiner Seele aufstiegen!

Ich glaubte mit Gewißheit, daß mir etwas Uebernatürliches nahe wäre; aber obgleich sich die Haare auf meinem Kopf emporsträubten, empfand mein Herz doch keine Furcht. Was fürchtet man wol, wenn man tief unglücklich ist? Ja, selbst die düstersten Offenbarungen der Geisterwelt erschrecken dann nicht mehr. Die Schauergefühle, welche sie einflößen, sind willkommen — sie erquicken, sie erheben uns über den irdischen Schmerz — und scheinen weniger entsetzlich als dieser. Ist es aber eine Tröstung, welche, wie wir ahnen, sich uns in einer geliebten Gestalt aus jenem unbekannten Lande nahet, an dessen Pforten alle Fackeln des menschlichen Geistes erlöschen, so wird es still in der stürmischen Brust und in anbetender Erwartung schlagen alle Pulse. So wirkte der Gedanke an Maria's Gegenwart in meiner Seele. Ich rief sie leise beim Namen, bat sie, ihre Hand auf mein Herz zu legen — und unter einem Gefühl von Frieden und süßer Ruhe, wie ich es früher nie empfunden,

verfiel ich in eine Art träumender Betäubung. Während dessen schien es mir, als sähe ich Marien weißgekleidet und unbeschreiblich schön neben mir sitzen, in der Hand einen Palmenzweig, womit sie mir zuwehte, — während ich, außer Stande zu reden oder klar zu denken, mich damit begnügte, für einige Augenblicke nur zu fühlen, wie wohl mir war.

Auf einmal fühlte ich, wie Maria mich bei der Hand faßte, und unter Empfindungen unbeschreiblichen Wohlbehagens wähnte ich an ihrer Seite über die Erde zum Himmel emporzuschweben.

„Ich bin todt!" dachte ich, und ein unsagliches Freudegefühl durchströmte dabei meine Seele.

Ich wollte mich umwenden, um noch einmal diese Welt zu sehen, wo ich so viel gelitten hatte; aber Nebel trübten meinen Blick.

Immer dicker umflossen mich die Wolken; ich fühlte, wie ihre frostige Feuchtigkeit meine Brust abkühlte und das Feuer dämpfte, welches die unruhigen Schläge meines Herzens trieb. „Es ist gut! dachte ich, „das ist die Umhüllung des Grabes; des Todes Umarmung — wie schön sie kühlen! Bald — bald werde ich verwandelt werden." Mir kam es wieder dunkel vor, als sei ich noch nicht todt, nur sterbend. Meine Sinne wurden mit jedem Augenblick mehr abgestumpft, — vor meinen Blicken ward es immer trüber, — ein dumpfes Sausen wie von entfernten Wäldern war vor meinen Ohren. Klar und ruhig blieb mir jedoch das Gefühl der mich leitenden Hand, selbst in dem Augenblick, wo ich fast ganz und gar das Bewußtsein meines eigenen Daseins zu verlieren wähnte.

Ein plötzliches Gefühl von Schmerz, das wie ein Dolchstich mein Herz durchzuckte, brachte mich wieder zur Besinnung und zum Bewußtsein. Ich fand mich auf der Erde liegend, wie kurz vorher, und würde alles für einen bloßen Traum gehalten haben, hätte ich nicht noch

die weiche, warme Hand, welche die meinige umschloß, gefühlt. Ich war matt und kraftlos. Ohne den Kopf zu erheben, rief ich: „O Marie, warum nahmst du mich nicht zu deiner lichten Heimat hinauf! Weshalb bin ich noch auf der Erde, wo man so viel und so hoffnungslos leidet; warum, ach warum muß ich noch leben?“ — „Gott will es“, antwortete eine Stimme, so lieblich und melodisch, wie wir uns die der Engel vorstellen. Ungeduldig murrend fragte ich: „Und zu welchem Zweck soll ich leben und leiden?“ — „Um selbst besser zu werden, um andern nützlich zu sein.“

„Wie sollte ich elender Wurm andern nützen können?“ — „Durch deine Geduld, durch das Beispiel deiner Ergebenheit.“ — „Ach, ich habe Kraft, mein Leiden zu fühlen, aber nicht es zu tragen!“ — „Bete!“ — „Gottes Bild ist in meinem Herzen getrübt, ich kann nicht beten! Ich habe die Abgründe des Schmerzes gesehen — habe die Leiden der Menschen verstanden — und ich sehe — ich verstehe Gott nicht mehr! O zürne nicht, reiner, heiliger Engel! Du, der du gesehen hast, was uns verborgen ist; du, der du im Lichte lebst, sieh' barmherzig auf den Sohn der Finsterniß; erleuchte mich, tröste mich!“ — „Ja, ich werde dich trösten!“ — „Sage, erbarmungsvoller Engel, hat der Ewige dich zu mir gesandt?“ — „Er hat mich zu dir gesandt.“ — „Sein Auge sieht also den im Staube kriechenden, geplagten Wurm? Die leidenden Geschöpfe der Erde sind von ihm nicht unbemerkt?“ — „Er sieht, er zählt sie alle!“ — O Marie, sage — wenn Gott allgütig und barmherzig ist — wozu denn alles Elend, alle Schmerzen der Menschen?“ — „Es sei dir genug, zu wissen, daß er für alle einen Trost verleihen und alle einst aufhören lassen wird.“ — „Ich kann diesen Trost nicht fassen; ich verstehe nicht, wie irgendein Glück den Schmerz aufwägen könne! — Glücklicher Engel, der du schon in der Kindheit der Erde entrückt

wardst du hast deren Plagen nie gekannt — du verstehst sie nicht! — Höre jetzt eins ihrer Opfer reden; höre, und wenn dein unkörperliches Wesen noch menschliche Gefühle hegen kann, wenn dieses Herz, vertraut mit der Seligkeit des Himmels, für fremde Leiden nicht kalt geworden, so schaudere!" Und aus der Tiefe meines empörten Herzens rief ich: „Wir leiden — wir leiden! Wir rufen nach Hülfe — und die Erde öffnet ihre Abgründe, und der Himmel blickt kalt herab und verhöhnt uns — die Nacht der Verzweiflung bedeckt uns — das Raubthier sitzt an unserm Herzen und reißt Stück um Stück heraus — und nagt und nagt; wir rufen den Tod an — aber der Tod kommt nicht; wir verfluchen unser Leben — wir lästern — —" Ich schwieg, von Schauder durchbebt.

Alles war einen Augenblick still und ich suchte mit krampfhafter Anstrengung alle meine Sinne zu betäuben; denn ich fürchtete jenes Hohngelächter zu hören, jene Abgründe zu sehen, jene Marterqualen zu fühlen.

„Höre" sagte plötzlich die Engelsstimme, stark und lieblich wie Harfenklang, „höre aus meinem Munde den Siegesgesang der leidenden Erdenkinder in dem lichten Himmel, wo sie einst alle versammelt werden!" Und ich hörte den Engelsgesang, der zugleich wie Stimmen aus der Wolke und dennoch mir ganz nahe ertönte.

O irdischer Schmerz,
Wie kurz warst du!
O erlöstes Herz,
Welche selige Ruh',
Von den Plagen gereinigt,
Mit Gott jetzt vereinigt!

Zum hohen Himmelsblau
Aus der Sorgen Thal,
Hinauf, o Bruder, schau
Und vergiß deine Qual!
Die Heimat, die klare,
Dort oben gewahre!

Denn sieh', der Erdenweg
Geht durch ein fremdes Land,
Ach, ist nur der Steg
Zu der Lichtwelt Strand!
Und das Vaterhaus
Hier strahlet in Licht.

Dort in Sturm und in Leid
Stets hofften wir;
Ewige Seligkeit
Umgibt uns jetzt hier.
Das Ziel wir errungen,
Der Sieg uns gelungen.

Nicht durch Thränen mehr
Zum Himmel wir sehn,
In ewiger Lenze Pracht
Wir lächelnd gehn.
Und Lieb' ist das Leben,
Das hier uns gegeben.

Hier uns kein Nebel umgibt,
Jeder Irrwahn ist fort,
Unsern Glauben nicht trübt
Mehr des Zweifels Wort;
Denn die Wahrheit, so rein,
Hier strahlet allein.

Der Gesang schwieg, aber ich wähnte ihn noch zu hören. Auch der Schmerz in meiner Seele schwieg. Ich fühlte, wie alle bittere Gefühle in mir sich allmählich auflösten und sanften und trostvollen Raum gaben. Süße Thränen liefen über meine Wangen, und ein Gefühl wie das des eben besungenen Friedens bemächtigte sich für einen Augenblick meines Wesens. Bald jedoch erwachte die Plage wieder, und die Zweifel erhoben sich wieder aus der Tiefe meiner Seele. Ich faltete meine Hände und bat: „O erbarmender, milder Engel, verzeihe! meiner Schwachheit, — verlasse mich nicht, — fahre fort meiner

Seele Licht zu geben. Sage, was ist wol jenes Leben, wofür wir hier kämpfen und leiden?" — „Das rechte, das wahre Leben, wovon dies irdische nur der Schatten ist. Ein ewiges Emporsteigen, ein ewiges Annähern an Gott, der Quelle der Wahrheit und Seligkeit. Jenes Licht, jenen Frieden, jene Heiligung und lautere Freude, welche wir hier vergebens suchen, werden wir dort finden!" — „Ach", erwiderte ich düster, „die Nacht umgibt mich, ich kann das Licht nicht fassen." — „Sieh', die Morgenröthe bricht an", rief die Stimme; „sieh', wie sie Licht um uns verbreitet, wie alle Gegenstände, die soeben noch in nächtliche Schatten gehüllt waren, in Klarheit, Schönheit und Wahrheit erscheinen! So wird auch am Morgen der Ewigkeit ihre Sonne über alle Räthsel des Lebens Licht verbreiten. Dann wirst du verstehen, warum du gelitten hast; bleibe nur gut, bleibe nur ergeben — und alles wird gut werden. Sohn des Schmerzes, auch du wirst eines Tages aus dem Becher der Glückseligkeit trinken!"

„Und die armen Verführten, die das Unglück zu Verbrechern macht, die das Unglück erniedrigt, welches Geschick erwartet sie?" — „Gott ist barmherzig und gerecht; bete ihn an!" — „Und die Schlechten, — die, welche ein schreckliches Schicksal oft schon von der Wiege an zur Geisel ihrer Mitmenschen bestimmt zu haben scheint?" — Der Engel schwieg eine Weile, sagte aber endlich mit mildem, feierlichem Ernste: „Wozu diese Fragen, diese Unruhe, Kind des Staubes? Gott ist! Bete Gott an!" In meiner Seele ward es heller. „O", sagte ich leise, „ich verstehe dich. Gott ist Gott — und das besagt alles — auch mein Gott", fügte ich mit tiefem und wonnigem Gefühl hinzu. „Und dein Vater!" sagte die Engelsstimme. — „Ja — mein Vater, und ein Vater, welcher verzeihet! O Marie, sage, — wenn ich, zu schwach, um meine Bürde zu tragen, freiwillig ein Leben, welches ich unerträglich fühle, ablege, würde dieser Vater nicht

sein unglückliches Kind in seinen erbarmenden Schos aufnehmen?" — „Lasse dich nicht irre führen", antwortete die Stimme, „wer vor der Prüfung zurückweicht, kann die Belohnung nie verdienen. O leide mit Geduld, hoffe mit Zuversicht! Bringe dich nicht um den schönen Lohn, der dich erwartet, um das Wohlgefallen Gottes, um das gute reine Zeugniß deines eigenen Gewissens, um die Segnungen derer, denen du auf der Erde eine Stütze und ein Trost sein kannst."

„Wenn ich aber sehe, daß ich andern wie mir selbst eine Bürde bin, wenn —"

„Thue das Rechte und bete Gott an!" antwortete die Stimme in strengerm Tone. Ich empfand Schmerz. Niedergeschlagen sagte ich endlich: „Das Leben ist lang, unendlich lang für den Unglücklichen, der auf der Erde kein anderes, besseres Los zu erwarten hat, und das endliche Ziel des Leidens erscheint ihm zu fern, als daß es zur beständigen Linderung für immer wiederkehrende Schmerzen wirken könnte. Du, der du im Genusse ewig steigender Seligkeit den Lauf der Jahre nicht abmissest, nicht merkest, du kannst dir nicht denken, welche Unendlichkeit die Tage, die Stunden, ja die Minuten für den Unglücklichen haben, der seine Plagen mit seinen Pulsschlägen zählt! — Wenn du, himmlische Trösterin, mir immer nahe wärest, würde ich nicht klagen; wenn du aber wieder zu der lichten Heimat zurückkehrst, von der du aus Barmherzigkeit niederstiegst, was soll dann aus mir werden? Wie werde ich jene langen, langen Stunden ertragen können, welche die vereinten Plagen der Seele und des Körpers so unleidlich machen?"

„Ich werde dich nicht verlassen", antwortete der Engel, dessen Stimme wieder unendlich weich und sanft ward; „ich werde dir jene Stunden tragen und jene Plagen weniger empfinden helfen. Gott hat den Samen des Trostes und der Freude überall ausgestreut, wir wollen ihn zusammen suchen. Wir wollen ergeben sein — und

alles wird gut werden; wir wollen ergeben sein — und Frieden wird in unser Herz herabsteigen. Zusammen wollen wir Gott anbeten, zusammen die Linderung deiner Schmerzen suchen; und wenn du weinen mußt, so sollst du nicht mehr allein weinen.“ Bei diesen Worten ward die Stimme des Engels gleichsam von Rührung erstickt.

„Vergießen auch die Unsterblichen Thränen?“ dachte ich; und über alle Beschreibung, sowol über die Worte, wie über die Rührung, die ihnen folgte, erstaunt, richtete ich mich in die Höhe und wagte zum ersten mal die weiße Gestalt, die an meiner Seite saß, zu betrachten. Zitternd suchte ich Mariens liebe, wohlbekannte Züge; ich fand sie nicht. Ein schönes, mir fremdes Antlitz, von mitleidigen Thränen verhüllt und von der grauenden Morgenröthe bestrahlt, beugte sich zu mir herab, und ein warmer, weicher Purpurmund drückte auf meine Stirn einen liebevollen Kuß.

„O, mein Bruder, mein geliebter Bruder!“ flüsterte dieselbe Engelsstimme, die mir so zu Herzen gedrungen war; „erkenne deine Schwester wieder, die dir Gott gesandt hat, um dich zu lieben und zu trösten, die dich nie mehr verlassen wird!“ und sie umschlang mich mit ihren Armen.

Meine Verwirrung war einen Augenblick so groß, daß ich den Gebrauch meiner Sinne verloren zu haben glaubte. Auf die innigste, liebevollste Art suchte meine Schwester die Spannung in meiner Seele zu beschwichtigen. Sie schloß mich in ihre Arme, ließ meinen Kopf an ihrer Brust ruhen, und mit süßen, liebkosenden Worten schläferte sie gleichsam meine aufgeregten Gefühle ein. Ich ward allmählich ruhiger, konnte mich aber lange Zeit nicht davon überzeugen, daß nur meine im hohen Grade aufgeregte Phantasie mich hatte glauben lassen, daß ein Engel — doch was sage ich, war es nicht ein Engel, obgleich in irdischer Gestalt, den Gott zu meinem Troste

gesandt hatte? Ja, sie war es in der schönsten Bedeutung des Wortes, und mit jedem Augenblick empfand ich es tiefer. Um über meine Seele vollkommene Klarheit zu verbreiten, sagte sie mir mit wenigen Worten, welcher Zufall sie zu mir geführt hätte. Von meiner Krankheit, ihren Folgen und meiner unglücklichen Gemüthsstimmung, welche meine heitern und glücklichen Brüder als an Wahnsinn grenzend beschrieben hatten, benachrichtigt, hatte sie gleich bei ihrer Ankunft im älterlichen Hause nach mir gefragt und erfahren, daß ich, düster wie gewöhnlich, mich in den Park hinabgeschleppt hatte. Als sie sich ziemlich spät in der Nacht wieder nach mir erkundigte und hörte, daß ich noch nicht zurückgekommen war, schlich sich diese liebenswürdige Schwester, unter dem Vorwand zur Ruhe zu gehen, vom Balle fort und in den Park, um ihren leidenden Bruder aufzusuchen. Sie wollte meinen Namen rufen, als meine Jammertöne ihr Ohr erreichten und ihre Schritte zu der Stelle leiteten, wo ich vom Schmerz überwältigt und fast ohnmächtig niedergesunken war. Sie nahte sich mir leise, weilte still an meiner Seite und hörte, wie ich Maria's Namen anrief, sie bat, mich zu trösten; und ihre Klugheit und Güte gaben ihr den Gedanken ein, diese Täuschung, in welche meine heftige Gemüthsstimmung und meine erhitzte Phantasie mich versetzt hatten, zu benutzen, um mir auf eine Weise Trost beizubringen, die auf mein überspanntes Gemüth den größten Eindruck machen würde. Gegen das Ende unsers Gesprächs glaubte sie, von meinen Leiden tief aufgeregt, die irdische, liebende Schwester werde zu meinem Trost mehr beitragen können, als die der Geisterwelt angehörende, und sie ließ ihr Gefühl für mich sprechen. „Mein Bruder", „so schloß sie ihre Erklärung, „sei nicht misvergnügt, weil ich dein Engel war! Marie würde dich doch verlassen haben — und ich werde dich nie, niemals verlassen!"

Ich konnte nicht aus meinem Erstaunen kommen. „Und jene Orakelantworten, die du mir gabst?“ —

„Du wirst ihren Grund im Evangelium finden; dort ist die Quelle des Trostes und der Weisheit — wir werden zusammen daraus schöpfen lernen.“

„Und jener liebliche, trostreiche Gesang“, sagte ich mit thränenvollen Augen, „er war also nur eine Dichtung?“

„Er war Wahrheit, die, obgleich schwach von mir aufgefaßt, in die Form gebracht ward, in der du ihn jetzt vernahmst. Wenn wir einst in einer bessern Welt den Siegesgesang der leidenden Erdenkinder hören und selbst unsere Stimmen darein mischen werden, wie verschieden, mein Bruder, wie ganz anders werden uns dann diese Harmonien der Ewigkeit in Vergleich mit schwachen irdischen Tönen erscheinen! — Ihr himmlischen Seligkeiten, die kein irdisches Auge gesehen, kein Ohr vernommen hat, die kein menschlicher Verstand begreifen kann, — wie sollte wol eine sterbliche Stimme euch würdig besingen können! Ihr geduldig Leidenden! Euer Los wird es einst.“

„Ja“, erwiderte ich gerührt, „ich werde vielleicht einst meine Stimme mit diesen vereinen dürfen; aber du, Schwester, wirst noch schönere Hymnen unter den glücklichen Auferstandenen der Erde singen — selig hier und jenseits —, du Engel Gottes!“ Meine Schwester antwortete nicht, sah aber mit einem Blick zum Himmel empor, worin geduldige Ergebenheit sich so ausdrucksvoll malte, als sähe sie voraus, daß harte Schicksale auch sie treffen würden, und als brächte sie schon im voraus das Opfer ihres Willens dar.

Sie hatte meinen Arm unter den ihrigen genommen und führte mich langsam zum Hause zurück. Das immer heller werdende Tageslicht verscheuchte die Schatten ringsumher; Morgenlüfte spielten im Laube, und das lieblichste Vogelgezwitscher erhob sich in der frischen, balsamischen Luft. Alles dies schien mir ein Bild dessen zu

sein, was in meiner eigenen Seele vorging. Auch in meinem nachtumhüllten Innern war Licht aufgegangen, ich fühlte die sanften Lufthauche der Tröstung, ich hörte den Gesang der Hoffnung. Schweigend gingen meine Schwester und ich nebeneinander, aber ihr strahlender Blick, der bald auf mir haftete, bald über die reizenden Gegenstände um uns her schwebte und dann sich zum Himmel hob, schien meine Gefühle aufzufordern, den ihrigen auf ihrem heiligen Aufschwung zu folgen.

Die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die Fenster des Schlosses, als wir uns demselben näherten; dieselben Fenster, deren schimmernder Lichtglanz vor einigen Stunden einen so peinlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Jetzt betrachtete ich sie mit ganz andern Gefühlen, und indem ich mich nach der strahlenden Fackel des Tags wendete, sprach ich leise mit tiefer und wonniger Rührung Thomson's herrliches Gebet: „Vater des Lichts und des Lebens! O zeige mir, was gut ist, — offenbare dich selbst! Erlöse mich von Thorheit, Eitelkeit und Lasterhaftigkeit, von jedem niedrigen Gefühle, — und speise meine Seele mit Kenntniß, mit Tugend und Gewissensfrieden, heiliger, nie erlöschender Glückseligkeit!"

Mit Entzücken empfand ich die Veränderung in meinem Innern. Der nächtliche Auftritt hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wie natürlich auch alles dabei hergegangen war, mußte ich ihn doch einer übernatürlichen Fügung zuschreiben. Im Moment des Schmerzes und der Verzweiflung hatte ich einen Engel angerufen, und ein Engel war mit den freundlichen, lange entbehrten Worten des Trostes und der Hoffnung zu mir niedergestiegen. Die Stimme meiner verklärten Marie hätte kaum eine größere Veränderung in mir hervorbringen können, als die Stimme meiner sanften Schwester that.

Sie war eins jener Wesen, welche nur deshalb auf der Erde zu weilen scheinen, um ihr Elend zu mildern, und in deren reinen Seelen der Himmel gleichsam sein

Bild eingeprägt hat. Mild, lieblich, weise, ernst ging sie durch die Welt, einem höhern Geist gleich, der nur deshalb am Leben theilnimmt, um es andern zu versüßen. Sie fand ihr Glück nur in dem Glück anderer, und wenn sie die Leiden anderer niemals bitter empfand, so kam es daher, weil sie ihren Blick zu fest auf das Endziel der Reise durchs Leben geheftet hielt, als daß sie die Klarheit ihres Gemüths durch die Beschwerlichkeiten auf dem Wege hätte sollen trüben lassen. Und gerade diese Ruhe in ihrer Seele machte, daß sie klug und besonnen die rechten Mittel zur Linderung jener Mühen erwählen und anwenden konnte.

Bald empfand ich den wohlthuenden Einfluß ihrer sanften und weisen Führung. Sie ließ den augenblicklichen Aufschwung, den meine Seele erhalten, nicht zur Muthlosigkeit zurücksinken, sondern hielt ihn aufrecht und suchte ihn zur ruhigen, besonnenen und selbständigen Kraft umzuwandeln.

Sie sah bald ein, daß Ehrgeiz meine Hauptleidenschaft und daß der Verlust alles dessen, was dieser Leidenschaft Erfolg verheißen konnte, eine der hauptsächlichsten Ursachen meiner tiefen Schwermuth war. Sie urtheilte klug, daß dieser Affect, wie alle starken Affecte der Seele, schwerlich würde schnell unterdrückt werden können, und suchte ihm nur eine andere Richtung zu geben, ein besseres, edleres, weniger selbstsüchtiges und für mich noch erreichbares Ziel zu setzen.

„Du kannst“, sagte sie einst bei unsern vertrauten Unterredungen, „kein Scipio, keine Camillus, kein Leonidas werden, aber ein Sokrates, ein Plato oder, was noch besser ist, einer jener Apostel des Christenthums, deren Namen und heldenmüthige Tugend die Unsterblichkeit auf Erden verdient haben. Glaube mir, mein Bruder, die Welt bedarf zu ihrem Glück mehr der Weisen als der Helden; und der glückliche, edle Mensch, welcher der Menschheit einen Trost, eine Erquickung geschenkt hat, kann mit

einem schönern Bewußtsein sterben, als das war, welches die letzten Stunden eines Epaminondas versüßte."

„Du hast von der Natur ausgezeichnete Geistesgaben, Gedächtniß, Scharfsinn erhalten, — diese übe und bilde sie aus. Du hast Kenntnisse, — strebe dir noch mehr und gründlichere zu erwerben. Das Feld der Bildung ist unermeßlich, und die Blumen, welche es trägt, sind edle Eternellen. Je reicher deine Ernte wird, je mehr — um im Gleichniß zu bleiben — Reifes und Kernhaftes du einsammelst, destomehr wirst du mit der Frucht deiner Arbeit die große bedürftige hungerige Menge bereichern können und die Segnungen gegenwärtiger und kommender Geschlechter verdienen. Lasset uns nun nimmer vergessen: was wir auch vornehmen und ausführen, wenn es wirklich gut und wohlthuend sein soll, muß es zum Nutzen des Reiches Gottes sein."

So sprach meine gute Schwester, weniger, wie ich glaube, in der Ueberzeugung von meiner Fähigkeit, die herrlichen Vorbilder, die sie mir darstellte, zu erreichen, als um meine gesunkene Seele zu beleben und anzufeuern. In demselben Maße, wie meine irdische Zukunft sich mir wieder öffnete, erwachten mein Muth und meine Kräfte. Der Horizont erweiterte sich gleichsam vor meinen Blicken. Hoffnungsvoll streckte ich meine Arme der aufgehenden Sonne entgegen, in welcher ich jetzt wie früher das Bild des Lichts sah, das mein irdisches Leben bestrahlen würde.

Ich begann für mein neues Ziel mit allem Eifer zu arbeiten, den meine schwache Gesundheit gestattete, und hätte mich wol noch über meine Kräfte angestrengt, wenn nicht meine milde und kluge Schwester auch hier wachend und warnend mir zur Seite gestanden hätte.

Sie vermochte mich dazu, Zerstreuungen zu suchen und durch angenehme, leichte Beschäftigungen oder Zeitvertreibe mein Gemüth zu erheitern und meine Kräfte zu stärken. Ich hatte Anlage zum Zeichnen. Sie ermunterte mich, diese schöne ernste Kunst zu üben, welche uns in den

Stand setzt, theuere Erinnerungen zu verewigen, und uns zugleich die drückenden Stunden der Gegenwart vergessen läßt. Wie oft, wenn ich auf dem Papiere ihre milden Züge festzuhalten suchte, habe ich nicht mich selbst, die ganze Welt, die Zeit und alles, was unangenehm und drückend sein konnte, vergessen, während meine ganze Seele mit Genuß in meiner lieben Arbeit lebte! Wie oft haben nicht bei Darstellung der anziehenden und frischen Gegenstände des Landes, der laubreichen Bäume, des ruhigen Sees, der kühnen Höhen, der schattigen Thäler, der weidenden Heerden, der saubern mit Torf gedeckten Hütten und des mit durchsichtigen Wolken bedeckten Himmels, wie oft haben da nicht Gefühle des Friedens und des stillen Wohlbehagens mein Inneres durchdrungen!

Die große Bedingung für jeden reinen Genuß ist die, daß das Herz von jeder Wurzel der Bitterkeit, jedem Gefühl des Unmuths und des Neides frei ist; und aus dem meinigen waren diese Friedensstörer in kurzer Zeit gänzlich vertrieben.

Ich hatte früher die Geschichte mit demselben Sinn gelesen, mit dem die Kinder ein prächtiges Schauspiel sehen, mit Bewunderung für das Glänzende und Große, ohne etwas im ganzen zu verbinden und zu umfassen. Ich las sie wieder, nachdem die Jahre und noch mehr das Unglück meinen Verstand gereift und ausgebildet hatten, und empfing bei dieser Lectüre ganz andere Eindrücke.

Bei Betrachtung der Schicksale der Welt verschwand mein eigenes vor meinen Blicken. Wenn mein Gedanke die Jahrhunderte durchstreifte, schien meine Lebenszeit sich in diesen wie ein Tropfen im Meere zu verlieren; und wenn das Unglück von Millionen vor meinen Blicken offen da lag, so schämte ich mich, an mein eigenes zu denken. Ich lernte mit einem Worte mich selbst vergessen. Und wenn mein schwaches Auge auf diesen Bildern der Geschichte nur ein verworrenes Gewimmel gewahren konnte, wenn ich dort die Spuren einer weisen und güti=

gen Fürsehung verlor, wenn ich auf der Erde nur einen ordnungslosen Wechsel von Irrthümern, Wirrwarr und Elend sah, da lenkte meine Schwester meinen Blick zum Himmel.

Ich sah zum Himmel empor, lauschte den Stimmen von den Guten und Heiligen auf der Erde, die — im Kampfe, in den Schmerzen, im Tode — sich mit Zuversicht, Freude und überirdischer Kraft erhoben haben, um uns ein höheres Ziel als irdische Glückseligkeit, eine andere Heimat, ein höheres Licht zu verkünden; lauschte den Verheißungen der Unsterblichkeit und den Ahnungen in meiner eigenen Brust, und lernte tief in meinem Herzen den trostbringenden Glauben umfassen, der schon hier im Leben Klarheit über dessen düsterste Nacht verbreitet.

Ich sah auf zum Himmel. Das Licht kommt von oben. Es strahlte in meine Seele herab. Ich verstand, daß hienieden alles nur Anfang ist, und hoffnungsvoll und heiter ergriff ich wieder meinen Wanderstab, beruhigt wegen meines Schicksals, meines Zieles gewiß. Von dieser Zeit hatte mein Herz beständig Frieden, und es ward mir nicht schwer, manchen Stoff zur Glückseligkeit und Freude aufzufinden, wovon ich die Hütte meiner Zufriedenheit auf Erden bauen könnte. Unter diesen habe ich angenehme und zerstreuende Beschäftigungen erwähnt, und ich muß noch — das Gesellschaftsleben hinzufügen, nicht das große, wofür ich noch immer Widerwillen empfand und worin ich wegen meines Aeußern auch nur widrige Gefühle hätte erwecken können; sondern das innerhalb meiner Familie und mit meinen Freunden, welche mich nicht allein duldeten, sondern mit Güte suchten, da ich allmählich an ihrer Freude Vergnügen finden und selbst dazu beitragen lernte, freilich oft genug wie ein blinder Musikant zum Vergnügen des Tanzes beiträgt.

Meine Schwester und ich wandten alle Mühe an, um mein von Natur heftiges Gemüth mild und heiter zu machen: sie durch Warnungen, freundliche Rath-

schläge, vorzüglich aber durch ihre Zärtlichkeit, ihre Sorgfalt, mich mit kleinen Freuden zu umgeben, die niemand besser herbeizuschaffen und zu würzen verstand; ich durch Wachsamkeit über mich selbst, durch Unterdrückung aller Reizbarkeit und Empfindlichkeit, und übrigens durch vollkommene Hingebung in ihre Leitung.

„Wer", sagte sie, „äußerer Annehmlichkeiten entbehrt und beständig der Sorgfalt und Pflege anderer bedarf, der muß noch mehr als andere sich befleißigen, sich jenes milde, freundliche, liebenswürdige Gemüth und Benehmen zu erwerben, welches allein hinreichend ist die Ergebenheit anderer zu gewinnen, — und welches macht, daß ihnen alle kleinen Aufmerksamkeiten, die sie erzeigen, so angenehm, alle größern so leicht werden."

Ich folgte ihrem Rathe. Ich bemühte mich liebenswürdig zu sein, — ich ward geliebt und fühlte tief das Glück, es zu sein.

Der erste große Schmerz, der mich nach meiner Rückkehr zum Leben und zur Freude traf, ward mir durch die beigebracht, welche mich früher so liebevoll getröstet hatte. Ach, meine engelsgute Schwester mußte, wie sie geahnt hatte, selbst auf der Erde die Bitterkeit des Kummers erfahren. Ihr Mann — der ihrer in jeder Hinsicht würdig war und mit dem sie ein Engelsleben führte — starb plötzlich, und ihm folgte kurz darauf ihr zartes, einziges Kind. So ruhig, so mild, wie sie früher zu mir gesagt hatte: „Laßt uns ergeben sein!" wiederholte sie jetzt für sich diese Worte — und war vollkommen ergeben. Gut und fürsorgend wie früher, behielt sie den klaren friedvollen, für die Wünsche und Bedürfnisse anderer stets aufmerksamen Blick bei; aber man bemerkte es, daß etwas in ihr verändert war, ihre Freude war dahin, sie war im Himmel. Ihr Leben auf der Erde war jetzt nur ein langsames Hinsinken, nicht das einer erlöschenden Flamme, sondern einer untergehenden Sonne, welche, während sie mit klaren, obgleich hinsterbenden Strahlen ihr Lebewohl

über diese Welt leuchten läßt, sie mit neugeborener Kraft und Reinheit in einer andern anzuzünden in Begriff steht.

Sie war nicht mehr! — Und einsam — und von ihr verlassen — fürchtete ich eine Zeit lang, mich selbst verloren zu haben; bald aber fühlte ich, daß sie und ihre Tröstungen als schützende Engel in meinem Herzen fortlebten. Ich sammelte meine Kräfte und blieb dem Willen des Himmels ergeben.

Von der ewigen Heimat, wo sie nun selig und wieder mit den Ihrigen vereint lebt, wirft sie vielleicht zuweilen einen Blick auf den dankbaren Bruder, dessen guter Engel sie auf Erden war. O, daß dieser Blick mich niemals unwürdig finden möchte; daß dieser Blick nicht ohne Wohlgefallen in ein geläutertes und geheiligtes Herz niedersehen möchte! Mein Leben hat dem glänzenden Bilde, das wir im voraus davon entworfen haben, nicht entsprochen. Ich bin kein Sokrates oder Plato geworden, aber doch weise genug, um darüber nicht zu weinen. Wir hatten — ich besonders — meinen Verstandes- und Geisteskräften gar zu viel zugetraut. Ich merkte bald, daß meine Fähigkeit im großen aufzufassen und zu denken, recht beschränkt war. Etwas — ich weiß nicht, was es war — mir schien es, als wäre es mein eigener Hirnschädel — bildete für meine Gedanken, wenn sie bis auf einen gewissen Punkt gekommen waren, eine Mauer, für sie ebenso unübersteiglich wie für meinen Fuß die Wand meines Zimmers; und mein Geist war leider von der Beschaffenheit, daß sein Aufschwung mich eher in die Wolken als aus ihnen hinausbrachte. Ich mußte also auch hier meine ehrgeizigen Hoffnungen herabstimmen, und befand mich, als ich mich endlich nach fruchtlosem Kampfe und Streben dazu bequemte, dabei nur desto besser.

Meine Schwester hatte vor allen Dingen meinen Sinn der Religion zugewandt, und diese, welche alle menschliche Leidenschaften beschwichtigt, goß ihren beruhigenden Balsam auch auf die Wogen meiner Ehrsucht und weltlichen

Eitelkeit. Und in Wahrheit, wenn wir uns nur als Werkzeug in der Hand der Vorsehung, die uns erschaffen hat, erkennen, wie thöricht ist es dann, etwas anderes sein zu wollen, als wozu sie uns bestimmt hat!

Als ich daher meine Unfähigkeit erkannte, mich auf dem Wege der Kenntnisse und des Wissens über die Mittelmäßigkeit zu erheben, habe ich aufgehört danach zu streben, und entsage ruhig einem Ruhm, der mir nicht bestimmt ist. Desto größere Mühe verwende ich darauf, jenen Theil meines Selbst zu veredeln, dessen Vervollkommnung durch keine Mauer, durch kein „Bis hierher und nicht weiter“ aufgehalten, sondern dem im Gegentheil die Unendlichkeit offen steht. Ein jeder, welcher diese Arbeit ernstlich begonnen hat, wird finden, daß er sein eigenes Glück bildet.

In dem Kreise, den mein inneres Auge übersehen kann, suche ich genau alles so aufzufassen, so zu benutzen und anzuwenden, daß es wirklich für andere und für mich ersprießlich wird. Ich bin nach meinem Vermögen in dem äußern Leben wirksam, und nie lindere ich eine Plage des Körpers oder der Seele bei einem Mitmenschen, ohne davon einen Zuwachs in meinem eigenen Glück zu erfahren. Wenn die Kränklichkeit meines Körpers mich zur Unthätigkeit zwingt, bin ich still und beschäftige meine Gedanken mehr ausschließlich mit der schönen Zukunft, welche die Religion uns jenseit des Landes der Sorgen eröffnet hat. Durch meine Geduld unter den Leiden und meine, wenn auch nicht immer fröhliche, doch stets freundliche Gemüthsart suche ich die Aufmerksamkeiten und Pflege, die man mir erweist, meiner liebenden Umgebung nicht unangenehm zu machen, und lasse besonders meine Geschwister gewahren, wie leicht ein in Gott frohes und ergebenes Gemüth äußere Widerwärtigkeiten ertragen kann. Sie sind gut und liebenswürdig, und — ich weiß es und sage es mit Freudethränen — es ist niemand unter ihnen, der nicht gern einige Tage seines Le-

bens hingäbe, um das meinige zu verschönern. Und dennoch kann ich ihnen nichts anderes geben als meine aufrichtige Freundschaft, — wenig mehr für sie thun, als manchesmal für sie zu denken und immer für sie zu fühlen. Meine Krankenstube ist bald ihr Beichtstuhl, bald ihre Rathsstube und oft auch ihr Freudentempel; denn wenn sie glücklich sind, wollen sie ebenso gern mich durch den Augenblick ihres Glücks erfreuen, als ich es gern sehen und daran theilnehmen will.

Die Liebe meiner Aeltern ist mir wiedergeschenkt, seitdem ich nicht mehr durch ungeduldiges Murren über mein Schicksal ihre Tage verbittere. Ach, habe ich jetzt wol Grund mein Geschick zu beklagen? Der Himmel meiner Zukunft steht klar da, und mein gegenwärtiges Leben ist angenehm. Ich liebe mehrere tugendhafte und liebenswürdige Menschen, nehme an ihren Geschicken theil und bin von ihnen wieder geliebt. Ich kann einiges Gutes thun — mein Herz hat Frieden —; aber alles, was ich jetzt bin, was ich jetzt sage, das habe ich von dir, meine gute Schwester. Du wecktest mich aus der Tiefe der Verzweiflung, drücktest mich an deine liebende Brust, gabst meiner Seele Trost, meinem Muthe Leben, meinen Kräften ein neues Ziel, Milde meinem Gemüth! Als ich den Himmel anrief, mir einen Engel zu senden, wie barmherzig ward ich erhört! Du kamst, meine Schwester. O liebliche Trösterin, milde Lehrerin, obgleich meinen Blicken entschwunden, lebst du ewig in meinem Herzen — und jeden Segen, den ich von dir habe, bringe ich dir wieder demüthig dankbar dar!

VI.

Ein Brief über Soupers.

Stockholm, am 29. Nov. 1828.

Beste Amalie!

Du fragst, was ich in der großen Stadt Stockholm thue, während der Reichstag seine Streit verkündenden Fahnen wehen läßt, während die klugen und unklugen Köpfe der Hauptstadt zusammenstoßen und alle Uneingeweihten erwarten, aus dem gewaltigen Stoß das allgemeine Beste in neugeschaffener Minervagestalt entspringen zu sehen; Du fragst, was ich während dessen thue! — Ach, meine Liebe — ich soupire und gähne! Ich war vorgestern bei einem Souper, war gestern bei einem Souper, bin auch heute bei einem Souper, und wenn ich morgen noch lebe, so werde ich leider auch morgen soupiren.

„Ein Souper?" höre ich Dich fragen: „Was ist denn dabei so Schreckliches?"

Meine Amalie, Du glückliche Tochter des Landes, bleibe Du bei Deiner Näharbeit und Deinen Blumen, lasse die reine Luft Deine Wangen liebkosen, singe Deine einfachen Lieder, beschließe Deinen Tag in Frieden und Freude, verzehre Dein frugales Abendbrot, gehe um neun Uhr zu Bett, danke Gott und bete zu ihm, daß er Dich vor Stadtleben und Soupers bewahre.

Willst Du aber jene Vergnügungen der großen und feinen Welt von weitem kennen lernen, so folge mir im Geist auf einige Augenblicke und Du sollst in die Mysterien der Soupers eingeweiht werden.

Wir müssen uns mit Blumen schmücken! Vor acht Tagen schon eingeladen, am Feste des Vergnügens theilzunehmen, müssen wir, um es zu begrüßen, unser frischestes Lächeln herbeirufen!

Die Uhr schlägt acht; wir verlassen den Spiegel mit einem Abschiedsblick, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen, der durch die Straßen der Stadt rasselnd uns dahinführt, wo aus einer langen Reihe von Fenstern uns strahlender Lichtschein winkt.

Kein Wort von heruntergefallenen Locken, zerknitterten Kleidern und tausenderlei anderm kleinen Reiseungemach — man muß etwas vergessen können! In aller Eile bringt man seinen Putz wieder in Ordnung und nimmt das anmuthige Lächeln, das man auf der Treppe gelassen hat, wieder hervor.

Die Thüren des Salons werden geöffnet und wir schweben herein. Ist das Samum oder Sirocco, was uns aus der Masse von Menschen und Lichtern entgegenweht? Einer von beiden ist es gewiß — und schon fühlst Du eine allgemeine Erschlaffung und Lähmung sich über Deine intellectuellen Kräfte verbreiten.

Die Begrüßung ist vorüber, wir setzen uns — Gott sei Dank für gute Ruhe! Kommt kein Erdbeben, so stehen wir sobald nicht wieder auf. Dicht nebeneinander sitzend mustern die Damen sich gegenseitig, sagen einander Complimente und Artigkeiten, wobei sie den Mund spitzen, als wenn sie an Zuckerkand saugten. Die Augen blinzeln, die Köpfe bewegen sich, die Federn schaukeln hin und her, die seidenen Gewänder rauschen, es wird gegrüßt, gefragt und geantwortet; es murmelt und saust, allmählich immer schwächer wie ein hinsterbender Sturm — das Murmeln hört auf — es beginnt wieder, es erstirbt — und alles wird still.

Man macht die Spieltische zurecht, trägt Thee umher, legt Kupferstiche vor. Man spielt und schweigt, man bläst und trinkt, man betrachtet und gähnt.

Es ist warm und schwül. Langsam verstreicht die Zeit. Die Hitze im Zimmer nimmt zu, die Locken werden gerade, etliche Nasen werden roth, die Ohren brennen, die Augen thränen; man wird unruhig, man dreht sich hin und her, man pustet und plagt sich.

Man sucht eine Unterhaltung zu beginnen Sprudelnde Ideen würden gleich frischen Wasserquellen unsere verschmachtenden Gefühle beleben; aber ach, die Ideen sind in unsern Köpfen zerflossen, wie die Pomade im Haar, und wir finden uns kaum so witzig und gescheidt, um über das Wetter vernünftig reden zu können. Und strengst Du Dich recht an, um etwas ganz Besonderes zu sagen, so erhältst Du Deinen Bescheid mit einem artigen „Ja" oder „Nein", oder „Hum", oder „Ja so" — was so viel sagen will als „Meine Gute, gib Dir keine Mühe!"

Siehe, dort naht sich Dir ein Herr mit dem Hute in der Hand, um ein Diversion in der Unterhaltung zu machen. Was sagte er Dir? Du lächeltest ja so mild. War es eine Artigkeit? — Nein. — Etwas Witziges? — Nein. — Also etwas Dummes? — Nein. — Nun, etwas war es doch? — Ja; aber etwas, das platterdings nichts war. Der arme Kerl, er war etwas schläfrig, hatte am Spieltische verloren und stand außerdem unter dem Einfluß des Souper-Sirocco; was hätte er denn wol anderes sagen können als: „Hier ist es schrecklich warm!"

Um Deine, wider Deinen Willen eingeschlummerten Sinne zu erwecken, siehst Du in der zahlreichen Gesellschaft umher, um in den Bemerkungen, die Du machen kannst, Zerstreuung zu finden; — vergebens — alles ist so gleichförmig. Der gute Ton und die feine Bildung haben in diesem Kreise so geschliffen und geputzt, haben alle markirte Form, alle Originalität so entfernt, daß man an diesen Individuen keinen andern Unterschied gewahr wird, als den geringen, der sich in den Kleidungen kund gibt, und den, welchen die barmherzige Natur, diese Feindin trübsinniger Einförmigkeit, zwischen Nase, Mund, Augen u. s. w. immer festzuhalten weiß; aber dies ist auch alles.

Man reicht Gefrorenes und Backwerk herum. Einige Erfrischung wird in dem Zimmer und in den Sinnen verspürt. Man steckt seinen Theelöffel in den Mund und genießt und schweigt.

Von den Seitengemächern vernimmt man das Geräusch der Trümpfe; die von den Spielern auf die Tische geschlagen werden. Die Gesellschaft im Salon kommt nun in Bewegung; man wendet sich, man erhebt sich, man setzt die Tellerchen fort — man holt Athem.

Das Piano wird aufgeschlagen. Gut! Die Zaubertöne der Musik werden wol die Dämonen der Langenweile in die Flucht jagen. Man dringt in einen halb schüchternen, halb dreisten Liebhaber, daß er spielen möge. Er versichert, er könne nicht, setzt sich aber doch ans Instrument. Er erröthet, er erblaßt, er zittert, schlägt aber tüchtig auf die geduldige Claviatur, und stimmt einen Gesang an — — Nun gottlob, daß es zu Ende ist und nicht noch schlimmer ging.

Ein wirkliches Talent läßt sich hierauf hören, anspruchslos, aber ruhig, im Gefühl seiner Kraft. Gesänge aus Frithiof sind es, die ertönen. Musik, Poesie sind schön. Die Stimme des Sängers ist sicher und angenehm, obgleich die Wärme und die Menschenmenge in dem kleinen Zimmer ihr den Klang benehmen. Der letzte Accord ist verklungen; woher das Schweigen in der Gesellschaft, diese Unbeweglichkeit — ist es Wonne, Entzücken, Begeisterung? Zurückgehaltenes Gähnen und schläfrige Augen antworten. Der Sänger hat den Wänden gesungen. Der Souper-Sirocco hat alles Gefühl gelähmt.

Immer dunkler brennen die Lichter, immer drückender wird die Hitze, immer schwüler die Luft. Man fühlt, daß man auf dem Wege sei in dumpfe Betäubung zu versinken; man zwingt sich munter zu sein, man spricht von Moden, Diners, Reichstagsdeputirten u. s. w.; man sucht es aus sich herauszupressen, man übertreibt, man lügt, man verleumdet nothgedrungen und in der Angst, doch nur etwas zu sagen — und wünscht sich weit weg.

Aber langsam schreiten die Stunden hin, die Minuten recken und strecken sich gleichsam. Man fühlt das Bedürfniß, dasselbe zu thun.

Noch einmal betrachtet man die Kupferstiche, nimmt

sie aber verkehrt in die Hand. Man spricht noch, sagt aber Ja anstatt Nein und Nein anstatt Ja; man unterdrückt das Gähnen mit Gefahr daran zu ersticken; man findet sich langweilig, andere unerträglich, aber man schmunzelt und lächelt immer freundlich.

Von acht bis neun, von neun bis zehn, von zehn bis elf, von elf bis zwölf haben wir still und geduldig in dieser kleinen Hölle von Hitze und Höflichkeit gesessen.

Unsere Kraft ist zu Ende, Mitternacht hat geschlagen, und jetzt würde man gewiß in Ohnmacht fallen oder sterben, — aber die Thüren des Speisesaals werden geöffnet, Speisegerüche wirken wie Eau-de-Cologne auf unsere Nerven, eine Stimme ruft: „Es ist servirt" — und man ist gerettet.

Die Gesellschaft erhebt sich eilig und in Masse. Man zieht hinaus paarweise, oder einer nach dem andern, in den Speisesaal, wo ein unermeßlicher Tisch, ein neues Land Kanaan den aus der Wüste ziehenden verschmachtenden Wanderern alle leckern Gaben des Ueberflusses und der Ueppigkeit bietet.

Man schart sich um den Tisch, man drängt sich zusammen, man sucht sich einen Platz aus; der will nicht neben jenem, jener nicht neben dem sitzen — endlich sitzt man.

Jetzt geht es mit dem größten und ernsthaftesten Eifer an das Essen, alle Unterhaltung stockt, außer derjenigen, welche Messer und Gabel die ganze Mahlzeit hindurch geräuschvoll fortsetzen.

Schüssel auf Schüssel wird umhergetragen. Man ißt und ißt und ißt. Man fühlt ein verzweifeltes Verlangen, sich durch irgendeine Thätigkeit für die lange Unthätigkeit und Langeweile, der man sich hat unterwerfen müssen, schadlos zu halten — und man hält sich an die einzige, die sich bietet. Man ist satt, übersatt, aber man ißt noch fort mit unverändertem Eifer. Endlich wird der Nachtisch aufgetragen. Die Mütter, selbst satt, schanzen frischweg von den Tellern in ihre Ridicüles und Taschen-

tücher — für die zu Hause gebliebenen Kinder vermuthlich —, während die Töchter mit vielem Interesse die Devisen auf dem Zuckerwerk, die sich auf derselben Höhe beispielloser Dummheit halten, lesen und ihren Witz in dem Errathen von Charaden üben.

Die Mahlzeit hat gottlob ein Ende wie alle andern. Das Geld des Wirthes, in Kalbsbraten, Torten und Weine verwandelt, ruht in unsern Magen. Mit dieser Bürde ziehen wir in den Saal zurück, stehen noch eine Zeit lang da pour l'honneur und reden von nichts; nehmen endlich Abschied, und fahren an Leib und Seele ermüdet nach Hause, um uns um eins oder halb zwei zu Bett zu legen, mit überladenem Magen, mit leerem Kopf und Herzen, die von den eben verflossenen Stunden keine andern Erinnerungen behalten haben, als solche, die für den folgenden Tag Verdrießlichkeit und Unwohlsein zur Folge haben.

Mittlerweile gehen Wirth und Wirthin des Soupers unter den erlöschenden Lichtern umher und wünschen einander Glück, daß die Geschichte nun zu Ende sei, und trösten sich wegen der Kosten des Soupers damit, daß es glänzend gewesen, und daß man bei ihnen viel Vergnügen gehabt habe. Betrogene, kurzsichtige Sterbliche! — Wartet! — Bald werden euere dankbaren Gäste euch mit neuen Soupers danken und die Rechnung für Langeweile, die sie euch schuldig waren, vollkommen abtragen.

Da hast Du, meine Amalie, eine kleine Skizze eines großstädtischen Soupers und mit wenigen Ausnahmen aller Soupers der Hauptstadt. Sie sind eine Menge schläfriger Schwestern, deren Mutter Trägheit hieß, und deren Pflegemutter, Gewohnheit, fortfährt sie unter tiefen Knixen in den Häusern umherzuführen. Man hat sie tausendmal unerträglich genannt; aber man zögert noch, sie zu verbannen, weil — — Trägheit und Gewohnheit steife Damen sind, die sich in Respect zu setzen gewußt haben, und gegen die man sich nicht ungestraft vergehen darf.

Spottet man über ihre Reifröcke, so läuft man Gefahr, närrisch und naseweis genannt zu werden.

Wenn Du glaubst, ein Anflug von November=Spleen habe über diese Souperbeschreibung einen zu düstern Schatten geworfen, so sage ich nicht gerade Nein dazu; aber in den Hauptzügen ist sie wahr und nicht carikirt.

Es ist mir unbegreiflich, wie so viele gescheidte Menschen zusammenkommen mögen, um sich so zu langweilen.

Wenn der Genius des Vergnügens an seine Verehrer in Stockholm eine Proclamation mit der Aufforderung sich zu ergötzen erlassen wollte, so stelle ich mir vor, der Inhalt derselben würde ungefähr folgender sein:

„Freunde des Vergnügens, der Heiterkeit und Freude, alt und jung, die ihr das Leben, seine kurzen Ruhestunden, seine fliehenden Minuten genießen wollt, flieht, flieht die Soupers!

„Wollt ihr während der langen Winterabende die finstern Geister der Langeweile vertreiben, so hört hier mein Recept:

„Versammelt Angehörige, Bekannte und Freunde, aber nicht zu viel. Von Gedräng und Wärme entsteht der Souper=Sirocco.

„Seid euerer wenige, aber seid fröhlich! Zündet die Lichter in euern Gemächern, aber doch noch früher die Lichter des Verstandes und des feinen Scherzes in euern Köpfen an! Lasset für einander die leichten Feuer der Freude leuchten! Noch einmal, seid munter, seid gut und — wenn ihr könnt, seid witzig! Tanzt, spielt, singt; aber thut alles dieses so, daß es euch Vergnügen macht! Lasset nichts schwerfällig beginnen, nichts schwerfällig sich enden! Flechtet mit leichten Händen den Kranz unschuldiger Freuden — und dazu reiche ein jeder anspruchslos seine kleine Blume dar!

„Das Vergnügen der Unterhaltung sei euch theuer. Laßt das Feuer der Ideen unter euch circuliren, werfet einander die Funken des Scherzes zu, welche leuchten, aber nicht brennen. Laßt Gedanke auf Gedanke, Gefühl auf Gefühl, Lächeln auf Lächeln antworten, gleich melodischen Widerklängen, oder vielmehr gleich jenen milden und reizenden Tönen, welche der leiseste Anschlag aus der gestimmten Harfe hervorruft.

„Der wohlversorgte Geist soll auch nicht das Physische, die Seele den Körper nicht vergessen. Gebt diesem einige Erfrischung; aber auch diese sei leicht, im Vorbeigehen gereicht, sei gleichsam ein Vergnügen. Setzt man sich zu Tisch mit ernsthaft wichtiger Miene, mit Messer, Gabel, Serviette, um zu essen — so ist es eine Arbeit.

„«Man ißt, um zu leben; man lebt nicht, um zu essen», sagte ein Weiser. Ihr wollt euch Freude machen, — so eßt und trinkt nur, um nachher desto herzlicher lachen zu können.

„Als der allweise Schöpfer gebot, daß Tag und Nacht auf unserm kleinen Erdenrund wechselsweise zwölf Stunden herrschen sollten, so war gewiß seine Absicht dabei die, daß der Mensch, sein edles, aber schwaches Kind, im Schose der letztern ruhen solle, um unter den Strahlen des erstern recht wirken und genießen zu können. Deshalb laßt das Ende des Abends auch das Ende euers Tages und der Vergnügungen sein! Möge die Mitternacht euch still und ruhig finden! Und den Tag zur rechten Zeit und in Frieden beschließend, singet mit dem edeln und liebenswürdigen Dichter Franzén:

Nach einem Abend,
Mäßig genossen,
Herzlich beschlossen,
Schläft man so ruhig und erwacht man vergnügt."

O Himmel, die Uhr schlägt acht, die schreckliche Souperstunde! Der Wagen ist schon vorgefahren, mein Mann steht bereit, und ich habe noch nicht eine einzige Blume im Haar. Gute Nacht, glückliche Amalie, Du gehst bald zu Bett; und ich muß mich noch zu einem Feldzug rüsten. Morgen, wenn ich es im Stande bin, werde ich singen:

Nach dem Souper,
Essend genossen,
Gähnend beschlossen,
Schläft man gar schlecht und erwacht man verstimmt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Sechste Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Die

Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Von

Frederike Bremer.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Aus dem Schwedischen.

Sechste Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

An Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verehrtester Herr!

Ihr Brief hat Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit in mir erregt, die ich Ihnen durch Erfüllung des von Ihnen ausgesprochenen Wunsches: „daß ich Ihnen etwas über mein Leben und über den Gang meiner Bildung mittheilen möchte“, bethätigen zu können wünsche. Allein dies hat seine Schwierigkeiten, da ich hier etwas Inneres blos äußerlich berühren kann, während gerade in diesem Innern das Hauptsächlichste meiner Geschichte liegt.

Einst, wann ich der Erde nicht mehr angehöre, möchte ich als Geist zurückkehren und den Menschen das Tiefste erzählen von dem, was ich gelitten und genossen, geliebt und gelebt habe. Und möge sich dann niemand vor mir fürchten! Denn wenn ich zur mitter-

nächtlichen Stunde zu einer strebenden, unruhigen Seele komme, so ist es nur, um ihr Gemüth ruhiger, ihre Nachtlampe heller und mich zu ihrer Freundin und Schwester zu machen.

Inzwischen mag man immerhin hier und da einen wohlwollenden Blick durch den Vorhang werfen, der ein in seinem äußern Geschick ziemlich gewöhnliches und unbedeutendes Leben verbirgt. Mag man sehen, daß ich an Auras*) Strand geboren bin und einen guten Theil der ehrwürdigen und gelehrten Herren Akademiker von Abo zu Pathen gehabt habe; und aus diesem Blick (wenn er Sehergabe hat) dürfte sich ein Rapport, ein Einwirken kundgeben, das — ich hier schwer näher erklären kann. In einem Alter von drei Jahren wurde ich aus meiner Heimat — Finland — fortgebracht und habe seitdem nur eine einzige Erinnerung bewahrt. Diese Erinnerung ist ein Wort, ein mächtiger Name; — in der Tiefe des Heidenthums sprach ihn das finnische Volk in Furcht und Liebe aus, und spricht ihn noch heutigentags mit denselben, jedoch vom Christenthum veredelten Gefühlen aus; und oft glaube ich dieses Wort in Thor's Donner zu hören, der über die zitternde Erde schreitet, oder in

*) Der Name des Flusses, welcher durch Abo fließt.

dem lieblichen Wind, der sie tröstet und erquickt; das Wort heißt — — Jumala.*)

Wenn Sie mir wohlwollend vom finnischen auf schwedischen Boden folgen (woselbst mein Vater Gutsbesitzer ward, nachdem er seine Besitzungen in Finnland verkauft hatte), so will ich Sie nicht damit belästigen, mich weiter zu begleiten in die Kindheit und Jugend, in die innere Ueberfülle chaotischer Elemente, in den äußern Anblick des wenig interessanten und sehr gewöhnlichen Gemäldes einer Familie, die jeden Herbst im Deckwagen von ihrer Besitzung auf dem Lande nach ihrer Wohnung in der Hauptstadt und jeden Frühling aus ihrer Wohnung in der Hauptstadt nach ihrer Besitzung auf dem Lande reist und im Hause junge Töchter hat, die Sonaten spielen und Romanzen singen, in schwarzer Kreide zeichnen und Romane lesen, sich auf alle erdenkliche Weise bilden und sehnsuchtsvoll der Zukunft entgegenblicken, um Wunderwerke zu sehen und zu thun. In Demuth muß ich bekennen, daß ich mich stets als — Kriegsheldin sah.

Und wollen Sie vielleicht einen Blick in den Familienkreis werfen, so werden Sie denselben in einem

*) Der finnische Name Gottes in heidnischer und christlicher Zeit.

der großen Säle ihrer ländlichen Wohnung zu gemeinschaftlicher Lektüre versammelt finden und — wenn es Ihnen beliebt — den Eindruck bemerken, den einige literarische Gestirne Deutschlands auf eine der Töchter hervorbringen. Wenn man vor heftiger Gemüthsbewegung sterben könnte, so würde sie unfehlbar bei der Lektüre von Schiller's „Don Carlos“ steintodt vom Stuhle gefallen sein oder, richtiger, sich aufgelöst haben und in einer Flut von Gefühlen und Thränen plötzlich zerflossen sein.

Aber sie überlebte diese Gefahr. Sie lebte, um noch viel zu lesen und zu lernen von dem Land, welches man mit Recht „Europas Herz“ nennen kann und aus dessen reichem Bildungsstrom sie noch heute reiche Nahrung schöpft.

Wollen Sie tiefer in ihre Seele blicken: — sehen Sie dann, wie eine schwere irdische Wirklichkeit allmählich ihre Wolkendecken über ihre glänzenden Jugendträume breitet; wie Dämmerung die Wanderin zeitig auf ihrem Wege überkommt; wie angstvoll, aber vergebens, sie derselben zu entkommen sucht. Die Luft ist verfinstert wie von dichtem Schneefall, das Dunkel nimmt zu, es wird Nacht! Und in der tiefen, unendlichen Winternacht hört sie klagende Stimmen von Ost und West, von Thier und Pflanze, von

einer sterbenden Natur, einer verzweifelnden Menschheit; und sie sieht das Leben mit all seiner Schönheit, seiner Liebe, mit seinem klopfenden Herzen lebendig begraben unter feuchtem Eislager. Der Himmel ist finster und leer — es findet sich kein Auge, und auch kein Herz. Alles ist todt, oder richtiger, alles ist sterbend, außer — dem Schmerz.

Vielleicht haben Sie dem bedeutungsreichen Bilde Aufmerksamkeit geschenkt, mit welchem alle tiefern Mythologien beginnen. Man sieht im Beginn ein lichtes und warmes, göttliches Princip sich zum Dunkel, zum Nebel neigen (Urstoff). Und aus dieser Umarmung von Licht und Dunkel, Feuer und Thränen erzeugt sich — ein Gott. Ich glaube, etwas Aehnliches geht in jedem Menschen vor, der zu einem tiefern Leben geboren ist; und etwas Aehnliches ging auch in Der vor, welche diese Zeilen schreibt.

Wenn Sie selbige etliche Jahre später sähen, so würden Sie finden, daß eine große Verwandlung mit ihr vorgegangen ist. Sie würden das seit langer Zeit thränennasse Auge von unsaglicher Freude strahlen sehen; sie ist wie aus dem Grabe zu neuem Leben erstanden. Was ist es, daß diese Veränderung hervorgebracht hat? — Sind ihre glänzenden Jugendträume in Erfüllung gegangen? Ist sie Kriegsheldin, ist sie sieg-

reich in Schönheit, Liebe oder Ruhm geworden? — Nein! Nichts von allem. Die Jugendtäuschungen sind erloschen, die Jugendzeit ist vorüber. Und gleichwol ist sie jetzt abermals jung; denn in der Tiefe ihrer Seele ist die Freiheit erstanden, über das dunkle Chaos ist ein „Es werde Licht!“ ausgesprochen worden. Und das Licht hat die Nacht durchdrungen und hat auch sie erhellt; den Blick fest darauf gerichtet, hat sie unter Freudenthränen gesprochen: „Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?“

Manches Grab hat sich seitdem geöffnet und manche von denen weggerafft, die sie zärtlich liebte; mancher Schmerz hat sie seinen Stachel fühlen lassen und läßt sie denselben noch fühlen; — aber das Herz schlägt noch frisch, die dunkle Nacht ist verschwunden. Ja, diese ist weg, aber nicht ihre Frucht; denn wie sich gewisse Blumen zuerst des Nachts öffnen, so geschieht es auch erst in den nächtlichen Stunden eines großen Leidens, daß sich die Menschenseele dem Licht der ewigen Sterne öffnet.

Vielleicht wünschen sie hier etwas von meiner Schriftstellerei zu hören. Diese nahm ihren Anfang, als ich im achten Jahre meines Alters den Mond also in französischen Versen apostrophirte:

O corps céleste de la nature.

Und während des größten Theils meiner Jugend fuhr ich fort, in demselben sublimen Geiste Dinge zu schreiben, mit deren Lektüre ich auch meine Feinde (falls ich deren habe) verschonen will. Ich schrieb im Drange jugendlicher, unruhiger Gefühle; ich schrieb, wie die vom Winde erregten kleinen Wellen in der Bucht absichtslose Zeichen in den Strand schreiben; ich schrieb, um zu schreiben. Später ergriff ich die Feder aus einem andern Beweggrunde und schrieb — was Sie gelesen haben.

Heute, wo ich an der Grenze meines Lebensherbstes stehe, sehe ich noch dieselben Gegenstände um mich, die mich in meinen ersten Frühlingstagen umgaben, und bin glücklich genug, von vielen Lieben noch eine geliebte Mutter und Schwester zu besitzen. Die Wiesen, welche unsere Wohnung umgeben und auf denen Gustav Adolf einst sein Heer musterte, bevor er als Befreier nach Deutschland zog, erscheinen meinen Augen jetzt nicht weniger schön, als sie in meiner Kinderzeit waren; sie haben an Interesse gewonnen, denn ich kenne jetzt ihre Gräser und Blumen besser.

Hinsichtlich meiner eigenen Zukunft hege ich blos den einzigen Wunsch, die Arbeiten vollenden zu können, die ich mir vorgenommen habe, und zu denen

meine bisherigen Schriften den Anfang bilden. Gelingt mir dies, so will ich mich einst der großen Güte, die man mir erwiesen hat, für weniger unwürdig halten als jetzt. Und wenn mir dies gelingt, so mögen die Guten und Redlichen, deren Beifall mich belebt, dafür sich selbst zum großen Theil danken. Ich danke ihnen herzlich!

Empfangen Sie, mein geehrter Herr, diesen Ausdruck meiner Gefühle für sich und zugleich für Ihre Landsleute und halten Sie sich wahrhafter Hochachtung und Dankbarkeit versichert von

Austa, am 3. Mai 1841.

Frederike Bremer.

Die Einführung.

Erfahrung spricht, daß ein gelehrtes Weib
Nur dem Spotte Stoff verleihe;
Drum sei es nur zum Zeitvertreib,
Daß uns Gelehrsamkeit erfreue.
Madame Lenngren.

„Und, meine beste Demoiselle", fügte der Präsident hinzu, indem er einredend und nachdrücklich seine Hand auf meinen Arm legte, „erinnern Sie sich wol, um Gottes willen keine Wunderwerke aus meinen Töchtern — keine Wunderwerke! Ich will aus ihnen keine glänzenden oder eiteln Frauenzimmer, keine gelehrten, stolzen oder pedantischen Damen; einfache, verständige Weiber, gute Hausfrauen und Mütter, dazu will ich sie bilden. Talente mögen sie haben, aber nur um sich selbst und andere angenehm unterhalten zu können; um Virtuosen zu hören, gehe ich am liebsten ins Concert und bezahle meinen Thaler. Lesen müssen sie vor allem nicht mehr, als was da nothwendig ist, um im Gesellschaftsleben leicht und gewandt über die gewöhnlich dort vorkommenden Gegenstände reden zu können. Jede größere Belesenheit, jede Virtuosität ist dem Weibe schädlich und entreißt es der Sphäre, innerhalb welcher es allein der bürgerlichen

Gesellschaft nützen kann. — Meine Friederike", fuhr der Präsident fort, „meine selige Frau, hatte das Princip bei der Erziehung ihrer Töchter, wol etwas der launenhaften Forderung der Zeit in der Bildung der Frauenzimmer nachzugeben, aber daneben nie etwas von der ursprünglichen Form zu verwischen, welche sie vom Schöpfer für des Weibes Wesen und Leben bestimmt glaubte; und diese besteht" — und der Präsident legte großes Gewicht auf jedes Wort — „in stiller Häuslichkeit, Milde, Ordnung, Nachgiebigkeit gegen andere, Strenge gegen sich selbst, Fleiß, und in der Fähigkeit, angenehm sowol in der Gesellschaft wie in der Alltäglichkeit des eigenen Hauses zu sein. Jede Art von Prunk und Prahlerei, alles dreiste und öffentliche Hervortreten, welcher Art es auch sei, welches jetzt leider unter unsern Frauenzimmern so gewöhnlich ist, verwarf sie und hielt dafür, daß das Weib blos in seinem häuslichen Kreise, als gute Tochter, zärtliche Gattin und Mutter glücklich, sowie ihrem Schöpfer angenehm und ihren Mitmenschen nützlich sein könne."

Ich hörte alles dieses mit einer Art Erbauung an. Ich hätte dabei wol etwas anzumerken gehabt, wußte aber nicht recht, wie ich es wenden sollte. „Gewiß —" fing ich an; der Präsident unterbrach mich.

„Wäre meine selige Frau länger am Leben geblieben, so hätten ihre Töchter in ihr das sichere Vorbild gehabt, wonach sie sich zur Vervollkommnung hätten bilden können. Gott hat es anders beschlossen. Meine beste Demoiselle!" fuhr er mit ebenso viel Wärme als Ernst und Güte fort, „ersetzen Sie ihnen diese Mutter, prägen Sie in ihre jungen Seelen die Lehren ein, welche sie ihnen gegeben haben würde; leiten Sie sie nach den vortrefflichen Principien, die die ihrigen waren, und über die ich mir das Vergnügen machen werde, Sie noch mehr aufzuklären; schenken Sie ihnen die Zärtlichkeit, die mütterliche Sorgfalt" — seine Rührung hinderte ihn weiter fortzufahren, und er schloß plötzlich — „und Sie

werden nichts fordern können, was der Dankbarkeit ihres Vaters zu viel wäre.

„Die Erziehung meiner beiden ältesten Töchter ist beinahe vollendet. Edla ist zwanzig Jahre, Adelaide siebenzehn Jahre alt. Sie bedürfen jetzt vor allem einer leitenden Freundin bei ihrem Eintritte in die Welt. Meine beiden kleinen Lieblinge dagegen, Mina und Nina, müssen alles vom A=b=c an lernen. Sie sind heute alle zu Mittag bei meiner Schwägerin und ich erwarte sie jeden Augenblick zu Hause. Ich sehne mich danach, sie Ihnen vorstellen zu können.“

In demselben Augenblicke hielt ein Wagen vor der Thüre, und wir sahen die Fräulein aussteigen. Der Präsident schellte heftig und ließ Licht hereinbringen, und mit einem Gefühle, worin Neugier, Interesse und Angst sich mischten, erwartete ich das Erscheinen meiner künftigen Eleven.

„Ist sie hier? Ist sie schon hier?“ hörte ich eine junge und liebliche Mädchenstimme im Saale ausrufen, und kurz darauf traten nacheinander die vier Fräulein herein. Die erste war eine lange und magere Figur mit einem häßlichen Gesichte, einem steifen und unanmuthigen Wesen. Sie verneigte sich kalt und in der Entfernung. Der Präsident stellte Edla vor; sodann Adelaide, und ein junges schönes Wesen näherte sich mir lächelnd und umarmte mich mit Erröthen. Etwas Reizenderes glaubte ich noch nie gesehen zu haben.

„Ah, meine kleinen süßen Engel, Nina und Mina“, sagte jetzt der Präsident, indem er zwei der lieblichsten kleinen Menschengeschöpfe auf seine Arme hob. Lichtlockig, blauäugig, rosenmündig, zartgebaut, waren sie einander so ähnlich, daß ich sie im Anfange nicht unterscheiden konnte. Ich war von den kleinen schönen Kindern entzückt und begehrte nichts mehr, als ihre Bekanntschaft machen zu dürfen. Der Präsident that alles das Seinige, um diese einzuleiten. Aber die Kleinen schmiegten sich

ernst und schüchtern an die Schwestern, bis ich auf den Einfall kam, gewisse langbeinige, aus Karten geschnittene Figuren als Mittler zwischen uns auftreten zu lassen. Bei deren Anblick fingen die Kleinen an, sich zu humorisiren, und in kurzem war ich von ihren Karren, Puppen und Häusern bedeckt und erhielt die vertrauliche Mittheilung, daß sie meine Nase ziemlich groß fänden. Unterdessen betrachtete ich den Präsidenten und seine beiden ältern Töchter, die im Gespräche begriffen waren. Adelaide erzählte ihrem Vater die Begebenheiten des Tags, die Mittagsgäste und die Gerichte, während Edla ihren Worten eine oder die andere Bemerkung hinzufügte. Ich konnte meine Augen nicht von Adelaide abwenden. Sie kam mir unbeschreiblich schön und anmuthig vor. Das Gesicht war mehr rund als oval, die Stirne hoch und schön gewölbt, zwei große dunkelblaue Augen strahlten von Freude und Herzensgüte, die Nase war klein und von der schönsten Form, der Gesundheit Rosen lagen auf Lippen und Wangen. Ihr Lächeln, ja ihr ganzes Gesicht war, wie wir uns das eines Cherubs denken. Der Wuchs war von mittelmäßiger Größe, die Formen zugleich üppig und edel, Hals, Arm und Hände blendend weiß und vom vollkommensten Ebenmaße. Den Kopf, von reichem kastanienbraunen Haare geziert, trug sie etwas zurückgeneigt, was ihr ein Ansehn von Stolz, sogar von einigem Uebermuthe gab, der auch ihrem ganzen Wesen nicht widersprach, obschon er durch den Ausdruck von Wohlwollen und Herzensgüte gemildert ward. Neben diesem lichten Bilde stand die Schwester wie ein Schatten, und ich ahnte, daß es dieses Gefühl sei, was sie so finster mache.

Der Präsident selbst hatte eine edle und ausgezeichnete Persönlichkeit. Er war groß, etwas zur Corpulenz geneigt und schien vielen Werth auf sein Aeußeres zu legen. Wie ich bald merkte, war er von seinen schönen Händen etwas eingenommen und legte sie den Leuten gern vor

die Augen. Beim Abschied am Abende nahm mich der Präsident beiseite und sagte: „Meine beiden ältesten Töchter haben Eigenheiten in ihren Charakteren; sie müssen vorsichtig geleitet werden. Edla hat einen eigensinnigen Charakter, sie machte meiner seligen Frau vielen Kummer, sie verursacht ihn auch mir. Aber wir wollen das Beste hoffen. Es bedarf bei ihr viel Ernst, viel Ernst, es bedarf vieler Umsicht, Demoiselle Rönnquist. Morgen", fügte er hinzu, „ist Souper, Tanz, Charadenspiel und Gott weiß was alles bei meinem Schwager, der Excellenz G. Meine Töchter sind dort. Ich hoffe, Demoiselle Rönnquist, Sie sind so gut, sie dahin zu begleiten. Meine beiden Kleinen sollen Engel in einem lebenden Bilde darstellen, und da sie zu jung sind, als daß ein solcher Auftritt schädliche Folgen für sie haben könnte, so habe ich den dringenden Bitten meiner Schwägerin nachgegeben. Und jetzt, gute Nacht, meine Beste! Gute Nacht, meine Mädchen!"

Adelaide hüpfte singend voran und zeigte mir den Weg zu meiner neuen Wohnung. Diese war bequem und geräumig. Die Kleinen und ich sollten uns zusammen einrichten; neben meiner freundlichen und hübschen Stube hatten Edla und Adelaide die ihrigen.

Noch ehe wir uns zu Bett legten, machte Adelaide mich mit einigen Verhältnissen der Familie bekannt. Sie erzählte mir von ihrer schönen Schwester, der Gräfin Augusta U., ihrem Onkel, der Excellenz G., vom morgenden Feste, und ihr Antlitz strahlte dabei vor Freude. Nachher sprach sie von ihrer Mutter, von deren Tode; wie dieselbe ihn lange vorher geahnt und daher vorher alles so still und fürsorgend in ihrem Hause für die Ihrigen geordnet hätte; wie gut und geduldig sie gewesen wäre. Adelaide schwamm hierbei in Thränen. Edla stand da mit niedergeschlagenen Augen, keine Bewegung war in ihrem Gesichte zu bemerken; ich hätte glauben können, sie wäre ganz gleichgültig, wenn ich nicht

das Licht in ihrer Hand hätte zittern sehen. Endlich umarmte Adelaide ihre kleinen Schwestern, die sich zärtlich und schlaftrunken an ihren Hals hingen, legte mein Kopfkissen zurecht und hieß mich wohl schlafen und dabei meine Träume im Sinne behalten. Adelaide's einnehmendes Bild lächelte mir im Schlafe entgegen; als ich aber wach war, dachte ich: Was kann wol in der armen Edla Seele liegen?

Galathea. Angelika.

Freud' ist heitrer Genuß für Geist und Unschuld und Wahrheit,
Nie hat der eitele Thor Sorgen durch Lachen verbannt.
v. Brinkman.

Ich weiß kaum ein angenehmeres Gefühl, als das ich beim Eintritt in ein behagliches und schön erhelltes Zimmer empfinde, welches angefüllt (doch nicht überfüllt) ist mit schönen und wohlgekleideten Menschen. Je mehr Eleganz, je mehr Pracht dort herrscht, desto besser; nur muß sie edel und geschmackvoll sein und nicht Mühe und Arbeit verrathen. Je mehr feengleich sich alles in dieser Salonwelt bewegt, desto leichter und froher hebt sich meine Brust. Dies fühlte ich in hohem Grade, als ich in der Excellenz G. prachtvollen Salon eintrat. Nachdem der Präsident mich dem Wirthe und der Wirthin vorgestellt hatte, führte er mich zu einer schönen Frau, welche gerade im Gespräche mit einem neben ihr stehenden Herrn begriffen war, und sagte: „Meine Tochter, die Gräfin U." Die junge Gräfin, eigentlich des Präsidenten Stieftochter, trug noch tiefe Trauer und war, wie ich erfuhr, seit einem Jahre Witwe. Artig, aber mit etwas

stolzer Herablassung begrüßte sie mich, und unser kurzes Höflichkeitsgespräch war bald zu Ende. Während sie mit einem ihr nahe sitzenden Frauenzimmer sprach, hatte ich freie Muße, mich in der Gesellschaft umzusehen. Ich suchte mit dem Blicke zuerst meine Fräulein auf. Adelaide war von Leuten umringt, und besonders bemühte sich um sie ein junger, großer, hübscher, rothwangiger Mann, der sich beständig um sie bewegte und ganz aussah wie einer, der verliebt ist und sich angenehm machen will. Mit einiger Unruhe betrachtete ich Adelaide's Wesen, welches mir nicht frei von Gefallsucht zu sein schien; aber es war so viele Freudigkeit in ihren Augen, so viel wahre Lebendigkeit in ihren Geberden, daß ich ungewiß blieb, ob meine Furcht gegründet sei. Edla hatte sich in eine Ecke des Zimmers gesetzt; sie redete mit niemand, und niemand redete mit ihr; sie sah finster und verschlossen aus. Die Kleinen gingen von Hand zu Hand und empfingen mit echtem Kinderübermuthe einen allgemeinen Tribut von Liebkosungen und Schmeicheleien. Hiernächst fiel mein Blick auf die Person, welche soeben mit der Gräfin Augusta geredet hatte und jetzt mit der Excellenz G. redete. Wenn er schwieg, so war eine, ich möchte sagen unerreichbare Strenge der hervorstechende Ausdruck der edeln Züge; aber wenn er redete, breitete sich Leben und Anmuth über sie aus. Er war groß, und seine Gestalt zeigte Festigkeit und Kraft. Es war etwas von einem römischen Feldherrn in seiner Haltung und seinem Wesen. Er war civil gekleidet, aber mehre Bänder und Decorationen bewiesen, daß er Militär war oder doch gewesen war. Ich konnte nicht mit Sicherheit entscheiden, ob er den Dreißigern oder den Vierzigern näher war. Ich konnte nicht unterlassen, einen Vergleich zwischen ihm und Seiner Excellenz anzustellen. Auf des erstern Gesicht lag der Ernst, welcher zeigt, daß Gedanke und Wille auf ein gewisses und bestimmtes Ziel gerichtet sind; auf dem des letztern der Ernst, welcher

zuweilen angenommen wird, um des Gedankens Leere und des Willens Schlaffheit zu verbergen.

Mitten auf dem Sofa saß mit dem Ansehen einer Kaiserin ein Frauenzimmer in blauer Sammtkleidung, mit einem Diadem von Juwelen, das von der schönsten Stirne strahlte. Der Ausdruck des schönen und edeln Gesichts war Stolz und Melancholie. Sie blickte um sich, als fände sie nichts ihrer Aufmerksamkeit werth. Den Herren, die sich um sie sammelten, gab sie verschiedene Befehle und Aufträge, und es schien ihr besonderes Vergnügen zu machen, die Leute in Bewegung zu setzen. Ich war sehr neugierig, den Namen des schönen und sonderbaren Frauenzimmers zu erfahren, als die Baronin G., unsere artige Wirthin, sich zu mir setzte und mich mit großer Gefälligkeit mit der Gesellschaft rings herum bekannt machte.

„Die schöne Frau mit dem Juwelendiadem", sagte sie, „ist die verwitwete Gräfin Natalia M., ebenso reich wie geistreich, und so geistreich wie schön. Die Dame, welche so bequem in der Ecke des Sofas sitzt, mit dem griechischen, etwas zusammengedrückten Profil, der starken, aber wohlgebildeten Form, ist ihre Muhme und gute Freundin, Fräulein Margareth R., eine höchst originelle und interessante Person." So fuhr die gefällige Baronin lange fort und zeigte mir in jedem Mitgliede der Gesellschaft eine Vollkommenheit. Ich hatte nach dem Römer fragen wollen, aber er war jetzt nicht im Zimmer.

„Das Interessanteste meiner heutigen Gesellschaft ist noch nicht hier", fuhr die Baronin fort. „Es ist ein junges Mädchen, Namens Angelika, eine zweite Angelika Kaufmann; sie kommt aus der Provinz hierher und wird sicherlich mit ihrem ungewöhnlichen Talente für Malerei großes Aufsehen erregen. Sie wird uns heute Abend bei unsern Bildern behülflich sein. Meine Verwandte, die Freiherrin Palm, hat sie in einer kleinen Provinzialstadt

entdeckt und sie mit sich genommen, damit sie sich etwas in der Welt umsehen könne. Der Vater soll blos ein simpler Maler sein, aber die Tochter —"

„Wer ist sie? Woher ist sie? Wo ist sie?" fragte Fräulein Margareth, die sich uns genähert und die letzten Worte gehört hatte.

„Hier ist sie", entgegnete die Baronin, indem sie aufstand und uns verließ, um einer ältlichen, ziemlich lächerlich ausstaffirten Dame entgegenzugehen, welche soeben hereintrat, begleitet von einer Person, die so ungewöhnlich erschien, daß sie sogleich meine und der ganzen Gesellschaft Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war dies ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, ungemein fein und zart, aber von ausnehmender Schönheit. Das Gesicht war bleich, und man konnte in der That sagen, daß es von zwei großen dunkeln Augen erleuchtet wurde, welche alles das Strahlende, Lebendige und Mystische der Sterne besaßen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, und ihr lichtbraunes Haar fiel in Locken um Hals und Nacken; sie hatte nicht den geringsten Schmuck oder Zierath.

„Ah", sagte halblaut Fräulein Margareth, „eine Romanheldin, eine Amande!"

Die Freiherrin Palm, deren Gutmüthigkeit in ihrem Gesichte zu lesen war, präsentirte zur Rechten und zur Linken das junge Mädchen, welches, ernst und sonderbar, blos mit Stolz den Kopf etwas neigte und hier- und dorthin grüßend stehen blieb, bis daß Adelaide sie einlud, sich neben sie zu setzen. Sie that es und sah sich mit den großen dunkel blickenden Augen ruhig in der Gesellschaft um. Kaum hatte sie sich gesetzt, als man die Freiherrin Palm ausrufen hörte:

„Ach! sie ist so geschickt, so geschickt! Sie sollten 'mal ihren Alpus sehen; sie hat einen Alpus, worin sie alle Menschen abzeichnet. Angelika, mein süßes Kind, komm her und zeige uns deinen Alpus!"

Angelika stand auf, während dessen ein leichtes Roth ihre Wange färbte, und reichte ihrer Beschützerin das Album, das sie in der Hand hielt.

„Ach, das ist ein gar zu interessanter Alpus“, fuhr die Freiherrin fort, während sie die Blätter umwandte; „komm jetzt und sage uns schön, was alle diese Zeichnungen bedeuten.“ Angelika stand still und schweigend da und schien zu leiden. Zu ihrer Erlösung entstand eine Bewegung unter der Gesellschaft, welche die Aufmerksamkeit von ihr abzog. Die Baronin kam mit einem Billet in der Hand und einer bestürzten Miene herein.

„Was sollen wir machen?“ rief sie, „wir bekommen keine Galathea; die kleine Eva ist krank geworden und kann nicht kommen. Mein Gott, wo, wo werden wir eine Galathea herbekommen!“

Und ihre Augen gingen fragend umher und hafteten endlich auf Angelika, und sie begann diese mit Bitten zu bestürmen, die Rolle der kleinen Eva zu übernehmen.

Jetzt kam der Präsident plötzlich zu mir hin und flüsterte eifrig: „Kann nicht Adelaide, kann nicht Adelaide Galathea sein?“

Ich war wie aus den Wolken gefallen bei dieser Proposition, welche des Präsidenten und dessen seliger Frau Principien so sehr zu widerstreiten schien; aber ich sah dem Präsidenten an, daß es sein Ernst war, und sagte blos: „O! ich glaube wol, daß —“ In demselben Augenblicke wandte sich die Baronin von der hartnäckig sich weigernden Angelika an den Präsidenten, um seine Tochter zur Galathea zu begehren.

Die Sache war bald abgemacht. Adelaide sagte: „Das muß wunderbar werden, todt zu sein und wieder lebendig zu werden. Wolle Gott nur, daß ich ernsthaft bleibe!“ Die Baronin führte sie triumphirend fort, und die Freiherrin rief den jetzt eintretenden Römer an:

„Ah! Graf Kallrik, Graf Kallrik! Sie haben gereist,

Sie sind Kenner, Sie müssen dieses Alpus sehen! Sie können es am besten schätzen."

Er nahm das Buch, durchblätterte es und gab es darauf kalt, ohne eine Miene oder ein Wort des Beifalls zurück.

Angelika sah es und erröthete tief.

„Nun, was sagen Sie, Herr Graf, ist es nicht ein charmantes Alpus? Hat sie nicht ein außerordentliches Talent?" fragte die unermüdliche Lobrednerin.

Angelika ward jetzt von der Baronin hinausgerufen, um bei der Ausschmückung der Galathea zu helfen, und hörte daher nicht, wie der Graf sagte: „Es ist schwer, aus diesen Entwürfen etwas zu urtheilen", worauf er einige Fragen in Betreff Angelika's that, und als die Freiherrin diese beantwortet und immer wieder von neuem versichert hatte, sie habe ein ungewöhnliches Talent und zeichne so charmant, so charmant, stand er auf und ging fort. Nach einer Weile setzte er sich nicht weit von mir neben einen ältlichen Herrn, dessen Aussehen, voll von Güte und Redlichkeit, Vertrauen einflößte. Ich saß nahe genug, um ihr Gespräch hören zu können.

„Warum, Alarich", sagte der alte Herr, „warst du so strenge gegen dies sogenannte Alpus? Sahst du nicht, wie schmerzlich das arme Mädchen erröthete? Du hättest ja leicht ein gutes Wort sagen können."

„Gegen mein Gewissen, ja, und gegen des jungen Mädchens Beste. Die Zeichnungen waren unter aller Kritik."

„Nun, das mag sein; aber doch — sie ist ja ein junges und ein armes Mädchen, welches auf ihr Talent alle Hoffnung für die Zukunft gebaut hat."

„Gerade deshalb. Man könnte, ohne sich zu versündigen, dem mittelmäßigen Dilettanten ein lobendes Wort sagen; ncht so dem, dessen ganzes Wohl und dessen Nutzen für die Welt darauf beruht, in der Kunst nicht in der Mittelmäßigkeit stehen zu bleiben. Man kann

dem Staate und dessen jungen Mitgliedern keinen schlechtern Dienst leisten, als wenn man die schwächsten Versuche in Musik, Poesie und bildender Kunst, wie es jetzt so gebräuchlich ist, erhebt und lobt. Der Künstler muß groß sein, muß Genie sein, oder gar nicht Künstler sein."

„Ist das nicht zu streng? Können nicht auch Kunstwerke von untergeordnetem Werthe dem Künstler sowol als dem Publikum Genuß verschaffen?"

„Schwache Kunst wird von schwachen Magen verlangt, und das macht sie auch schwach. Der Kunst höchstes und eigentliches Leben ist ein Mittlerberuf; sie soll Himmel und Erde, Urbild und Wirklichkeit vereinigen. Unsere Zeit scheint dies vergessen zu haben, und blos durch kräftige Geister und wirkliche Kunstwerke kann diese Wahrheit wieder erkannt werden. Noch einmal, sage was du willst den jungen Kunstliebhabern, welche die Gesellschaftskreise mit Gesang und Musik beleben, welche mit Gemälden und Gedichten ihre häusliche Welt zieren und erheitern — ein Zweig der Kunst mag der Verschönerung des Familienlebens geweiht sein; aber ermuntere mit keinem Worte denjenigen, der ins öffentliche Leben zu treten beabsichtigt, wofern nicht entschiedenes Talent und wirkliches Genie sich bei ihm offenbaren. Damit hast du blos dazu geholfen, einen unglücklichen Menschen mehr in der Welt zu bilden. Und ein Frauenzimmer! Welche Kraft, welche Beharrlichkeit und welches Glück müssen ihm nicht eigen sein, um erfolgreich gegen die Schwierigkeiten und die Hindernisse kämpfen zu können, welche ihm auf der Künstlerbahn bei jedem Schritte entgegentreten. Die Kunst ist für den mittelmäßigen Künstler blos eine Tantalusquelle, welche unaufhörlich seinen Durst reizt und unaufhörlich seinen Lippen entflieht."

„Und ihm dabei noch sein Brot wegnimmt — du hast recht; aber diese junge Angelika hat ewas in ihren Augen —"

„Das gebe ich zu. Ihr Blick redet eine ganz andere Sprache als ihre Zeichnungen."

„Beurtheile mich nicht nach diesen!" sagte eine krystallreine Stimme nahe hinter uns, und Angelika's leichte Gestalt entschwebte unter die Gäste, welche jetzt dicht gedrängt im Zimmer standen.

In demselben Augenblicke ersuchte die Excellenz die Gesellschaft, sich in den Saal zu begeben, wo alles zur Aufführung der Bilder fertig war. Das erste, welches dargestellt werden sollte, war eine Scene: Pygmalion und Galathea, componirt von Angelika und gespielt von einem jungen, vielversprechenden Künstler, Herrn Hugo L.

Es dauerte eine gute Weile, ehe die Gesellschaft ihre Plätze eingenommen hatte. Endlich waren alle in Ordnung, die Blicke auf den prachtvollen Vorhang gerichtet, und ein allgemeines, erwartungsvolles Schweigen entstand.

Der Vorhang ging in die Höhe, und Galathea erschien auf ihrem Piedestal. Pygmalion betete sein Werk in brennender Liebe an.

Aus seiner Seele innerstem Heiligthume ist es hervorgegangen, es ist eine Offenbarung des Gottes, der dort wohnt. Die Schönheit, welche sein Geist geschaut hatte, sie stand jetzt da, ein Werk seiner Hand, Seele von seiner Seele, Geist von seinem Geiste, aber starr, aber kalt und stumm. Er hatte dieses göttliche Wesen geschaffen, und sie hörte und verstand ihn nicht. Pygmalion's Herz flammt für sie. Sollte eine solche Liebe, sollte des Lebens glühender Hauch nicht mächtig genug sein, um selbst den Marmor zu durchdringen, sollte des liebenden Künstlers schaffende Kraft nicht noch ein „Es werde Licht!" über diese schlummernde Welt aussprechen können? Pygmalion hofft bald, bald verzweifelt er wieder! Lächelt nicht der Mund, wenn sein Auge in unaussprechlichem Gebete auf ihm ruht? Klopft nicht ihr Herz unter seiner Hand? Still, athmet sie nicht?

Aber nein, sie athmet nicht, sie lächelt und antwortet

nicht! Still und unbeweglich steht sie da, aber unbeschreiblich schön und rührend in ihrem ruhenden Leben. Es ist ein Eden, über das noch keine unruhigen Stürme gebraust haben; es ist Eva in der Morgenstunde der Schöpfung, ehe noch der Hauch der Liebe ihr Herz gerührt hat. Noch ist kein Schmerz, keine Freude dort, alle Pulse des Lebens ruhen noch. Aber wie ahnungsreich erscheint sie nicht! Der Engel des Lebens scheint ihr nahe zu stehen; blos ein Hauch, und der Göttlichkeit Abbild würde athmen, und eine Welt von Güte und Schönheit ist da; das Ideal ist Wirklichkeit. Pygmalion ruft die Gotter an:

„Unsterbliche Götter! In den Stunden, wo mein Gefühl sich in der heiligen Begeisterung der Andacht zu euch erhob und den Glanz euerer Herrlichkeit empfand — da war es, wo ihr Bild in meiner Seele geboren ward. Ich habe sie als ein Abbild von euch erschaffen, und in ihr lebe jetzt ich selbst. Sie ist mein edleres Ich, sie ist das Göttliche in mir, sie ist mein Geist, mein Alles. Heilige Götter, gebt ihr das Leben, welches von euch allein stammt! Götter, gebt mich in ihr mir selbst wieder! Ich werde sonst bei diesem Marmorbilde, in das mein Herz sich verborgen hat, verzehrt werden, hinschwinden! O Götter, diese Schöpfung ist ja von euch! Gebt ihr die Macht, euch zu erkennen und zu preisen!“

„Ich bin einsam auf der Erde! Ich habe mich selbst nicht mehr! Mein Herz ist dort, meine Liebe, mein Gebet ist dort bei ihr, meinem zweiten, meinem bessern Ich.“

„Seht, sie ist so schön! Würde sie nicht mit ihrem Lächeln die Erde verherrlichen? Würden nicht ihre Thränen allem Bösen, allem Schmerze die Kraft benehmen? Götter, weihet euch diesen Tempel ein, haucht ihr euern Geist, der Liebe heiligen Geist ein! Gebt Leben, gebt Seligkeit!“

Pygmalion näherte sich Galatheen wieder. Thränen

glänzen in seinen Augen. Hoffnung, Schmerz, brennende Liebe, Verzweiflung erfüllen auf einmal seine Seele. Noch einmal legt er fragend seine Hand auf ihr Herz, noch einmal ruft er mit der Liebe tiefstem Tone: „Galathea!"

Plötzlich durcheilt ein leichter Schauder die Marmorgestalt, des Lebens Hauch durchfährt deren Glieder. Die Brust hebt sich zu einem leisen Ach! Galathea athmet, ihr Auge bewegt sich, sie legt die Hand auf ihr Herz. So steht sie einige Augenblicke, wie sich besinnend und des Lebens wunderbaren Bewegungen lauschend. Ein entzückendes Lächeln öffnet ihre Lippen. Ein Ausdruck seligen Selbstgefühls, hohen Erstaunens breitet sich über ihr Antlitz. Glücklicher Pygmalion!

So, glaube ich, dachte ein jeder von den Zuschauern in dem Augenblicke, wo Galathea's Blick sich ihm ahnungsvoll zuwandte, und der Vorhang fiel. So dachte insonderheit Graf Alarich, welcher hinter dem Stuhle der Gräfin Augusta stand und ganz im Anschauen Galathea's vertieft zu sein schien. Im Augenblicke, wo sie athmete, sah ich sein Auge leuchten; er erbleichte und holte tief Athem. Gräfin Augusta suchte vergebens ihn zu zerstreuen; er hörte sie nicht.

Ich hatte noch einen andern entzückten Nachbar, der aber in eben dem Grade redselig war, als Graf Alarich stumm. Es war der junge, große, blonde Mann, der vorher Adelaide umschwärmt hatte. Er kaute an einer Ecke seines Taschentuchs und rief beständig aus: „Jesus, wie schön ist sie! Ist sie nicht entzückend, ist sie nicht das Allergöttlichste auf Erden? Ach, ich möchte der Schemel sein, worauf sie steht! Herr Gott, wie ist sie schön!"

Es folgten nun noch einige Darstellungen, die allgemeines Interesse erregten. Die Kleinen, welche Rafael'sche Engel vorstellen sollten, waren im Anfange ziemlich unbändig, doch, einmal durch gute Worte und Ver-

heißungen überredet, falteten sie ihre weißen Händchen, kamen endlich dazu, sie aufwärts gerichtet zu halten, und sahen entzückend aus.

Nach geendigter Vorstellung verfügte sich die Gesellschaft wieder in den Salon, und man wetteiferte darin, das Gesehene zu loben und zu rühmen, indem man eine und die andere gelinde Bemerkung hinzufügte. Im Saale begann die Freiherrin Palm wieder, Angelika nach allen Seiten hin vorzustellen und allen Leuten ihr Album oder, wie sie es nannte, Alpus aufzudringen.

Aber Adelaide sang, und die ganze Gesellschaft lauschte ihrer schönen Stimme, ihrem einfachen und ausdrucksvollen Vortrage. — „Das heißt Gesang", hörte ich Graf Alarich zu jemand sagen. „Das spricht zur Seele, jedes einzelne Wort wird gehört und wird bedeutungsvoll ausgesprochen. Und, gottlob, keine Ziererei."

Adelaide endigte, und alle sammelten sich um sie, außer Graf Alarich, der mit Angelika sprach. Diesen Augenblick hielt die Freiherrin Palm wieder für günstig und kam wieder mit ihren Versicherungen, daß Angelika sehr geschickt wäre, daß mehre Professoren ihr Alpus gelobt hätten u. s. w. Aber Adelaide, welche Angelika's Verlegenheit merkte, eilte von denen, welche sie umgaben, zu Angelika hin, faßte ihre Hand und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie mit mir; ich will Ihnen etwas Schönes zeigen", und sie führte sie rasch in ein anderes Zimmer. Ich folgte ihnen in ein Cabinet, welches mit schönen Oelgemälden und lebenden Blumen verziert war.

Hier blieb Angelika stehen, und, indem sie Adelaide mit einem Ausdrucke von Freude und Bewunderung betrachtete, rief sie aus: „Wie schön bist du!"

Etwas erstaunt, doch mit naivem und unverstelltem Vergnügen antwortete Adelaide: „Glaubst du? Das ist nett!"

„Und du bist so gut wie schön. Ich muß dich zeichnen.“ Papier und Bleifedern lagen auf einem Tische. Die Zeichnung ward sogleich begonnen. Währenddessen versammelte sich ein Theil der Gesellschaft im Cabinet. Der junge blonde Mann stellte sich hinter Angelika's Stuhl, um Adelaide zu betrachten, und äußerte sein Entzücken über sie.

„Ah! Sie, die Liebliche, Göttliche — sie soll gezeichnet werden! Ich werde um das Porträt bitten und will es dann genriren lassen; die ganze Welt soll sehen, wie schön und göttlich sie ist, und die ganze Welt soll sie anbeten, wie ich.“

„Still, Otto!“ sagte Adelaide, „du störst uns. Gehe weg, lieber Otto!“ — Ich war sehr begierig zu wissen, wer der liebe Otto sei.

Es entspann sich zwischen einigen aus der Gesellschaft ein Gespräch über eins der Gemälde, welches einen Gegenstand aus der griechischen Mythologie darstellte. Graf Alarich lobte es. Jemand sagte: „Ich muß nur beklagen, daß ein großer Meister einen solchen Gegenstand für seinen Pinsel wählte. Müßte es nicht der Zweck der Kunst sein, das moralische Gute zu verherrlichen? Und was für Gutes, welchen veredelnden Eindruck können wol Gemälde wie dieses hervorbringen? Sind sie nicht eher sittenverderbend?“

Graf Alarich lächelte gedankenvoll. „Die Griechen“, sagte er, „hatten eine tiefe und lebendige Anschauung vom Verhältnisse des Göttlichen zur Natur. Sie fühlten, daß es dessen Wesen sei, sich der ganzen Schöpfung einzuverleiben und Leben in alle ihre verschiedenen Formen zu gießen. Diese Anschauung ist es, welche in ihrer Mythologie hervortritt, welche sich in ihrer bildenden Kunst versinnlicht, für die sie eine so reiche Quelle ist. Mit ihrem Wirken auf die Phantasie hat wol auch die Blütenzeit der Kunst aufgehört.“

Angelika fuhr auf, ihr dunkles Auge erglänzte. Nach

einigen Augenblicken fuhr sie in ihrer Zeichnung fort. „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig!“ sagte die Gräfin Augusta; „wir sehen jetzt blos den erstern, ohne den letztern zu fassen, und dies verleitet uns zu schiefen Urtheilen.“

„Griechenland, o Griechenland!“ rief ein kleiner Herr mit großen Adelsepauletten aus, „es war die Welt für Poesie und Kunst, für alles Göttliche und Schöne! Seine Zeit ist verschwunden, um nicht mehr wiederzukehren. Wie schön sagt dies nicht Schiller in seinem Gedichte «Die Götter Griechenlands»!“

Ich hatte ihn schon beim Anfange des Gesprächs in einem auf dem Tische liegenden Bande von Schiller's Werken blättern sehen, und jetzt las er laut: „Die Götter Griechenlands“. Man hörte ihn gern, denn er las gut, und des großen Dichters Worte konnten in keinem Falle ihren Eindruck verfehlen. „Wie schön und vortrefflich ist nicht dieser Ausdruck «die entgötterte Natur»“, rief der kleine Mann mit den Epauletten aus, nachdem er zu lesen aufgehört. „Wie treffend schildert er nicht unsere jetzige Naturwelt. In den schönen Zeiten der Mythologie da lebte alles, da sah man in jeder Quelle eine Najade; unter der Rinde des Lorbers schlug Daphne's Herz; in jedem Baume barg sich eine Dryas; Genien lächelten aus Blumenkelchen; alles, alles redete von einem Götterwesen!“

Nachdem er uns auf solche Weise in Prosa ein Ragout von Griechenlands Göttern gegeben hatte, fuhr er fort: „Und jetzt, meine Herren und Damen, jetzt, in unsern aufgeklärten Zeiten, wem fällt es ein, in einem Steine etwas anderes als einen Stein zu sehen, in einer Quelle etwas anderes als gutes Trink- oder Kochwasser? Das Schöne an einem Baume ist jetzt, daß er Holz gibt, um den Ofen zu heizen, und an die Blumen denkt man nur mit Vergnügen, wenn sie dazu taugen, sie in Branntwein zu legen gegen Beulen und Schrammen.“

„Lassen Sie das nur gut sein", sagte Fräulein Margareth herzlich lachend. „Der Maiblümchenbranntwein ist recht delicat; er hat mich neulich von einer Wunde befreit"; sie zeigte eine kleine Narbe auf ihrer fleischigen, aber schön geformten Hand; die Gesellschaft lachte. Graf Alarich stand wieder gedankenvoll da und sah auf Angelika, welche aufgestanden war, und in deren Antlitz eine seltsame Bewegung sich zeigte. Sie schien reden zu wollen. Ihre großen Augen leuchteten, während sie vor sich hinblickte, als suche sie ein tiefes Mysterium zu durchschauen. Sie erbleichte und ein leichter Schauder durchfuhr ihren Körper. Endlich sah sie voll und klar zur Gesellschaft auf und sagte mit einer wunderbar hellen und durchdringenden Stimme:

„Und sollte wirklich diese Götterwelt aus der Natur verschwunden sein? Zeigen nicht gerade diese wohlthuenden Kräfte, die in ihren Erzeugnissen verborgen sind, daß die Gottheit da ist und wie früher zu den Menschen redet, wenn auch diese zuweilen die Schönheit der Gaben über dem Nutzen vergessen, den sie daraus schöpfen? Die Gottheit gibt sich ihrer Schöpfung, verleibt sich derselben ein — o, dies muß eine ewige Wahrheit sein! Ist jemand unter uns, der nicht Gott in der Natur erkannte, dort nicht seine Worte gelesen hätte? Aber anders gibt sich Gott in der christlichen Offenbarung zu erkennen, als in der griechischen Mythe. Wie Gott durch das Wort sich der Gemeinde gibt, so gibt er in der Sonne sich der Natur — und Menschen und Blumen trinken an derselben Liebesquelle."

Angelika schwieg und schien sich zu besinnen, dann fuhr sie mit einem strahlenden Lächeln fort:

„Wenn die Sonne am Himmel die Pflanzen speiset und segnet mit ihrer Wärme und ihrem Lichte (denn was die Sonne nicht segnet und heiligt, das hat keine Kraft), da sagt sie ihnen: «Nehmt und eßt, das bin ich!»

Aber sie zerstückelt sich nicht in diese unzähligen Hostien, sondern bleibt am Himmel dieselbe.“*)

Angelika's Augen strahlten bei diesen Worten von einer überirdischen Freude. Graf Alarich nahm ihre Hand und drückte sie warm.

„Charmant“, sagte Se. Excellenz mit einem halb unterdrückten Gähnen, „recht schöne Sentiments!“

„Schrecklich überspannt, schrecklich exaltirt!“ sagten einige von der Gesellschaft leise. Die Gräfin M., die am Tische Angelika gegenüberstand, beugte sich herüber und reichte ihr mit warmer Herzlichkeit die Hand; Fräulein Margareth jedoch betrachtete das junge Mädchen unverwandt mit einem scharfen und prüfenden Blicke.

In Adelaide's Auge stand eine Thräne und eine augenblickliche Blässe hatte die Rosen auf ihren Wangen verjagt. Die Zeichnung ihres Porträts war jetzt fertig und befand sich in Graf Alarich's Händen. Er betrachtete es mit unverstellter Freude.

„Sie haben nicht in dem Album gezeichnet, welches ich vorhin sah?“ fragte er Angelika.

„Ja“, war ihre Antwort, „doch schon vor drei Jahren; ich war damals noch ein Kind und meine Seele lag noch in den Windeln.“

„Warum es also mitnehmen? Warum es zeigen?“

„Die Freiherrin Palm —“ sagte Angelika erröthend.

Graf Alarich zuckte die Achseln. „Das ist vortrefflich“, sagte er, indem er die Zeichnung mit dem Originale verglich, welches jetzt plötzlich seine schöne Farbe wieder erhielt; „ähnlich und mit Feinheit und Anmuth gezeichnet.“

In diesem Augenblicke ward das Souper angesagt. Ich war so glücklich, den Herrn zu meinem Tischnachbar

---

*) Dieser Gedanke gehört Franz Baader. Siehe „Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik“. Anmerk. d. Verf.

zu erhalten, der näher mit Graf Alarich bekannt zu sein schien, und ich hoffte durch ihn von diesem ausgezeichneten Manne Näheres zu erfahren. Ich irrte mich auch nicht. Freundlich und offen beantwortete er meine Fragen.

„Graf Alarich W.", sagte er, „ist einer der vortrefflichsten und ungewöhnlichsten Menschen, die ich kenne. Er hat mit ausgezeichneter Tapferkeit im deutschen Kriege gedient. Als Schweden Frieden machte, nahm er Abschied und zog sich gänzlich aus dem Weltleben zurück. Auf einem alten Familiengute, das er verfallen und verschuldet übernahm, lebte er seitdem einsam nur der Philosophie und den Wissenschaften. — Brennen Sie sich nicht an der Bouillon! Ah, ich sehe, Sie haben kalte Milch! — Um seine Gläubiger zu bezahlen, verkaufte er alles, was er Werthvolles von seinen Aeltern geerbt hatte, und lebte viele Jahre hindurch sehr eingeschränkt, ich glaube sogar arm. Jetzt hat er sein Gut verbessert, welches doch nicht groß ist und ihn zu keinem Krösus macht. — Ah! Austern, Austern, Gott sei Dank, und die leckersten Haselhühner! Dieses à la daube ist die Krone der Wirthin. — Jetzt, sagt man, sei er wieder in die Welt herausgekommen, um sich nach einer reichen Partie umzusehen — aber ich glaube es nicht."

„Und warum nicht?" fragte ich.

„Madeira oder Portwein, meine Gnädigste?"

„Er ist nicht der Mann dazu", entgegnete mein Nachbar weiter, während er sein Glas füllte; „nicht daß ich das geringste Unrecht darin fände, sich zugleich Geld und eine Frau zu suchen; auch ich bin im Begriffe, dasselbe zu thun — aber Alarich hat seine eigenen Ideen. Er ist ein ungewöhnlicher, ein vortrefflicher Mann, eine wahre Löwennatur, und ich habe blos das gegen ihn, daß er so eigen ist, zu eigensinnig und bis zur Härte streng gegen die Schwächen anderer. — Spiegeleier mit Champignons — etwas matt. — Er glaubt, daß der Wille, wenn er auf festen Grundsätzen fuße, über das ganze

Leben herrschen könne, über das Kleinste wie über das Höchste. Er ist sich selbst keiner Schwäche, keines Schwankens zwischen Recht und Unrecht bewußt; deshalb kann er es auch nicht bei andern verzeihen."

„Und ist es denn immer so leicht", fragte ich, „besonders für andere zu bestimmen, was recht und unrecht ist?"

„Fragen Sie Alarich! Der wird es Ihnen sagen. Ich glaube, daß, um dasjenige, was zu hart und zu schroff an ihm ist, zu mildern, ihm nur Eins fehlt. — Delicate Lammcotelettes mit grünen Erbsen, meine Gnädigste!"

„Und dies eine ist?"

„Zu lieben, ein mildes und liebenswürdiges Weib zu lieben!"

„Hat er nie geliebt?"

„Niemals. Ein Unglück, das seinem Bruder widerfuhr, scheint ihn von Liebe und Heirath zurückgeschreckt zu haben. Er wolle, sagte er, die Wissenschaft zu seiner Geliebten und zu seiner Frau machen. Jetzt hat er eine Reihe von Jahren tête-à-tête mit ihr gelebt, — und Gott weiß, ob er sie nicht schon etwas langweilig, etwas frostig gefunden hat, — wie ich vermuthen möchte. Man sagt, daß er sich jetzt mit der Gräfin Augusta U., des Präsidenten Stieftochter, verheirathen wird. Nun, sie ist schön und außerordentlich reich, und wird ihn wol auch gerade nicht hassen; aber wol weiß ich eine Frau, die besser für ihn passen würde. — Kalter Hecht mit Krebszangen — etwas zu salzig. — Aj, aj!"

„Und wer wäre diese Frau?"

„Gerade der gute, schöne Engel da, mit dem er jetzt spricht."

Ich sah Alarich sich über Adelaide's Stuhl hinüberbeugen. Sie lachten beide.

„In der That, ein schönes Paar!" fuhr mein Nachbar fort. „Sehen Sie, wie aufgeräumt er ist; ich habe seit

seines Bruders Tode ihn nicht so herzlich lachen sehen. — Wir wollen uns einmal auch nach den übrigen guten Leuten hier am Tische umsehen. Welcher Luxus in Kleidern und Speisen, meine Gnädigste! Unsere Finanzen müssen zu Grunde gehen; wir müssen sammt und sonders ruinirt werden. — Was ist das hier? Austern mit Hühnern, zum zweiten, dritten, vierten male; willkommen, ihr Austern! Man kann ohne Austern nicht leben. — Sehen Sie das blonde Mädchen dort,

mit dem Finger von blendendem Schnee
sie einen Flügel vom Küchlein brach,

das Mädchen mit dem bleichen, feinen Gesichte, worin sich Lebendigkeit und Güte zugleich abspiegeln, und die mit so innerlicher Bewunderung die schöne Adelaide betrachtet! Glauben Sie wol, daß Glück und Menschen alles gethan haben, um sie zu verderben, und daß es ihnen nicht gelungen ist? Sie hört nie auf, sich selbst für andere zu vergessen. Der junge Herr, der da hinter ihrem Stuhle steht, scheint sie in recht gutem Andenken zu haben."

„Haben Sie nicht bemerkt", fragte ich, „daß der Neid über anderer Vorzüge, den man den Frauenzimmern so lange und so sehr zum Vorwurfe gemacht hat, fast gänzlich aus dem Gesellschaftsleben verschwunden zu sein scheint, besonders bei den jüngern? Sie sind jetzt wirklich die ersten, die der vorzüglich Begabten unter ihnen den Zoll aufrichtiger Bewunderung darbringen. Die Lilie und die Rosen streiten nicht mehr, sondern huldigen einander und werden dadurch noch schöner; die Veilchen duften anspruchslos zu ihren Füßen und blicken freundlich huldigend auf."

„Ah, gewiß! Keine Frage, die Welt wird immer moralischer. Alle Wetter! Tante Gunilla mit einem Turban, den Mohammed nicht prächtiger haben könnte! Vor zwanzig Jahren ein schmales Mädchen, die von Morgenthau und Petersilie lebte, und jetzt eine große Frau. — Ist es nicht wunderbar, daß man «große Frau» in einer ganz

andern Bedeutung sagt, als «großer Mann»? — Sie ißt von jedem Gerichte mit scharfer Kennerzunge und denkt dabei an ihr Souper in nächster Woche. Ich hoffe, sie ladet mich dazu ein. — Pudding? Nein, ich danke! — Die Freiherrin B., charmant, schön heute Abend! Und ihr Mann, wie gewöhnlich eifersüchtig auf den kleinen blonden Herrn da, der wol nie an etwas Böses gedacht hat, aber des Mannes bête noire geworden ist. Sehen Sie die junge Frau da! Schade um sie; sie will gern munter sein, aber sie ist bleich und vermag kaum zu essen; — das kommt daher, weil ihr Mann am Spieltische sitzt und ihren Kindern das Brot vor dem Munde wegnimmt. — Nein! die Mamsells Tr., wie die schwatzen! Und der Vater, wie er sie mit den Augen verschlingt und auf Erden nichts Vortrefflicheres kennt als seine Töchter. «Sie sind merkwürdig, merkwürdig!» sagt er. — Sie trinken wol noch ein Glas Bischof, meine Gnädigste? Hier haben wir nur Aetna. — Bewundern Sie in diesem Eiskuchen die Kunst, Warmes und Kaltes zu verbinden und vermittels des Angenehmen den Appetit zu zerstören. — Es sind heute ungemein viel Leute hier — hören Sie, welch Sausen und Brausen, ganz wie bei einem Bienenschwarme. Es ist doch wunderbar, daß die Menschen so unaufhörlich reden können. — Die Damen kleiden sich jetzt wirklich gut — eine Eleganz ohne Flitter, ein anmuthiges Nichtzuviel und Nichtzuwenig — außer was die Aermel betrifft. Die sind sowol meinen Augen, als meinen Schultern anstößig. — Darf ich Ihnen Gelée vorlegen? Das Backwerk ist gewiß von Behrends! — Schöne Pfirsiche! — Wie befehlen Sie? — Sie essen lieber Reinetten? — Nun, es ist gut, daß nicht alle ihren Geschmack auf dasselbe richten."

Das Souper ging endlich zu Ende und wir erhoben uns vom Tische. Leser! Stockholmer! du bist mit auf Soupers gewesen und weißt daher, daß nach Tische die Gesellschaft niemals Ruhe hat, daß sie sich nicht wieder

niedersetzt, sondern sich in kleine Gruppen zertheilt, welche dastehen und untereinander schwatzen, bis die Wagen kommen und die Abschiedsstunde da ist. Du kannst daher ohne Furcht, in lange Gespräche verwickelt zu werden, mit mir um diese Blumengruppen herumstreifen, und wo wir einen Tropfen Weisheit oder Heiterkeit vernehmen, etwas von des Lebens Honigthau, da wollen wir halt machen, um ihn einzusaugen. Was mag wol der gute Mann da so eifrig vor diesen Damen reden? Lasset uns horchen!

„Aufopferung, Selbstverleugnung! Leere Worte! Es gibt keine Selbstverleugnung! Alles, was der Mensch thut oder unterläßt, das thut und läßt er aus Eigennutz. Ja, die höchste, die christliche Tugend ist nichts als wohlberechneter Eigennutz:

Ein Jude ist der Glaube,
Setzet eine Minute ein und nimmt die Ewigkeitssumme zum Raube.

Die Triebfeder zu allen unsern Handlungen, guten oder bösen, ist Eigennutz."

Ein Frauenzimmer, dessen Antlitz sich nur durch ihre bleiche Farbe und durch einen Ausdruck von beinahe heiliger Ruhe auszeichnete, die besonders aus ihren sanften, hellbraunen Augen strahlte, sagte mild lächelnd:

„Man hört, daß Sie nie geliebt haben!"

„Und was", antwortete eifrig ihr Gegner, „was ist Liebe, was ist Freundschaft anderes als eigennützige Leidenschaften? Wir lieben einen Gegenstand, weil er uns angenehm ist, weil er uns Genuß gibt und weil wir von seiner Zärtlichkeit und Ergebenheit eine Vermehrung unsers Glücks erwarten."

Das blasse Frauenzimmer schwieg eine Weile mit niedergeschlagenen Augen, als blickte sie prüfend in ihr Herz; dann erhob sie sie wieder, feucht aber freudig, und wiederholte flüchtig und erröthend mit einem Tone innerlicher Gewißheit:

„Nein! Sie haben nie geliebt!"

Hierauf antwortete sie nicht weiter auf die Menge von Beweisen für die Herrschaft des Eigennutzes, die ihr noch vorgelegt wurden.

Im Cabinete hatten sich einige junge Damen versammelt. Die junge, reichgekleidete Gräfin L. wirft sich nachlässig und behaglich in einen Emma. Die junge Madame T. steht vor dem Spiegel und ordnet ihre Locken.

Gräfin L.: „Welche Wärme! Ich vergehe! Es ist etwas Göttliches um solch einen Emma. Ich bekomme bald einen von rother Seide mit Fransen besetzt. Hast du einen Emma, Sophie?“

Madame T.: „Nein, ich bin arm —“

Und ein Lächeln mit dem Ausdruck jener Glückseligkeit, welche des Lebens höchster Reichthum ist, übergoß ihr Cherubsgesicht mit entzückendem Glanze.

Die edle und geistreiche Excellenz W...r erzählt Fräulein Margareth eine Anekdote. Güte, blos einfache, anspruchlose Güte ist es, was seine Erzählung auszeichnet. Fräulein Margareth hört aufmerksam und mit Vergnügen zu, und als der Redner geendet, sagt sie mit Feinheit und Anmuth:

„Wenn Geist und Witz immer der Güte Ehre erwiesen, so würde sie genannt werden, was sie ist — Excellenz!“ Und sie neigte leicht ihr Haupt vor dem edeln Erzähler.

Wir machen halt, meine Leser, denn die Wagen rollen, Herren und Damen verneigen sich; es ist Zeit, daß wir uns trennen.

Im Zimmer, wo man sich die Mäntel anzog, sah ich die Gräfin Natalie schnell auf Angelika zueilen, ihre weiße Hand unter dem Hermelin hervorstrecken und die des jun-

gen Mädchens erfassen. „Wir müssen uns wieder treffen“, sagte sie; „kommen Sie morgen zu mir.“

„Ich gehe nicht aus“, sagte Angelika mit einigem Stolze; „ich habe keine Zeit.“

Gräfin Natalie führte sie etwas beiseite und sagte: „In zwei Tagen reise ich hinaus aufs Land zur Excellenz G., unserm heutigen Wirthe. Darf ich Sie mitnehmen? Er hat schöne Kunstsammlungen. Nun, darf ich?“

Angelika betrachtete ungewiß und kalt die anmuthige Gräfin.

„Mein Vater“, sagte sie zaudernd, „meine Zeit —“

„Aha! Schwierigkeiten! Um so besser! Ich liebe es, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich werde Sie erobern! Erwarten Sie mich morgen bestimmt.“ Und fort war sie.

„Hat Angelika ihren Alpus mit?“ ließ sich die Stimme der Freiherrin Palm beim Einsteigen in den Wagen wieder vernehmen. „Denken Sie 'mal, wenn er auf die Straße fallen sollte!“

„Amen! Mag das geschehen!“ sagte Fräulein Margareth, sich gähnend in die Wagenecke drückend.

Meine erste Frage, als wir zu Hause angelangt waren, war, wo der liebe Otto wäre.

„Otto!“ rief Adelaide, „der junge Otto, mein Vetter und Bräutigam!“

„Bräutigam?“ wiederholte ich erstaunt.

„Ja, ehedem. Wir sind zusammen aufgewachsen und spielten als Kinder Braut und Bräutigam.“

„Das Spiel kann Ernst werden“, sagte der Präsident bedeutungsvoll.

Adelaide antwortete nicht, aber sie biß in ihre Unterlippe, welche darauf wie eine Kirsche aufschwoll, ebenso trotzig wie schön.

Die arme Edla kam ebenso still und verdrießlich wieder nach Hause, wie sie ausgefahren war. Ich hatte den ganzen Abend keinen frohen oder freundlichen Ausdruck in ihrem Gesichte gesehen.

Am folgenden Tage, nach einer dreistündigen Unterweisung in den Erziehungsprincipien der seligen Präsidentin, welche ich aufs neue mit einer Art Erbauung anhörte, ließ der Präsident mich einen Blick in die Angelegenheiten der Familie werfen.

„Wir werden", sagte er, „dem Grafen Alarich unser Haus eröffnen und es für ihn angenehm zu machen suchen. Augusta wird sehr oft hier sein, und ich wünsche sehr eine Partie zwischen ihr und dem Grafen. Es wäre dies in jeder Hinsicht passend, und ich glaube auch, daß sie beide dazu geneigt sind. Sein Charakter ist ebenso ausgezeichnet wie sein Name und Rang, und sein geringes Vermögen ist kein Hinderniß, denn das ihrige ist sehr bedeutend.

„Adelaide wird wol in kurzem Baronin G. Otto und sie passen in jeder Hinsicht zueinander. Adelaide braucht einen reichen Mann, denn sie trägt Verlangen nach Pracht und Vergnügungen, wozu ihre Schönheit und ihre Stellung in der Welt sie berechtigen. In einem engen Kreise und mit wenigem Vermögen würde Adelaide ganz unglücklich werden. Indessen will ich die Sache nicht übereilen; so etwas fügt sich am besten von selbst. — Ich bin ein Freund von langsamen Maßregeln, Demoiselle Rönnquist. Mit Geduld und etwas diplomatischer Feinheit kann man sicher sein, Menschen und Sachen ganz nach seinem Willen zu leiten. Mein Schwager und ich sind Nachbarn auf dem Lande — im Sommer treffen wir uns oft —, die jungen Leute pflücken Blumen zusammen, essen zusammen Erdbeeren, hören die Nachtigall — im Herbste, denke ich, haben wir Hochzeit. Indeß sähe ich jetzt gern, daß Adelaide meine Schwägerin in die große Welt begleitete, wenn diese ihre Gesellschaft verlangt."

Der Präsident theilte mir auch mit, daß in zwei Tagen der Geburtstag der Baronin G. gefeiert werden solle. Ein Fest sollte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt, gegeben werden, und der Präsident machte mir den

Vorschlag, seine Töchter dahin zu begleiten, den ich mit Freuden annahm.

Wir reisten an dem bestimmten Tage ab. Adelaide war so fröhlich, so liebenswürdig, so zärtlich gegen Edla, daß diese dem Einflusse der jungen Frühlingssonne nicht widerstehen konnte. Sie war während der Reise in dem schönen, klaren Herbstwetter froher und freundlicher, als ich sie bisher gesehen hatte.

Als wir in dem prachtvollen Schlosse der Excellenz G. angelangt waren, wurden wir auf der Treppe von der Excellenz und von Otto empfangen, der, vor Freude außer sich, vor Adelaide auf die Knie fiel. Als wir in den für uns eingerichteten Zimmern unsere Toilette geordnet hatten, wurden wir von der Baronin in die Bibliothek geführt, wo die Gesellschaft beim Thee versammelt war. Dort, von Büchern, Blumen und Gemälden umgeben, gingen Gräfin Augusta und Alarich in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Der Präsident eilte sogleich, seiner bewunderten Gräfin M. aufzuwarten, die seine Artigkeiten ganz zerstreut mit anhörte. Fräulein Margareth saß halbliegend in einer Ecke des Sofas, besah ihre schönen Nägel und warf dann und wann aus ihren schwarzen Augen einen prüfenden Blick auf die im Zimmer befindlichen Personen. Schweigend, aber mit lächelndem Munde und begeistertem Auge schwebte Angelika mit der Leichtigkeit einer Sylphide von Kunstwerk zu Kunstwerk.

Und der Geburtstag kam und mit ihm eine Menge von Nachbarn und Gratulationen und Versen und Ball und Illumination. Aber mich gelüstet jetzt nicht, von Geburtstagen zu reden, von Versen so glatten, von Gästen so matten, von Vergnügungen, die ermüden, und Lampen, die erlöschen; mich gelüstet, den Flügel (die Gänsefeder) zum höhern Fluge zu schwingen und ein wenig zu schwatzen über:

Geist.

Diese göttliche Gabe, mit ihrem reinen Ohre, wenn der Himmel seine Wunder ausspricht, ihrer freien, melodischen Zunge, welche ohne Anstrengung mit natürlicher Leichtigkeit sie der Welt wieder offenbart.

Aus einem Briefe v. B.

An die Bibliothek stieß eine Rotunde, wo Statuen und Büsten großer Geister und Künstler aufgestellt waren. Hier war es, wo Angelika die Stunden zubrachte, wenn sie sich von der Gesellschaft freimachen konnte.

Die Baronin, welche Angelika's Talent gern zum Vergnügen ihrer Gäste ausbeuten wollte, schlug ihr vor, einen nach dem andern zu zeichnen, was, wie sie sagte, der jungen Künstlerin nur Vergnügen machen und eine gute Uebung für sie sein könne. Angelika willfahrte ihr kalt, machte mit unglaublicher Schnelligkeit eine Menge schöner Porträts, nahm aber jedes Lob, jede Schmeichelei mit der völligsten Gleichgültigkeit auf. Es war dies nicht Unfreundlichkeit, nicht Stolz, nicht Verachtung; sie war milde und ruhig, aber durchaus gleichgültig, und wenn sie konnte, so stahl sie sich von denen, die sie umgaben, weg und begab sich in die Rotunde. Ganze Stunden brachte sie

dort in Betrachtung der Marmorstatuen zu, in denen das Genie das Genie verewigt hatte. Zuweilen las sie, von diesen edeln Todten umgeben, welche, obschon schweigend wie das Grab, doch von des Lebens tiefsten Geheimnissen redeten; öfter war sie beschäftigt, sie zu copiren, und wenn sie dann mit ihrer Feder und ihrer Zeichenmappe dasaß, da konnte das Zimmer von Leuten voll sein, es konnte um sie her was da wollte gesprochen werden, sie wußte nichts davon. Ein Gedanke, ein Bild, das sich immer in Angelika's Zeichnungen ,sowie in ihren größern Gemälden wiederholte, war das eines Engels; es schien, als schwebte ihrer Phantasie eine überirdische Schönheit und Heiligkeit vor, und als suchte sie diese ihre Anschauung auszusprechen. Ein unaufhörliches Streben nach der Verwirklichung eines Ideals schien in ihr zu liegen. In ihren Compositionen waren oft große Fehler, besonders in der Zeichnung der Figuren; aber mehr Ausdruck in Blicken und im Lächeln, mehr Leben überhaupt würde man vergebens vielleicht bei den größten Meistern suchen.

Graf Alarich mußte dies zugeben und auf Adelaide's Begehren Spuren dieses Lebens selbst in dem unglücklichen „Alpus" erkennen, welchen er erst so strenge verworfen hatte.

Angelika war ein ganz ungewöhnliches Wesen. Schweigend, tiefsinnig und verschlossen, schien sie ganz und gar Auge und Ohr für das Leben zu sein. Es kostete ihr Anstrengung, sich in Worten zu äußern; wenn ein Gefühl, ein Gedanke sie mächtig erfaßte, so war es zuweilen, als würde sie von einem Geiste getrieben, dessen Macht sie nicht widerstehen konnte; aber ihr ganzes Wesen war in solchen Augenblicken erschüttert; sie wurde bleich, und alles, was sie sprach, trug das Gepräge einer tiefen Begeisterung. Nach solchen Momenten brach sie nicht selten in Thränen aus, war unruhig und ermattet. Da sah sie gern Adelaide neben sich, und wenn sie ihre Schönheit betrachtete, den Ausdruck der Freude und Güte in ihrem

jugendlichen Gesichte, ward sie beruhigt und gestärkt. Eines Abends saß sie in der Rotunde zu den Füßen Linné's und las mit einer Aufmerksamkeit, welche bewies, daß sie Leben aus dem Buche sog. Eine Motte, in derselben Beschäftigung vertieft, saß mit staubigen Flügeln auf der Kante des Blattes und arbeitete an „Plato's Republik“. Ueber ihr blickte Sokrates von seinem Piedestal herab, und Hebe lächelte still und sorglos daneben. Eine glühende Abendröthe verklärte Angelika's Gesicht und erhellte die Worte im Buche, auf welchen ihre Augen leuchtend und gedankenvoll ruhten. Sokrates sucht seinen Schülern die Anschauung des Guten näher zu führen, und Adeimantos sagt:

„Du nennst es doch nicht Lust?“

Und Sokrates antwortet: „Sündige nicht, sondern betrachte noch näher dessen Abbild.“

Wunderbare Gedanken stiegen dabei in Angelika's Seele auf, Ahnungen, die sie nicht zu deuten vermochte. Sie sah auf zu den Weisen von Marmor; aber jetzt kamen sie ihr bleich und stumm vor. Das Zimmer ward ihr eng und dumpf, sie öffnete die Thüren, die von der Rotunde zur Terrasse führten, und betrachtete das Feuermeer im Westen, wo die Sonne eben still niedersank, und ließ den kühlen Abendwind um ihre Wangen und Locken spielen. Sie merkte nicht, daß ein Theil der Gesellschaft sich in der Rotunde versammelt hatte, daß man sie verwundert ansah, daß man noch verwunderter das Buch ansah, welches sie auf den Knien des großen Naturforschers aufgeschlagen gelassen hatte.

Jemand sagte: „Ich begreife nicht, was sie mit einem solchen Buche will! Soll es sie lehren, besser zu malen?“

„In der That, ich glaube es“, sagte Graf Alarich lächelnd.

„Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen“, sagte Gräfin Natalie. „Aber ist es nicht der glückliche Vorzug des Geistes, zu wissen, ohne lernen zu müssen; das Gött=

liche hervorzubringen, ohne über dessen Wesen geforscht zu haben? Der geniale Künstler erschafft das Schöne, ohne es zu verstehen."

„Aber nicht ohne es zu fühlen", antwortete Alarich; „es tief in seiner Seele zu fühlen. Nicht wie die Biene schafft der Künstler: er weiß, was er thut; seine Kraft ist nicht die des Instincts, sondern des wachen, bewußten Geistes. Er ist nicht blind, er ist clairvoyant."

„Aber gerade dieser Geist ist doch eine unmittelbare Gabe des Himmels. Diese Götterflamme ist in des Künstlers Seele mitgeboren und hat nichts von der Erde zu erhalten. Der Geist ist mit Feuer getauft, getauft zur selbständigen Kraft, ewig aus seinem innern Reichthume schöpfend, ewig erzeugend wie Gott. Er besitzt Leben in sich selbst und ist von allem unabhängig."

„Nicht von allem unabhängig", antwortete Alarich. „Auch die himmlische Flamme würde erlöschen, wenn nicht Kenntniß und Liebe ihr Nahrung gäben. Was ist's, was der Künstler darzustellen sucht, wenn er seinen Beruf versteht und dem Höchsten nachstrebt? Ist es nicht die Fülle des Lebens, welches im Geiste und in der Natur ist? Aber um es ganz zu fassen, um ganz davon erfaßt zu werden, muß er sich darein versenken und es zu dem seinigen aufnehmen. Entfaltet nicht gerade dadurch, daß er sich in die Elemente vertieft, der Same seine innere Welt in Gewächs und Blume? Glücklich der junge Künstler, der sich von der Philosophie in die Mysterien einweihen läßt, welche er in kraftvollen Werken zu offenbaren beabsichtigt; glücklich, wenn eine edle Liebe seine Seele öffnet und befeuert! Seine Nation wird dann mit Freude und Dank seinen Gesängen lauschen, oder seine Bilder schauen, und nicht wie jetzt mit Recht darüber klagen, daß die Zeit blos Knospen hervorbringt und keine Blumen, daß so manche schöne Flamme angezündet wird und fast zugleich wieder erlischt."

Graf Alarich zog sich nach diesen Worten zurück und

suchte mit den Augen Adelaide, welche Angelika von der Terrasse hereingeholt hatte. Halblaut von Ekstasen, von Brustschmerz und Schnupfen redend, schloß Fräulein Margareth die Thüren wieder zu. Angelika setzte sich, und den Kopf auf die Hand gestützt, betrachtete sie die Redenden.

„Wenn Liebe malen und dichten hilft“, sagte ein Herr in der Gesellschaft, „so ist dagegen die Ehe ein gewisser Tod für diese Talente. Ich versichere Sie, daß ich als Unverheiratheter Verse machte trotz Franzén und Tegnér; aber jetzt — Frau und Kinder, und Ackerbau und Schafzucht, und Gott weiß was alles — ich versichere Sie, dies trocknet die reichste Ader aus.“

Gräfin M. bemerkte kurz, Franzén und Tegnér seien verheirathet und bekleideten wichtige bürgerliche Aemter.

„Was Philosophie und platonische Liebe betrifft“, sagte Hugo L., mit dem glühenden und unreinen Blicke, „so werde ich mich wol hüten, mit diesen Bürden meine Phantasie zu belasten und niederzudrücken. Eine glühende, freie und ungebundene Phantasie ist des Künstlers wahrer Reichthum. Mit dieser wird er das Einzige erreichen, dem nachzustreben der Mühe werth ist. Er wird der Menschen Sinnlichkeit und Eitelkeit schmeicheln und viel Geld gewinnen!“

„Geld!“ rief die Gräfin M. mit Erstaunen und Verachtung aus.

„Mittel zum Genusse!“ sagte lächelnd Hugo.

„Ich glaube“, sagte ein ältliches Frauenzimmer mit milden Zügen, „daß Gott dem Menschen die schönen Künste gegeben hat, um seinen Lebensgenuß zu erhöhen, und ich sehe nicht, weshalb man für sie einen höhern Zweck zu suchen braucht. Wenn ich in meinem Zimmer niedliche Landschaften, angenehme Familienscenen sehe, wenn ich um mich herum die Porträts meiner Kinder oder der Personen, welche ich geliebt und verloren habe, erblicke, so preise ich den Künstler und danke Gott für die schöne Gabe der Kunst.“

„Die bildende Kunst“, sagte mit Bestimmtheit ein alter Herr, „hat nur in dem Maße einen Werth für den Menschen, als sie seine Lieblingsgegenstände reproducirt. Für Sie, gnädige Frau, hat sie Werth, weil sie Ihnen die Porträts Ihrer Freunde gibt; ich selbst kaufe kein Gemälde, wenn es nicht Pferde darstellt, und mein Bruder Gustav sieht keine Gemälde an, wenn es ihm nicht Brot, Käse u. s. w. darbietet. Ha! ha! ha!“

„Ueberhaupt“, sagte ein anderer, „dürfte wol die höchste Aufgabe der Kunst die sein, treu die Auftritte des wirklichen Lebens wiederzugeben; nur so kann die Kunst von Nutzen und Werth für den Menschen werden; denn nur so hat sie für ihn Wahrheit, und verwirrt seine Phantasie nicht durch Engels- oder Teufelsbilder, welche nur dazu dienen, ihn zum Schwärmer oder Gespenstersüchtigen zu machen. Es lebe daher auch die Flamändische Schule!“

„Was mich betrifft“, sagte der reiche v. S., „so gebe ich nicht zwei Stüber für diejenigen, welche das Leben abmalen oder in Verse setzen. Ich weiß wenig, was ein Genie ist; ich habe leider gerade so ein Stück davon zum Sohne — der zu gar nichts taugt.“

„Vielleicht gerade weil er ein Stück davon ist“, sagte halblaut Fräulein Margareth zur Gräfin M.

„In der That“, sagte diese, „ist die Kunst so wenig, was ist dann das Genie?“

„Ein glänzendes Meteor“, sagte jemand.

„Warum huldigt ihm die Erde wie einem Gotte?“

„Die Menschen lieben das Glänzende, in die Augen Fallende. Ich glaube, man würde bei einer ruhigen Untersuchung schwer entscheiden können, ob das Genie wirklich irgendeinen Nutzen in der Welt schaffe. Der fleißige Bürger, der ruhige Denker, der gute Mensch wirken mehr zum Wohle des Staats als der glänzendste Geist.“

„Wir wollen dies näher betrachten“, sagte Gräfin M., „wir wollen fragen: was gibt der Geist der Welt und den Menschen?“ Sie sah dabei auf Angelika, und aller

Augen richteten sich auf das junge Mädchen, das von einer wunderbaren Bewegung beherrscht schien. Sie hatte sich erhoben und ging mit leisem Schritte bis zu dem Kreise von Leuten, die um Thorwaldsen's Leierspieler herumstanden, welcher auf einem Altare von gesprenkeltem Marmor die Mitte der Rotunde einnahm. Ihre Wangen wurden immer blässer und blässer; ihr Blick strahlte dunkel, Schauder durchfuhr die ganze Gestalt, und sie mußte sich an den Altar stützen. Da stand sie einen Augenblick still, und es schien, als lausche sie Worten, die keinem andern hörbar waren. Alle betrachteten sie mit Verwunderung, außer Fräulein Margareth, welche sich mit einem Ausdrucke des Verdrusses wegwandte und sagte: „Wozu soll dieser Aufzug dienen? So etwas ist mir unausstehlich, obwol mir das Mädchen sonst gefällt"; und sie entfernte sich.

Alarich trat näher zu der jungen Begeisterten und wiederholte die Frage der Gräfin Natalie: „Sagen Sie uns, Angelika, was gibt der Geist der Welt?"

Angelika sah ihn an. Ihr Auge schien größer als gewöhnlich, ihre Brust erhob sich. Ihre Seele war übervoll. Als sie endlich sprach, geschah es nicht ruhig, sondern die Gedanken kamen wie Blitze und in gebrochenen, ungeordneten Sätzen hervor:

„Freude, Freude gibt er der Welt, Freude jeder Menschenseele! Licht in dem Vergangenen, Kraft der Gegenwart, Hoffnung für kommende Tage. Haben Sie die Gräber und die Ruinen auf der Erde gesehen? Haben Sie Geschlechter und Throne verschwinden sehen? Gesehen, wie diejenigen, die Heldenthaten und Liebeswerke übten, in das stille Grab versanken, wie Asche die herrlichen Tempel bedeckt, und wie die Nebel auf der Helden Grüften liegen und träumen, und alles, alles aus der Wirklichkeit vergeht?

„Aber wer ist der Herrliche, der mit flammendem Blicke die Nebel zerstreut und die Todten in verklärten

Gestalten wieder aufstehen läßt? der unsterbliche Sänger, der die Erinnerungen der Nationen bewahrt, ihre Kämpfe, ihre Siege, ihre Wunden, ihre erworbenen Schätze und eine Zeit die andere beerben läßt? der uns noch heute über die Leiden weinen und über die Herrlichkeiten uns freuen läßt, die schon seit Jahrtausenden nicht mehr sind? Klare Morgenröthe über die in Nacht versunkene Welt, Geist, das bist du!

„Wenn der Geist redet, so erweitert sich die Brust der Völker; sie athmen höher und freier; Thaten der Güte und der Tapferkeit sind durch Jahrtausende hindurch der Widerhall seiner Worte. Wenn der Geist redet, da erbeben die Menschenherzen; unsterbliche Worte, welche dort schlummernd lagen, werden wach. Die Menschen blicken auf und erkennen ihr edleres Selbst wieder, sie werden besser, wärmer und glücklicher.

„Und wenn ein Volk blutet, wenn eine tiefe Wunde seinem Herzen geschlagen wurde, und es dann scheint, als müßte seine Kraft, seine Freiheit, sein edelstes Leben unter des Henkers Hand verbluten: wer ist es, der dann noch von bessern Tagen redet, der aufs Neue den gefallenen Adler erhebt und sein Auge ewigen Sonnen entgegenblicken läßt? Tröster der Geschlagenen, Seher und Prophet der Geheimnisse Gottes, Geist, Heil dir!

„Tiefe Nebel ziehen über die Erde. Dort sind Herbstnächte, wo alle Sterne des Himmels verhüllt sind und das Menschenherz erkrankt am Leben, an allem um ihn her, an sich selbst. Kein erquickendes Gefühl wohnt in seinem Innern, keine Thräne in seinem Auge; wohin er blickt, ist Nacht, und in der Nacht sind bleiche, häßliche Schatten — und die Luft, die er athmet, erstickt ihn. — Dort! — wer blitzt aus dem Gewölke und macht die Nacht hell, und läßt die schönen Genien sehen, welche sich hinter die Wolken verborgen haben und jetzt lächelnd winken? Es ist der Geist, es ist der große Künstler! Sein Blitzstrahl hat des Unglücklichen Herz berührt, er

hat geweint, er hat Linderung; noch ein Blitzstrahl, noch ein Göttergesicht, und er blickt mit Kraft und Hoffnung auf.

„Wer ist es, der die Natur verherrlicht? wer, der ihre Sprache versteht, den stillen Hymnus der Blumen liest und den Gedanken faßt im Gesange der Vögel? Wer hört des Berges und des Flusses Geist und Gottes Stimme im rollenden Donner, im rauschenden Walde, und deutet dem Menschen Gottes Wort in der Natur?

„Du Wunderbarer, du Leben im Leben, du mächtige Hand, die du die Zeit an die Ewigkeit befestigst, ewig erneuernde, ewig erzeugende Kraft, die du der Sonne und des Menschenherzens Wege schauest, die du das Wesen der Gottheit und das Leben der kleinen Blume erforschest — wir begreifen dich nicht; aber wohl wissen wir, woher du bist!

„Der Mensch fiel und der Geist verlor sich in dunkle Träume; aber erreicht ihn der Jubel von einer höhern Welt, o! da sammeln sich die zerstörten Züge zu einem himmlischen Lächeln, die nebeligen Gestalten des Traums bekommen Leben und Farbe, und alle seine Erinnerungen stehen auf zur Verklärung — ein Strahl von Gottes Licht, lächelt der Geist über die Erde und verherrlicht dessen dunkle Wirklichkeit.“

Ein Mann Gottes trat jetzt aus dem Kreise hervor, der um Angelika herumstand. Sein Gesicht war jung, aber die Züge streng und bleich. Mit einer tiefen und ernsten Stimme sagte er:

„Die Erde ist die Heimat der Sünde, die Erde ist ein Trauerthal. Weh dem Geiste, wenn er seinen eigentlichen Beruf als Gottes Stimme zu einer gefallenen Welt vergißt, wenn er vergißt, mit Feuerzeichen dem Menschen seine Sünden zu schildern und ihn zur Reue und Besserung zu mahnen. Wehe, wenn er gleich der Schlange in der Natur zur Freude, zum betrüglichen Stolze lockt, wenn er zur Freude aufruft, wo er rufen sollte: «Demüthigt

euch und weinet!» O! wer sind wir wol, daß Gott über uns lächeln sollte? Sünder, Sünder! Wer kann ahnen, was ein heiliger Himmel ist, ohne daneben seinen eigenen Abgrund zu fühlen? Es gibt einen Gegenstand für den Geist und die Kunst auf Erden — einen einzigen, der für den Zustand der Menschen auf der Erde paßt — die Kreuzigung Christi."

„O nein, er ist auferstanden!" rief Angelika mit begeistertem Lächeln: „Freude, Freude der Erde in Ewigkeit! Nicht der Schmerz ist es, nicht die Angst, was befreiet und versöhnet; es ist die Liebe, es ist die Schönheit. Male den Himmel wahr, und der Mensch wird für ihn leben. Stelle der Erde das Bild eines Gottes dar, und der Mensch wird ihn liebgewinnen und dem Urbilde näher kommen."

„Es ist beklagenswerthe, unsinnige Kühnheit des gefallenen Menschen", sagte der Ernste, „zu glauben, daß er das Bild des Geheimnißvollen auffassen könne — das heißt Gott versuchen."

„Aber wenn er sich den Menschen hingibt", antwortete Angelika begeistert. „Gott litt am Kreuze für Sünder; er wird sich nicht weigern, seine Herrlichkeit denen zu offenbaren, die ihm in frommer Anbetung nahe treten. Ist nicht der Beruf des Geistes, sowie der Kunst, ein Mittlerberuf? Phidias und Rafael, Milton und Tegnér, Händel und Mozart haben den Abstand zwischen Himmel und Erde verkleinert. Bedeutungsvoller als jemals ist der Beruf des Geistes in dieser Zeit. Wer hat nicht gehört, wie zur Stunde des großen Opfers der Vorhang im Tempel niedersank? Jetzt kann der fromme Blick in das Allerheiligste hineinschauen, und dem Künstler liegt es ob, immer von neuem und wieder von neuem Gott der Welt zu offenbaren. Rastlos sollte er nach dem Höchsten streben; mit Liebe, mit Arbeit, mit Gebet, mit irdischer und himmlischer Kraft. O! verleih mir für die Arbeit eines ganzen Lebens nur eine Minute einen Gottesanblick und

noch einige Athemzüge, um es der Welt aussprechen zu können — und ich habe genug gelebt!“

Mit steigender, aber immer ruhigerer Begeisterung fuhr Angelika fort:

„Glückselig sind diejenigen, welche Gottes Blitze durchbeben, glückselig diejenigen, welche diese Flamme der Welt wiedergeben und dann sterben.

„Wer ist der Glückliche, der Große, der Beneidenswerthe auf Erden? Ist es nicht der, welcher der Menschheit in verklärter Schönheit das Leben gibt, das er an deren Brust einsog? welcher, von deren Genius erhoben, zum Himmel emporsteigt, dessen Feuer holt, um es in den Schos der Völker niederzulegen?

„Ein Menschenleben, ein kleines Menschenleben, — ein Leben von einigen Jahren, — und dies für eine unsterbliche Welt zu leben, — Feuer in die Herzen von Millionen Wesen einzuhauchen; — ein Menschenleben — so wenig und doch so viel! — Wie wunderbar, wie herrlich! Wie schön das Los, für eine Welt zu leben und zu sterben für das unsterblich Schöne auf Erden! O, daß es das meinige würde!“

Und Thränen feuriger Sehnsucht fielen auf Angelika's glühende Wangen nieder.

„Der Ehre wegen?“ fragte Alarich mit prüfendem Blicke.

„Und wird diese Ehre dich wol glücklicher machen, Angelika?“ fragte die ältliche Dame mit den sanften Zügen; „wird es dir hier bei deinen Freunden mehr Liebe verschaffen; wirst du durch dieses Streben für Millionen wirklich einen einzigen Menschen glücklicher machen? O, Angelika! Gibt es wol ein edleres Los auf Erden, ein Los, dem nachzustreben eines weiblichen Herzens würdiger wäre, als das, die ganze Glückseligkeit eines Menschen zu sein?“

Angelika sah einen nach dem andern von den Sprechen-

den an; eine Wolke verhüllte ihren Blick, verschwand aber schnell wieder. Sie sagte zu Graf Alarich:

„Nein, nicht der Ehre wegen. Wenn es mir glücken sollte, ein Meisterwerk hervorzubringen, und die Zeit, oder eine feindliche Hand löschte meinen Namen auf dem Gemälde — ich würde nicht klagen, wenn nur das Werk meiner Hand und meines Geistes für die Menschen lebt.“

Der ältlichen Dame sagte sie mit weicher Stimme:

„Ich weiß nicht, ob ich glücklich werde, ich weiß nur Eins: daß ich der Stimme gehorchen muß, welche mich mahnt, in der Kunst nur nach dem Ewigen zu streben. Gott mag über mein Schicksal bestimmen!“

Alarich trat ihr näher. „Und haben Sie“, fragte er, „alle Schwierigkeiten Ihrer Laufbahn bedacht? Die allgemeine Meinung, die Armuth, Ihr Geschlecht, welches das Erwerben gründlicher Kenntnisse erschwert, alles wird Ihre Schritte hemmen. Hören Sie auf weisern Rath, Angelika! Richten Sie sich nach dem Geschmacke und den Umständen der Zeit. Streben Sie nicht danach, Ideale zu erreichen; malen Sie Porträts, kleine Scenen aus dem Alltagsleben — und Sie werden reich werden, werden ruhig, geliebt und geachtet leben.“

„Ich kann hungern“, sagte Angelika, indem sie ihn groß und ruhig ansah, „und den Tadel des Volks höre ich nicht; er wird von einer mächtigen Stimme in meiner Brust überstimmt. Nur das Höchste suchend, will ich leben.“

„Und wenn Sie es verfehlen? Wenn Sie sich in Ihrer Kraft getäuscht hätten?“

„So sei mir Gott gnädig und lasse mich sterben!“

„Und warum diesen Ehrgeiz? Auch ein geringerer Grad von Vollkommenheit gibt Freude, und das Gute und Schöne lebt auch in der niedern Sphäre des Lebens! Dort sind sie dem Menschen zugänglicher —“

„Das Höchste, das Höchste!“ rief Angelika. „Nach dem Höchsten strebend, will ich leben und sterben!“

„Du hast einen wahren Künstlergeist“, rief Alarich entzückt, umfaßte ihren zarten Leib und hob sie stehend auf den Altar. Der Leierspieler saß göttlich lächelnd zu ihren Füßen, als wäre er bereit, sie zu besingen. Ein Gemurmel des Beifalls und des Vergnügens ward von den Herumstehenden gehört.

Abenteuer.

Scherz und Ernst will die Natur;
Unrecht ist's, dem Spott zu wehren,
Wenn wir Lächerliches sehn;
Sündhaft wär's, wollt' man die Zähren
Des mitleidvollen Auges schmähn.
Kjellgren.

Tanzmusik ertönte im großen Saale. Der junge Otto stürmte durch die Anglaise mit Adelaide, während der Präsident und die Baronin durch die Reihen der Tanzenden auf- und abpromenirten. Die Excellenz bewegte sich mit vornehmer Eleganz neben der schönen und stolzen Gräfin M., und mit edler, einfacher Anmuth führte Graf Alarich die Gräfin Augusta durch die Reihen des Tanzes. Unbemerkt schlich sich Angelika aus dem Tanzsaale, wohin sie anfangs den andern gefolgt war. Sie empfand dieselben unruhigen und heftigen Bewegungen, welche auf jede ungewöhnliche Aeußerung ihrer Seele erfolgten, und suchte daher Ruhe und Einsamkeit. In der Bibliothek war alles still. Die Lampe war erloschen, und der schöne Septembermond schien durch das Fenster herein und übergoß Blumen und Bilder mit seinem milden bläulichen Scheine. Fern und dumpf brausten das Geräusch und

die Musik vom Tanzsaale her, und durch ein offenes Fenster ward der Gesang der Grille im thauigen Grase gehört; liebliche Düfte stiegen von den Nachtviolen auf und verbreiteten sich auf der Terrasse.

In dieser stillen Welt legte sich allmählich der Sturm in Angelika's Seele und löste sich in stille und wehmüthige Gefühle auf. Ihre Gedanken waren nicht geordnet, aber ein dunkler Drang, eine tiefe Sehnsucht bewegte sich in ihrem Herzen, sich an die Brust einer Mutter oder Freundin stützen zu können. Angelika hatte weder Mutter noch Freundin. Ihr Herz war jetzt so warm, es fühlte so innig das Bedürfniß der Zärtlichkeit, und sie küßte den Strahl des Mondes, der auf die Blumen im Fenster fiel; sie sah auf zum Abendstern und sagte:

„O daß du ein Genius wärest, du schöner Stern, daß ich mit meinen Gebeten dich vom Himmelsgewölbe herunterlocken könnte und deine strahlenden Scheitel küssen dürfte und dich an meine Brust schließen!“

Der Stern glänzte unbeweglich und klar und freundlich vom Azurdome.

„Du sagst mir“, fuhr Angelika fort, „daß du eine bessere Heimat besitzest; und du hast recht.“ Ihre Blicke senkten sich zur Erde, welche in dem milden Himmelslichte so schön, so ruhig, so erquickend dalag, so ähnlich einer Mutter, welche ihren müden Kindern den Busen reicht.

Angelika empfand dieses; ihre Thränen begannen zu fließen, und sie streckte ihre Arme aus und sagte leise:

„Ich bin müde, ich leide! O könnte ich mein Haupt an einer Mutter Brust ruhen lassen und eine Stunde schlummern!“

„Lasse mich deine Mutter und deine Freundin werden! Lehne dich an mich, ich werde dich stützen!“ sagte eine ungemein liebliche Stimme dicht hinter Angelika, und die Gräfin Natalie erfaßte ihre Hand und preßte sie zwischen den ihrigen. „Erlaube mir, dich zu lieben,

bewundernswerthes Mädchen! Ueberlasse mir die Sorge für dein Leben und dein Glück."

Angelika entzog ihr ihre Hand und sagte mit einem Blicke voll Mistrauen:

„Können die Vornehmen auch die Geringern lieben? Man hat mir gesagt, daß sie blos kalt auf sie niedersehen, sowie dieser Stern jetzt auf uns niedersieht. Man hat mir gesagt, daß sie nur aus Eigennutz zuweilen sie zu sich erhöhen, um durch den Glanz irgendeiner Gottesgabe bei dem Geringen ihr eigenes Glück zu erhöhen. Man hat mir gesagt, daß das Brot, welches sie geben, bitter sei; daß für einige freundliche Worte sie das Opfer eines ganzen Lebens verlangen —"

„Ach, glaube das nicht, Angelika! Dies ist die Sprache eines bittern Vorurtheils. Wer hat mit einem solchen Glauben deine junge, schöne Seele vergiften können?"

„Eine frühe, eine bittere Erfahrung. — Die auf Erden am höchsten Stehenden verstehen nicht, was Noth, was Leiden heißt; sie wissen nicht, wie es in einer edeln Brust empfunden wird, gleich dem Wurme auf der Erde nach Nahrung kriechen zu müssen, wenn man nicht Kraft hat, zu hungern. Das Leben bewegt sich um sie mit so vieler Anmuth, Pracht und Schönheit; sie trinken von dem süßesten Weine des Lebens und tanzen unter lieblichem Rausche. Sie finden nichts in ihrem Innern, was sie die wirklichen Leiden der Armen verstehen ließe. Sie werfen mit mildthätiger Hand Korn für die kleinen Sperlinge aus; sie heben den Wurm vom Boden auf, um ihre Zimmer in dunkeln Abenden zu erhellen: aber sie lieben nur sich selbst und sehen Menschen nur in ihrem eigenen Kreise."

„Wie ungerecht sind Sie!" antwortete mit edelm Unmuthe Gräfin M. „Sie schildern die barbarischen Gesinnungen einer Zeit, die schon längst nicht mehr ist. Es ist wahr, ich will es nicht leugnen, es ist ein Genuß,

durch seine Stellung im Leben über der Menge zu stehen und mit dem Blicke königlichen Stolzes auf die niederzublicken, welche zu uns heraufsehen; — ja, es mag wol auch ein Genuß sein, andere zu demüthigen; — doch es gibt einen größern —"

„Und der ist?"

„Sich selbst zu demüthigen und einer höhern Kraft zu huldigen, und mit aller Herrlichkeit der Welt sich arm zu fühlen gegen den, in dem Gottes Geist wohnt. Ach Angelika, der sich nach einem Höhern sehnende Geist wohnt auch in den Seelen derjenigen, welche von dem Glanze und dem Golde der Erde umgeben sind! Und wenn ein Strahl von Gott sich offenbart, alles verlassen sie dann gern und geben es hin, um ihm zu huldigen und zu folgen."

Angelika stand noch still und verschlossen da. Mit steigender Rührung begann wieder die Gräfin:

„Ich würde es nicht gewagt haben, mich dir zu nähern, Angelika, ich würde es nicht verstanden haben, dich zu bewundern und zu lieben, wäre ich eines jener schwachen und kalten Wesen, welche du soeben beschrieben hast. Vom ersten Augenblick an, wo ich dich sah und hörte, wünschte ich sehnlichst, deine Freundin, deine Schwester zu sein."

Noch immer schweigend stand die Tochter des Malers da, und ihr Blick schwebte gedankenvoll über die Gegend, die in düstere Dämmerung gehüllt war.

„Ich bin schwach gewesen, bin eitel und vom Weltleben verblendet gewesen, aber nie dessen Sklavin. Ich verstand und ahnte eine höhere Vortrefflichkeit; aber ich sah sie nie in der Wirklichkeit bis auf diese Stunde; bis auf diese Stunde sah ich niemals hinauf zu einem Menschen."

Und näher tretend, fuhr die Gräfin mit rührender Herzlichkeit fort:

„Entferne mich nicht von dir, stoße nicht meine dar-

gereichte Hand weg. Lasse mich deine ältere Schwester, deine mütterliche Freundin sein. Ich will dir folgen, wohin du willst; dich führen, wohin du willst. Deine Interessen sollen die meinigen werden, deine Ehre, deine Freude die meinige. Ich werde dein Schutz und deine Stütze sein, und ich will über deine Ruhe in den kleinsten wie in den größten Sorgen des Lebens wachen, du sollst gänzlich deiner Kunst leben und ich will für dich leben. Ich bin reich und stehe allein in der Welt; Gott hat mir bis zu dieser Stunde nichts gegeben, was ich lieben, nichts, wofür ich mit Freude hätte leben können. — Angelika, habe ich mich getäuscht?"

Angelika antwortete nicht.

„Ich fühle in diesem Augenblicke", sagte die Gräfin, „daß ich um Freundschaft betteln könnte, wäre sie durch Bitten zu gewinnen; — aber ich kann deinem Gefühle nicht Gewalt anthun, und ist dieses gegen mich, so ist alles, was ich biete, nichts. Angelika, dein Schweigen sagt es mir, du kannst kein Vertrauen zu mir hegen, du kannst mich nicht lieben."

„O, ich kann es!" sagte Angelika und wendete ihr thränenvolles Auge der Gräfin zu. „Ich hätte vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, Ihre Freundin werden können; aber ich fürchtete —"

„Was denn?"

„Aufs neue getäuscht zu werden — meine Selbstständigkeit zu verlieren, ohne eine Freundin zu gewinnen."

„Und jetzt, jetzt fürchtest du dies noch?" fragte Gräfin Natalie, indem sie Angelika's Hand wieder zwischen die ihrigen nahm. „Willst du zugeben, daß ich dich liebe, willst du die Sorge für dein Leben in meine Hände geben?"

Angelika sah sie mit thränenvollen Augen an, aber antwortete nicht.

„Ich will jetzt nicht in dich dringen, aber ich werde

wiederkommen. Sage mir ein gutes Wort, ein freundliches Du, bevor ich gehe."

„Trallala, trallala!" sang der Präsident, der jetzt chassirend hereinkam. Meine gnädige Gräfin, der Walzer hat schon begonnen, und ich habe Ihr Versprechen."

„Ich werde es halten", antwortete Gräfin M., reichte Angelika ihre Hand, hörte das verlangte Wörtchen und ließ sich dann zum Tanze von dem Präsidenten führen, welcher gerade diesen Abend sehr vergnügt war.

Angelika war sehr aufgeregt. Sie wagte kaum zu glauben, daß die langgewünschte Freundin ihr jetzt gegeben sei; sie wagte nicht, den Blick auf die Zukunft zu werfen, welche sich ihr jetzt eröffnete. Sie lehnte sich an ein Minervabild und kühlte daran ihre brennenden Wangen.

„Nicht an den kalten Marmor schließe dein warmes Herz, schönes Mädchen! Komm an das meinige, welches für dich brennt!" sagte eine Stimme, welche Angelika für die des Hugo L. erkannte, der sie jetzt in seine Arme nahm und sie an seine Brust drückte. Mit einem Schreckensrufe suchte Angelika sich zu befreien.

„Schwärmerin mit deinen Idealen!" fuhr Hugo fort, „ich will dich mit Amor's Himmel bekannt machen, und —"

„Lassen Sie solche Angriffe, mein Herr! Sie könnten dafür auf Erden schlecht wegkommen", sagte eine strenge Stimme, und eine hohe Gestalt trat hinter der Minervastatue hervor und legte eine schwere Hand auf Hugo's Arm. Es war Fräulein Margareth. Angelika war frei. Hugo stand beschämt und ärgerlich da.

„Entfernen Sie sich von hier, mein Herr", sagte Fräulein Margareth befehlend, „und wenn Sie es für gut befinden, morgen früh von hier abzureisen, so übernehme ich es, Seine Excellenz von Ihnen zu grüßen."

„Machen Sie sich keine Mühe, mein Fräulein", ant-

wortete Hugo, „ich besorge meine Angelegenheiten am liebsten selbst", und er entfernte sich.

„Ein impertinenter Mensch!" sagte Fräulein Margareth. „Aber, meine Angelika", fuhr sie halb lustig, halb misgelaunt fort, „wollen Sie im Mondscheine umherschweifen, wie eine Romanheldin? — Beruhigen Sie sich, Sie zittern ja wie Espenlaub! Kommen Sie mit mir und nehmen Sie ein Glas Mandelmilch, und lassen Sie es ein anderes mal bleiben, sich an Marmorfiguren hinzulegen, die einem nur das kalte Fieber zuziehen und keinen Arm erheben können, um Sie zu vertheidigen, wenn zudringliche Personen kommen und Sie küssen wollen." Und sie nahm das zitternde Mädchen mit sich und zwang es, ein Glas Mandelmilch nach dem andern hinwegzutrinken.

Unterdessen saß ich da und ergötzte mich an Adelaide und ihrem Tanze. Sie strahlte von Leben, Anmuth und Freude; auf ihr ruhten aller Blicke, sie war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Huldigung. Sie nahm die Beweise dieser Huldigung ohne Hochmuth, aber wie einen schuldigen Tribut, wie etwas ganz Natürliches entgegen, und ward eher stiller in dem Maße, wie die andern lebendiger wurden. Ich sah mit innerlicher Freude, daß sie von der Schmeichelei nicht befangen war, obgleich ihr diese, was wol nicht zu verwundern war, wohlgefiel.

Mit Betrübniß sah ich Edla still und vergessen dasitzen. Sie war seit dem ersten Tanze, den die Baronin ihr verschafft hatte, nicht aufgefordert worden; ich setzte mich daher neben sie und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; aber sie gab entweder gar keine oder nur kurze und trockene Antworten. Kurz darauf hörte ich Adelaide zu Otto in einem Tone des Vorwurfs sagen:

„Warum hat Edla nicht getanzt! Du hattest ja versprochen, sie aufzufordern!"

„Jesus! — Ich habe es gethan, aber sie wollte nicht."

„Du hättest so lange bitten und betteln sollen, bis sie Ja gesagt hätte.“

„Meine süßeste Adelaide, das kann ich nicht. Es ist nicht so ungemein angenehm, daß ich darum betteln sollte.“

„Aber du sollst, Otto, wenn ich es will. Gehe jetzt gleich zu ihr hin und lasse nicht nach, bis sie dir die letzte Quadrille zugesagt hat.“

„Unsern Tanz? Den Tanz, den du mir versprochen hast?“

„Gerade den. Und hernach sollst du ihr Herrn S. vorstellen und —“

„Nein, dafür danke ich; von diesem Auftrage bitte ich mich zu dispensiren. S. sagt, sie sei häßlich und langweilig.“

„Otto, Otto! Wie schlecht du sprichst! — Gehe jetzt und thue, was ich gesagt habe. Warte, es ist am besten, daß du zwei Tänze mit Edla tanzest.“

„Ist es nicht genug mit einem?“ fragte Otto mit höchst betrübter Miene.

„Nein, zwei sollst du tanzen.“

„Ach du Göttliche! Man muß alles thun, was du gebietest. Aber was bekomme ich nachher dafür, Adelaide?“

„Still, still! Es ist häßlich, eigennützig zu sein!“

„Bekomme ich nicht die Blume, die du im Haare hast, bekomme ich sie nicht nachher?“

„Nein, geh, eile, Otto! Die Violinen werden schon gestimmt.“

„Ich gehe nicht, wenn du mir nicht die Blume versprichst.“

„Du sollst sie haben, eigensinniger Mensch! Geh nur, geh!“

Graf Alarich hatte mit seinen großen Augen die beiden Verwandten während ihres Gesprächs scharf beobachtet. Jetzt, als er Adelaide frei sah, ging er, um sich neben sie zu setzen, und mit sichtbarem Vergnügen hörte

er sie alle Aufforderungen zum kommenden Tanze abschlagen. Die Unterhaltung zwischen ihnen ward bald lebendig, und sein so ernstes Gesicht wurde während derselben wie durch unwiderstehliche Zaubermacht erhellt. Später redete der Graf lange mit der Gräfin M. Ich hörte manchmal den Namen Angelika und „nach Rom reisen“ und verschiedene andere Aeußerungen, welche mich vermuthen ließen, daß die Gräfin M. die junge, vielversprechende Künstlerin nach der Heimat der Künste zu führen beabsichtige, wo sie sich ungehindert würde ausbilden können.

Unter den Tanzenden war ein Fräulein aus der Nachbarschaft, welche durch ihren Tanz allgemeines Aufsehen erregte. Wenn sie in der Quadrille figurirte, so manövrirte sie mit dem einen Fuße in der Welt herum, während sie auf dem andern hüpfte; man hätte glauben können, daß sie ihr vis-à-vis wegstoßen wolle; außerdem machte sie so hohe Entrechats, so sonderbare Sprünge, daß ihr die Locken um den Kopf, wie die Schlangen an einem Furienhaupte, umherflogen.

Diese Person belustigte die Gesellschaft außerordentlich, und sie sah um so sonderbarer aus, da sie bei ihrem wilden Tanze ein Gesicht zeigte, welches nicht mehr jung und außerdem ernst und trocken war. Einige sagten, sie tanze, um sich Motion zu machen, und die Herren waren besonders bemüht, ihr diese zu verschaffen. Andere sagten, sie wolle ein Herz erstürmen, andere, sie sei etwas verrückt. Die, welche das meiste Vergnügen von ihr hatten, waren die jungen Mädchen auf dem Balle, welche unaufhörlich lachten und unter sich flüsterten. Ich ward ziemlich verwundert, als ich nach dem Tanze Adelaide mit dem springenden Fräulein Arm in Arm den Saal verlassen sah. Ich ging leise nach und hörte unbemerkt, wie Adelaide mit der anmuthigsten Aufrichtigkeit dem Fräulein sagte, daß ihr Tanz sehr ungewöhnlich sei und Verwunderung errege, daß es jetzt Mode sei, beim Tanze fast nur zu gehen, und mit dieser Mittheilung verband

sie einen kurzen Tanzunterricht. Das Fräulein, durch die vielen Leute, die Lichter und den Tanz verwirrt, hatte früher auf nichts um sich her Acht gegeben und war jetzt zugleich verlegen und für Adelaide's Belehrung dankbar. Aber Adelaide war so eifrig und ernst, so wohlmeinend und freundlich, daß die Verlegenheit bald verschwand, und während Adelaide des Fräuleins zertanzten Kopfputz wieder in Ordnung brachte, bat diese sie um mehrere Lectionen, hoffte auf nähere Bekanntschaft, klagte über die Schwierigkeit, auf dem Lande Lehrer zu bekommen u. s. w.

Herrliche Adelaide! Wenn du wüßtest, wie dieser Beweis deiner Herzensgüte und Einfachheit dir mein Herz zuwandte.

Die Gesellschaft im Tanzsaale erstaunte nicht wenig, als sie das kurz zuvor noch so lärmende Fräulein jetzt tanzen sah, als wäre sie eine ganz andere. „Es ist eine Hexerei", sagte man überall, und auf die liebenswürdige Zauberin richtete Graf Alarich einen Blick, welcher sagte, daß er den Hergang der Sache wohl einsehe. Ich konnte es mir nicht versagen, den kleinen Auftritt dem Fräulein Margareth zu erzählen, welche sich besonders an den lustigen Sprüngen ergötzt hatte. Ich bemerkte dabei an ihren feinen Lippen einen Ausdruck des Vergnügens, den sie jedoch zurückhielt, und sie sagte nur:

„Adelaide kann sich in Acht nehmen, daß sie nicht ihr Fräulein mit Haut und Haar bekommt."

„Wie?" entgegnete ich etwas eifrig, „wenn sie für eine kleine Gefälligkeit die Ergebenheit eines Menschen gewonnen hätte, sollte sie dafür nicht froh und dankbar sein? Ach, Fräulein Margareth, ist nicht die Gabe eines Herzens das köstlichste Geschenk, welches uns das Glück verleihen kann?"

„Meine Beste", antwortete Margareth lachend, „das mag alles sehr gut und sehr schön sein, und ich gönne Ihnen alle Herzen in der Welt; was mich aber betrifft, so danke ich dafür, die Menschen ganz und gar

zu haben; ich liebe es, mich nur etwas mit ihnen zu amusiren."

Unter den Gästen war ein junger Mann, der sich auf eine ganz andere Weise wie das Fräulein auszeichnete und ebenso verzagt, wie sie muthig war. Ungeachtet der Uniform, die er trug, war er so ungemein verlegen, daß er nicht wußte, ob er gehen, stehen oder sitzen sollte. Es war ein kritischer Moment, als alle sich setzten und er allein vor einigen jungen Mädchen stehen blieb, und durch die bedeutungsvollen Blicke, die sie sich einander zuwarfen, ward er so außer aller Fassung gebracht, daß der Hut aus seiner zitternden Hand fiel, und Gott weiß, ob er nicht selbst umgefallen wäre, hätte nicht Adelaide durch eine schnelle Bewegung ihm zwischen sich und einer ihrer Freundinnen Platz gemacht und, indem sie ihn bei seinem Namen rief, ihn gebeten, sich zu setzen. Um seine Verlegenheit zu zerstreuen, begann sie mit solcher Güte und Lebendigkeit mit ihm zu reden, daß der junge Fähndrich bald recht stolz und recht froh aussah.

Fräulein Margareth sah dies mit an und ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihren Mund. Ich sah sie fragend an.

„Adelaide bekommt bald einen Freier", flüsterte sie mir lachend zu; „der Herr da glaubt gewiß, daß sie in ihn verliebt sei."

Noch ehe er sich an diesem Abend zu Bett legte, schrieb Fähndrich S. an seinen geliebten Bruder:

„Ich amusire mich hier köstlich, mein lieber Janne. Schöne Mädchen, Janne, sehr schöne Mädchen, und gar nicht grausam, wenigstens nicht gegen gewisse Personen. Nun, gewisse Leute haben wirklich Glück bei Damen. Heute Abend, auf einem Balle bei G....s, war eine gewisse junge Schönheit (von welcher ich dir wol später mehr erzählen werde) so zuvorkommend gegen mich, daß ich beinahe ihretwegen etwas verlegen ward. Ich konnte nicht unartig sein — sie ist außerdem schön

genug, um einen Mann weich zu machen; und ist sie treu und solide, so — wer weiß? Wir werden sehen? Sie könnte möglicherweise unter vielen gerade die Rechte werden. Aber es thut mir wirklich leid um Lotta S. und Agathe B. und klein Minchen — mein armes Minchen! Aber man kann sich doch um Gottes willen nicht mit allen hübschen Mädchen verheirathen. Man kann nicht dafür, daß man Glück bei Damen hat. Gute Nacht jetzt, lieber Janne! Jetzt will ich mich schlafen legen und von meinem schönen Mädchen träumen, und daß sie mich ruft, mich neben sie hinzusetzen, wie sie heute Abend that, das süße Mädchen!

Dein ergebener Bruder."

Hugo L. fand es nicht für gut, den Morgen nach dem Balle abzureisen; aber Fräulein Margareth's strenger Blick hielt ihn so in Respect, daß er es nicht wagte, sich Angelika zu nähern; dagegen schien er jetzt sich mit seiner Huldigung an Adelaide zu wenden, was wieder Graf Alarich's Argusaugen auf ihn zog.

Fräulein Margareth lag eben auf ihrem Sofa, putzte mit einer Zange ihre Nägel und stellte auf den Glockenschlag Zwölf ihre kleinen Golduhren, die ihr Kammermädchen ihr überreichte, als man kam, ihr eine Promenade mit einem Theil der Gesellschaft vorzuschlagen.

„Wozu soll das dienen?" fragte Fräulein Margareth, die gerade keine Freundin von Promenaden und schöner Natur war. Das Wetter war zu warm, zu kalt — sie hatte keine Lust u. s. w. Aber man sagte ihr, daß das Wetter göttlich sei, daß man nicht weit gehen wolle, blos ein klein wenig in den Park, und sie ließ sich endlich überreden. Graf Alarich spielte Billard mit der Gräfin Augusta, Adelaide und Gräfin M.

Fräulein Margareth war gerade nicht bei der besten Laune, und sie erheiterte sich auch nicht sonderlich, als sie zu ihrer Gesellschafterin Fräulein Pelan erhielt, welche von

ihren guten Bekannten Pellan genannt wurde, und die immerfort über alles, was sie sah, in Ekstase gerieth. Daneben hatte sie große Zuneigung zu Fräulein Margareth gefaßt, worüber diese sehr wenig erfreut zu sein schien.

„Gott, wie schön ist es hier!“ rief Fräulein Pelan aus. „Welche Masse von Bäumen! Welches Grün, welch klarer Himmel! Ach, liebes Fräulein Margareth, ist es hier nicht wie in Eden?“

„Ich weiß nicht, ich bin noch nie dort gewesen“, erklärte diese trocken.

Ich weiß nicht, wer von der Gesellschaft das Gespräch auf Aufopferungen gebracht hatte. Die meisten erklärten, es sei nichts leichter als gerade solche gepriesene Thaten; es sei ganz natürlich, sein Leben und seine Freuden für seinen Freund, ja sogar für einen Feind hinzugeben. Niemand war eifriger, sich aufzuopfern, als gerade Fräulein Pelan. Sie versicherte, daß sie sich selbst verachten würde, wenn sie nur einen Augenblick zweifeln wollte, ihr Leben zur Rettung eines Mitmenschen zu wagen. „Was ist der Körper?“ sagte sie; „ein Kleid, das man früher oder später abwerfen muß —“ Sollte man wol einen Augenblick zaudern, es preiszugeben, wenn eine höhere Pflicht dies erheischte? Unmöglich, für sie wäre es wenigstens unmöglich! Fräulein Margareth war die einzige, die kein Wort sprach.

Wir kamen jetzt in eine kleine Ebene. Am Fuße einer Anhöhe sahen wir eine zarte weiße Gestalt unter den Bäumen auf den Blumen im Grase liegen. An dem lockigen Haupte erkannte man bald Angelika; sie schlief, den Kopf auf die Hand gestützt; ein Buch lag neben ihr. Man äußerte sich bewundernd über den schönen Anblick, über das Romantische darin, man versetzte sich in die schönen Zeiten der Sage, wo die Nymphen des Waldes sich so den Sterblichen offenbarten.

„Ich wünsche ihr Glück dazu, recht viel Gewürm auf sich zu bekommen“, sagte Fräulein Margareth.

In diesem Augenblick hörten wir ein schreckliches Brüllen, und ein aufgereizter Stier stürzte mit zornfunkelnden Augen aus dem Gebüsche hervor und gegen die Gesellschaft, gerade nach der Seite hin, wo Angelika lag. Alle flohen in Eile und Schrecken, ohne an Angelika zu denken, und niemand that so eilig und sprang so verzweifelt über Stock und Stein, wie Pellan; ja sie stieß ihre Freundin Margareth beiseite und machte einen Sprung über Angelika weg, welche sie in der Angst wol für eine Art Baumklotz halten mochte. Fräulein Margareth allein lief zu Angelika hin und rief ihr zu, zu entfliehen. Angelika sprang auf, leicht wie ein junges Reh, verstauchte aber in demselben Augenblicke ihren Fuß und konnte keinen Schritt weiter thun. Erbleichend setzte sie sich auf den Boden.

„So laufen Sie doch, um Gottes willen! Fliehen Sie!“ rief Fräulein Margareth. „Sind Sie bezaubert? Fort, fort, eilen Sie!“

„Ich kann nicht — ich habe den Fuß verstaucht —“ sagte Angelika mit zitternder Stimme.

„So — in Gottes Namen!“ sagte Fräulein Margareth. Der Stier kam jetzt in voller Wuth gerade auf sie los. Margareth ward jetzt auf einmal vollkommen ruhig, stellte sich zwischen Angelika und das aufgereizte Thier und nahm ihren Shawl herunter, während sie vor sich hin sprach:

„Ich kann gerade nicht sagen, daß ich es lustig finde, gespießt zu werden.“

Im Augenblicke, wo der Stier mit gesenktem Kopfe vorstürzte, warf sie mit bewundernswerther Gewandtheit ihren rothen Shawl über ihn, wodurch er einen Sprung nahm, sodaß er zu Angelika's Seite kam und geblendet und rasend weiter stürzte.

Unerschrocken und ruhig wandte sich Fräulein Mar-

gareth jetzt zu Angelika, welche von Schmerzen im Fuße fast ohnmächtig war, nahm sie wie ein Kind in ihre Arme und trug sie ins Wäldchen hinein. Als sie eine Weile gegangen war und das Brüllen des Stiers nicht mehr hörte, setzte sie sich mit ihrer Bürde auf einen Stein nieder, um auszuruhen, und hier drückte sie mit nassen Augen das gerettete Kind an ihre Brust und küßte die seidenweichen Locken, von denen ihre Stirn umschattet war. Während sie von neuem den Weg fortsetzte, begegnete ihr Pellan, welche wie ein verlorenes Schaf im Wäldchen umherlief. Sie hatte sich verirrt, war außer sich vor Schrecken und fragte heftig Fräulein Margareth um den Weg nach Hause, und als diese ihr befehlend andeutete, sie beim Tragen des jungen Mädchens zu unterstützen, gehorchte sie murrend und zitternd.

„Wir werden alle drei getödtet werden!“ sagte sie jammervoll.

„In Gottes Namen!“ sagte Fräulein Margareth. „Wir thun unsere Pflicht, und Gott mag für das übrige sorgen.“

„Aber ich will nicht umgebracht werden!“ rief Pellan, im Begriffe wegzulaufen.

„Bleiben Sie und kommen Sie mit uns, mein Fräulein!“ sagte Margareth gebieterisch. „Ach, was ist wol der Körper, daß wir zögern sollten, ihn zu opfern, wenn unsere Pflicht es erfordert? Was ist der Körper, Fräulein Pelan? Ein Kleid, das früher oder später abgelegt wird!“

Und sie lachte herzlich und konnte sich das Vergnügen nicht versagen, auf dem ganzen Wege Pellan mit ihren eigenen schönen Sentenzen zu unterhalten.

Endlich kamen sie nach Hause. Das Ereigniß mit Angelika verursachte daselbst großen Aufruhr. Fräulein Pelan erzählte allen Menschen mit übertreibenden Worten die Gefahren, welche sie selbst überstanden hatte. Margareth, nachdem sie nach dem Doctor hatte schicken lassen

und die mütterliche Sorge Angelika zu Bette geholfen hatte, berichtete lakonisch und komisch, wie die Sache hergegangen sei, lachte dabei selbst und brachte alle zum Lachen, außer die Gräfin M., welche sich bleich und unruhig an Angelika's Bett setzte.

Fräulein Margareth schien mit Misvergnügen ihre steigende Vertraulichkeit zu sehen, und eines Tages kam sie ganz mislaunig aus dem Zimmer Angelika's, welche sich jetzt weit besser befand. „Siehe da!" sagte sie, nun ziehen sie beide nach Rom ab und kommen wol so cultivirt und exaltirt zurück, daß niemand mehr ein Wort mit ihnen sprechen kann. Ich hoffe noch, daß der alte Blomgren, Angelika's Vater, so verständig sein wird und es nicht zugibt."

Die Gräfin M., welche trotz ihres Stolzes doch vor Fräulein Margareth etwas bange war, und die sich oft durch ihren bestimmten Willen beherrschen ließ, gab sich alle mögliche Mühe, sie mit der Romreise zu versöhnen; aber vergebens. Alles, was sie erreichte, war, daß Fräulein Margareth zuletzt über das Vorhaben lachte, anstatt darüber böse zu sein.

Wir waren nun beinahe vierzehn Tage bei Sr. Excellenz gewesen. Der Präsident fing an, ungeduldig zu werden, und trieb zur Abreise. Die Gräfin M. war so ganz mit Angelika beschäftigt, daß sie keinem andern mehr ihre Aufmerksamkeit schenkte, und das steigende Interesse, welches seine Töchter für das ungewöhnliche junge Mädchen äußerten, fing an, ihn zu beunruhigen. „Es ist Zeit, daß wir wegfahren", sagte er zu mir den Abend vor unserer Abreise; „die Mädchen könnten sonst ebenso überspannt werden wie diese Angelika." Nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Genie kann eine ganz gute Sache sein, aber herzukommen und verrückt auszusehen, lange Reden mit Ach und O! zu halten und sich den Stieren in den Weg zu legen, das erinnert mich an den bekannten Satz: «Man hat noch nicht Genie, wenn man verrückt ist!»"

Später am Abend saß ich im Vorzimmer am Fenster und überdachte die Worte des Präsidenten, und was er wol damit meinte, als er Angelika überspannt nannte. Ich dachte an die größte Ungleichheit zwischen den Menschen und wie wenig sie oft das Leben ineinander verstehen. Angelika hatte auch mir große Theilnahme eingeflößt, und ich suchte mir das Leben in dieser jungen, feurigen und strebenden Seele zu erklären. Es kam mir jetzt vor wie das der Natur in diesem Augenblicke. Der Himmel war mit Wolken überzogen, aus denen hier und da Sterne, klar wie Angelika's Augen, hervorflimmerten; die Gegend war in Dämmerung versenkt, aber dann und wann schlug ein heller Blitz seine Feuerflügel auf und umfaßte den Horizont; so sucht der Gedanke in einer Menschenseele sich zu befreien, so blitzt er hervor und versinkt wieder in Wolken; so flammt er noch in der Stunde der Mitternacht auf, beleuchtet die nächtliche Gegend und begegnet der Morgenröthe. Diese Blitze sind der Seele tiefe Athemzüge in der drückenden Atmosphäre der Erde; — o Gott! sie sind des bebenden Geistes Versuche, sich dir zu nahen! Jetzt hörte ich auf der Orgel in der Bibliothek präludiren; Angelika's tiefe Altstimme drang klar und schön durch die Stille, und sie sang mit hoher Begeisterung:

Mich dürstet! Gib mir von dem frischen Bach,
Der einst in Edens Rosenhainen lag,
Der herrlichen, der klaren Silberquelle,
Der ewig jungen, deren sanfte Welle
Vor Engelsblicken lächelt schön und hold
Und voll ist von heiliger Weisheit reinem Gold.

Mich dürstet! O du Wahrheitsquelle gut,
Gib Frische doch dem fieberwilden Blut,
Dem kranken Herzen Muth und Kraft verleihe,
Von seinen Schreckbildern das Aug' befreie.
Ach, dürft' ich löschen meinen Durst in dir,
Ich würd' wie du ein Himmelsspiegel hier.

Mich dürstet! Gott, du Liebesquelle groß,
Ein ew'ges Leben strahlt aus deinem Schos.
Einen Tropfen gib mir! Meine Lippen brennen,
In der öden Welt sie keine Labsal kennen.
Nicht gibt ihre laue Flut Erquickung mir,
Mich dürstet nach der Ewigkeit und dir!

Der Gesang schwieg; ich hatte mich der Bibliothekthüre, welche offen stand, genähert und sah Angelika ihr Haupt auf ihre Hände herabbeugen, während ein flammender Blitz sein Licht über sie hingoß.

„Mag das eine Prophezeiung sein!" sagte ich in meinem Herzen. Ein dunkler Schatten bewegte sich in der Bibliothek und kam gerade auf mich zu, mit einem Tuche vor den Augen. Indem ich zur Seite gedrückt ward, erkannte ich Fräulein Margareth.

Der Präsident und seine Familie waren schon im Winterquartiere in der Stadt, als die Gräfin Natalie mit Angelika uns einen flüchtigen Besuch machte. Sie waren im Begriff, nach Rom zu reisen. Es war rührend, der Gräfin Zärtlichkeit und mütterliche Sorgfalt für Angelika zu sehen. Diese jedoch schien etwas in ihrem Innern zu haben, was sie hinderte, ihre Ergebenheit einem Menschen zu schenken; doch sah sie glücklich aus. Wir wünschten alle zusammen ihnen glückliche Reise *). Aber der Präsident schüttelte den Kopf, als sie fort waren, und brummte etwas von „Geld auf die Landstraße werfen".

*) Ich ersuche meine Leser, gefälligst dasselbe zu thun und wenigstens in diesem Jahre nicht etwas weiteres über die Reisenden zu erwarten.

Der Schwan.

Der Schwan aus dem Schilfe schwamm,
An Gesang und Silber reich.
Böttiger.

Ich sah an einem Frühlingstage den Schwan sein Morgenbad halten. In leichten, kühnen und anmuthigen Bewegungen warf er die Wogen um sich her, welche frisch und klar, spielend und schäumend ihn umtanzten, sein weißes Gefieder noch blendender machten, sich an die weichen Contouren schmiegten und in jedem Tropfen ihren schönen Beherrscher abspiegelten, der sie bald mit seinen Flügeln schlug, bald liebevoll kosend seinen Hals in ihren Schos versenkte. Zuweilen tauchte er ganz unter und ließ die Wellen sich über seinem Kopfe kreiseln: dann erschien er wieder, schüttelte den Silberschaum von den Flügeln und schwamm stolz, mit dem Ansehen eines Gebieters dahin, während die Welle sich gehorsam theilte und in ihrer klaren Tiefe das stolze und herrliche Bild wiedergab.

Ich betrachtete dies schöne Gemälde am Frühlingsmorgen, beim Gesange der Vögel, beim Gesäusel des jungen Laubes; ich sah es mit innerm Wohlbehagen,

wurde aber dabei von einem sonderbaren Wehmuthsgefühle befangen. „Das Thier“, sagte ich, „bewegt sich wie ein Herrscher in seinem Elemente. Dieses schließt sich um ihn, blos um sein Leben zu erhöhen und seine Schönheit widerzustrahlen. In diesem Verhältnisse zwischen dem Wesen und seiner Welt, welche Harmonie, welche Freiheit und Schönheit! Dieses Thier — und der Mensch. Der Mensch in unaufhörlichem Kampfe mit seiner Welt, in allen seinen Bewegungen gebunden, beschwert selbst von der Luft, die er athmet — der Mensch, der Herr der Natur — und deren Sklave.“

Ich dachte und ich litt — ich fühlte mich gebunden, wußte mich Sklave. Ach! Ich verstand da noch nicht die Versöhnungslehre, verstand noch nicht, daß der Mensch die Herrschaft über die Natur, welche er im Falle verlor, wiedergewinnen könne; daß er einst wie der Schwan sich wieder in Freiheit und Schönheit in seinem Elemente würde bewegen können.

Man findet jedoch schon in diesem Leben Menschen, die in einem bewundernswerthen Grade von dem Zwange der Naturgesetze befreit sind, glückliche und anmuthige Wesen, welche freundliche Mächte schon von der Geburt an zu beschützen scheinen. Adelaide war eins dieser Wesen. Wenn ich ihre Bewegungen und ihr Leben betrachtete, wenn ich sie handeln und wandeln sah, dachte ich unwillkürlich dabei an den Schwan. Dieselbe leichte, kühne Grazie, dieselben instinctgleichen, immer glücklichen Bewegungen, dieselbe sorglose, ruhige Sicherheit in dem Momente, wo sie ruhte oder thätig war. Alles that sie leicht und wohl; alles, was sie vornahm, glückte ihr, und alles war anmuthig, jugendfrisch und angemessen. Sie spielte und sang sich gleichsam durchs Leben. Dies führte mich in meinen Gedanken weiter: Was ist die Grazie selbst wol anderes, als die Leichtigkeit, womit das Wesen sich in seiner Welt bewegt, dessen Phänomene beherrscht oder nach diesen sich fügt, nicht aus speculativer, sondern aus

natürlicher, ungesuchter und unerwerbbarer Kraft. Die Grazie ist ein Pathengeschenk des Himmels, so gut wie Schönheit und Genie, und entzückt, wie diese, blos dadurch, daß sie sich offenbart. Adelaide hatte diese Gabe erhalten, und kein Mensch, mochte er hoch oder niedrig, gebildet oder ungebildet sein, lebte einige Zeit in ihrer Nähe, ohne deren Macht zu erfahren. Auch auf die Thiere übte sie, bald sie liebkosend, bald ihnen befehlend, eine merkwürdige Gewalt.

So schön, so anmuthig, noch nicht vom Leben, noch durch keine Leiden geprüft, gewiß, immer zu gefallen und Erfolg zu haben, so geliebt, geliebkost und geschmeichelt, dabei noch mit einem lebhaften Temperamente begabt: wäre es nicht ein Wunder gewesen, wenn Adelaide nicht etwas übermüthig geworden wäre? Sie war es auch, aber selbst dies mit Anmuth. Angelika zeichnete einst Adelaide mit einem Löwen spielend, der gezähmt sich mit einer Blumenkrone binden läßt, die sie in der Hand hält, und sie dabei mit einer ganz eigenen Löwenzärtlichkeit betrachtet. Dies war ein glückliches Bild von Adelaide's Gewalt und deren Wirkung auf die, welche sie beherrschte. Ihr Uebermuth war voller Scherz und Spiel; es war der Uebermuth eines Wesens, das seine Macht kennt, das aber niemals Böses damit thun will, und dem es nicht daran gelegen ist, dieselbe ernstlich zn gebrauchen. Gemildert war ihr Uebermuth noch durch ihre Herzensgüte, ihre anspruchslose Einfachheit, ihr Vergessen ihrer selbst und ihre unaufhörliche Begierde, alle zufrieden zu stellen, alle froh und glücklich zu machen. Ihre Güte artete wol oft in Schwäche, ihre freudige Sorglosigkeit in Leichtsinn aus; und gleichwol waren die erhabensten Gefühle, der reinste Ernst und ein Denken, ebenso klar wie tief, ihr nichts weniger als fremd. Aber diese Momente eines tiefern Lebens waren noch selten und vorübergehend bei ihr; sie war noch zu sehr das verzogene Kind der Natur.

Adelaide war gefallsüchtig; sie wollte gern allen ge-

fallen, aber vor allen denen, die sie liebte. Und doch sah ich nichts Böses darin. Es war die natürliche Aeußerung einer an Liebe reichen Natur, einer echten weiblichen Seele.

Man macht gewöhnlich keinen Unterschied zwischen der Lust zu gefallen und Koketterie; und gleichwol gibt es einen sehr wesentlichen. Wie abstoßend, wie unangenehm ist nicht gewöhnlich das Weib, welches den Wunsch zu gefallen nicht hat? Das Streben des liebreichen Wesens ist, alle Wesen durch wohlthuende und liebliche Eindrücke mit sich und untereinander zu vereinigen; — das echt christliche Weib soll suchen, allen angenehm zu sein, und besonders denen, welche ihr am nächsten stehen. Sie denkt dabei aber nicht an sich selbst, sondern sie denkt nur daran, andern Freude und Wohlbehagen zu verleihen. Sie macht sich zur Blume, aber nur in dem Maße, als es in sich selbst recht und passend und Gott und Menschen gefällig ist. Sie folgt darin der Schönheitslinie, die Gott und eine gute Erziehung in ihre Seele gezeichnet haben.

Das kokette Weib hingegen bezieht alles auf sich; die Aeußerungen ihres Charakters sind Lieblosigkeit und Frechheit. Sie will gefallen, es koste, was es wolle, und die Schönheitslinie überschreitend, dem Guten und Schicklichen trotzend, ins Sinnliche, in leere Reize versinkend, verliert sie allmählich ihre Herrschaft, ihre Anmuth, die Achtung edler Menschen und den eigenen Frieden — und der Schönheit heiliger Himmel verschließt ihr seine Pforten.

Die edle Gefallsucht kann in Koketterie übergehen; aber sehen wir nicht überall im Leben, daß das Weiße grau und das Graue immer dunkler werden kann, bis die Farbe der Unschuld ganz von dem Schwarzen verdrängt ist? Doch ist das Weiße da und kann fleckenlos neben dem Schwarzen liegen, ebenso gut wie die Wahrheit klar neben der nächtlichen Lüge strahlen kann. Es gibt eine unschuldige und liebenswürdige Gefallsucht;

möchte jedes Weib diese besitzen und die Caricatur verabscheuen!

Ob auch Adelaide dies thun würde? Ich war dessen nicht ganz gewiß. Ich fürchtete, daß ihre schöne Natur im Weltleben, unter den Schmeicheleien und den Freuden, denen sie ausgesetzt war, und an denen sie nur zu viel Gefallen zu finden schien, ausarten könne. Ich wünschte ihr einen andern Aufenthaltsort als die Hauptstadt, besonders einen andern Mann als Otto. Der Römer schimmerte immer in meinen Gedanken hervor. Aber das war mir gewiß, daß Adelaide mit ihren Tugenden und Fehlern ganz ungewöhnlich liebenswürdig war. Sie gewann in kurzem mein Herz so, daß ich sie liebte, als wäre sie mein eigenes Kind. Sie machte mein Leben durch das ihrige glücklich. Es ward mir wohl ums Herz, wenn Adelaide hereinkam, wenn ich ihre Schönheit sah, ihre liebliche Stimme hörte, wenn die Aeußerungen ihres innern lebendigen Lebens sozusagen die ganze Welt in Musik setzten; und dann war sie ja so gut, so herzensgut. Und diese Wesen, welche auf uns wie Sonne und Frühling wirken — ist es ein Wunder, daß wir sie lieben? Ob sie mich liebte, weiß ich nicht; ich bemühte mich nicht, danach zu fragen. Ich habe gesehen, daß so viel Unruhe, so viel Schmerz, ja oft Bitterkeit und Ungerechtigkeit bei denen erzeugt wird, welche das Gefühl hegen: „Ich werde wol etwas wieder haben für das, was ich gebe!" Und was willst du haben? Liebe? Du Thor, die Liebe gibt sich ja so launenvoll, sie gibt sich nicht für Dienst, nicht für Gold, nicht für Liebe und Treue, sie gibt sich — wofür, das überlasse ich einem Gescheitern zu entscheiden; aber immer bleibt es ein Rath, sowol von Klugheit als Güte gegeben, hier im Leben, wo wir im Dunkeln wandeln und so oft in Blindheit unser Pfund der Liebe niederlegen; — es bleibt, sage ich, das Beste, zu geben, ohne etwas wieder zu fordern. Dies that ich mit Adelaide. Sie hingegen, daran gewöhnt, geliebt und

verzogen zu werden, nahm meine Zärtlichkeit wie etwas, das ganz natürlich und in der Ordnung wäre, an; aber es war mir angenehm, daß sie dies that.

Ich erzählte einst dem Präsidenten die Aehnlichkeit, die ich zwischen Adelaide und dem Schwane fand. Es machte ihm Vergnügen, und sie ward bald von ihm und der ganzen Familie der Schwan genannt. Ihre blendende Weiße, ihre weichen und schönen Formen machten diese Benennung besonders passend.

Wie lieblich und mild ihre Natur sei, hatte ich täglich in ihrem Benehmen gegen Edla Gelegenheit zu sehen. Dieses unglückliche junge Mädchen schien eine bittere Wurzel in ihrem Herzen zu haben, welche Galle über alle Gegenstände um sich herum ergoß. Sie war meistentheils still und verschlossen; aber was sie sagte, war beißend, was sie that, unfreundlich und unbehaglich. Adelaide konnte sich ihr nicht mit ihrer wohlthuenden Wärme und Innigkeit nahen; denn Edla wies jede freundliche Annäherung zurück; aber nie erwiderte Adelaide der Schwester Bitterkeit, still ertrug sie ihre böse Laune, und wußte sie etwas, das ihr angenehm wäre, so that sie es. Jedoch schien sie dieselbe zu fürchten und die Berührung mit ihr zu vermeiden. Dieses Verhältniß würde mir unerklärlich gewesen sein, wenn sie zusammen aufgewachsen wären; aber schon mit acht Jahren war Edla aus dem väterlichen Hause entfernt und in eine Pension geschickt worden, woraus sie nur ein Jahr vor dem Tode der Präsidentin und ungefähr zwei Jahre vor meinem Eintritte in die Familie zurückgekehrt war.

Ich beobachtete Edla genau und entdeckte bald bei ihr eine große und tief verletzte Empfindlichkeit. In dem, was sie sprach, verrieth sich oft die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit in der Vertheilung der menschlichen Lose und eine heftige Erbitterung darüber. Sie schien das Unvermögen des Menschen, den Leiden und einem unglücklichen Schicksale zu entgehen, tief zu empfinden; sie sah

dieses Schicksal auch für das ihrige an und wollte sich dennoch nicht darunter beugen. Die Misverhältnisse des Lebens hatte sie mit scharfem Blicke aufgefaßt; beim Nachdenken über dieselben und bei dem Gefühle eigener Beeinträchtigung war ihr Auge erkrankt und ihr Herz verwundet worden. Diese Wunden hielt sie für unheilbar und verschloß sie daher der ganzen Welt; ihre Lippen klagten nicht, nie sah man ihre Augen eine Thräne füllen. Man konnte sagen, daß ihr ganzes Wesen und Leben ein stilles, bitteres und stolzes Murren war. Sie war reizbar und empfindlich, aber Schüchternheit und Stolz verhinderten sie, ihr verletztes Gefühl anders als durch ein verachtendes und bitteres Wesen zu zeigen. Bei alledem verrieth sie jedoch wirkliche Kraft, tiefes Gefühl, Liebe zur Wahrheit und ausgezeichnete, aber sehr vernachlässigte Verstandesgaben. Ich empfand für sie eine tiefe Theilnahme und, erwartend, daß Zeit und Umstände mir zeigen sollten, wie man einen Lichtstrahl in diese verfinsterte Seele werfen könne, beschloß ich, ihr still zu folgen und durch Liebe allmählich ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich war beinahe überzeugt, daß unvernünftige Strenge und unrichtige Behandlung den Grund zu ihrer unglücklichen Gemüthsstimmung gelegt hatten. Zwischen Edla und dem Präsidenten herrschte eine Kälte und eine Spannung, wie sie oft zwischen Aeltern und Kindern entsteht, wenn sie gegenseitig Forderungen aneinander machen und nicht versöhnende Liebe als Mittlerin zwischen ihnen auftritt.

„Ich gab dir das Leben“, sagt der Vater dem Kinde, „ich gab deiner Kindheit Schutz, du issest mein Brot, du wirst von meinem Dache geschützt. Ich gebe dir die Freiheit, die Freuden, die für deine Jahre passen. Sei dankbar, gehorche meinem Willen, komm meinen Wünschen zuvor; lebe, um mir Freude zu machen.“

„Gib mir Freude“, antwortet das Kind, „gib mir die Glückseligkeit, deren meine Seele bedarf, sonst kann ich dich nicht erfreuen. Ich begehrte nicht das Leben von

dir; aber das Leben, das du gabst, verlangt Glück. Willst du dies nicht geben, so verwerfe ich deine erste Gabe; sie ist mir eine Bürde."

Und so stehen die Unglücklichen fordernd und anklagend sich einander gegenüber und werden von Tage zu Tage bitterer. O gebe da Gott, daß ein aufklärendes Wort, ein Ton der Liebe dieses Misverständniß, eins der bittersten auf Erden, lösen und wieder Herz an Herz schließen möge!

Indessen wunderte es mich, daß ein solches Verhältniß zwischen Edla und dem im ganzen milden und liebenswürdigen Charakter des Präsidenten entstehen konnte. Aber er schien es sich zur Regel gemacht zu haben, immer streng gegen Edla zu sein, und ich fürchtete sehr, daß die Principien der seligen Präsidentin hier die schädlichen Keime niedergelegt hätten. Diesen gemäß wollte der Präsident, daß seine Töchter noch so gehalten werden sollten, als zur Zeit, wo sie Kinder waren, und daß sie bestimmte Beschäftigungen für gewisse Stunden des Tages haben sollten.

Diese Beschäftigungen wurden keineswegs nach den ungleichen Anlagen und Neigungen der Mädchen berechnet, sondern folgten sklavisch der Ordnung, welche die Mode für den Tag eingerichtet hatte. Die Fräulein sollten zu einer gewissen Zeit Musik treiben, zu einer gewissen Zeit zeichnen, zu einer gewissen Zeit tanzen, nähen, lesen u. s. w.

Adelaide, die fast für alles Talent hatte, that alles leicht und mit Vergnügen, und wenn sie, wie es oft genug geschah, sich Muße nahm, wußte sie immer gute Gründe vorzubringen, oder sie beschwichtigte die Vorstellungen des Vaters durch Liebkosungen und Lachen. Nicht so Edla. Sie entbehrte aller Talente, und da sie in Fortschritten weit hinter Adelaide zurückblieb und eine Ermahnung nicht wie sie wegspielen konnte, so ward es ihr zur Pflicht gemacht, die fruchtlosen Arbeitsstunden streng zu

beobachten. Sie gehorchte schweigend und finster, arbeitete ohne Lust, arbeitete schlecht, erhielt dafür Vorwürfe, welche sie mit stiller Erbitterung hinnahm. Adelaide war des Präsidenten und des ganzen Hauses Liebling; niemand liebte Edla. Sie fühlte dies und schloß sich immer mehr in sich. Ich fand es nicht gut für Edla, daß sie ihre schöne Schwester immer in die große Welt begleiten sollte, wo sie wie ein Schatten und eine Null neben ihr dastand; aber da ich noch nicht wußte, was Edla Besseres zu Hause thun könnte, so suchte ich nicht dem Willen des Präsidenten hierin entgegen zu handeln. Edla selbst schien gern mit außer dem Hause zu sein; aber mehr aus Unruhe und innerm Misvergnügen, als in Hoffnung auf Vergnügungen. Mit Freude ward ich gewahr, daß sie mich in ihrer Nähe litt und nicht ganz die Freundlichkeit, die ich ihr bezeigte, zurückwies. Ich hoffte hiervon alles Gute für die Zukunft; denn wenn mein Herz bei Adelaide war, so arbeitete mein Gedanke unaufhörlich für Edla.

Und jetzt ein paar Worte von den Kleinen. Sie waren schön, lieblich, lebendig bis zur Untugend, träge zum Lernen, und besonders für Experimente, vorzüglich physikalische, eingenommen. Sie prüften unaufhörlich, inwiefern gewisse Stoffe brennbar wären oder nicht, inwieweit das, was, gegen Stein geschlagen, entzwei ging, nicht halten würde, wenn man es gegen Holz schlüge; von welcher Höhe man ein Glas auf den Boden fallen lassen könne, ehe es in Stücken ginge u. s. w., welche Experimente alle große Zerstörungen im Hause anrichteten, ohne die Kleinen viel vorsichtiger zu machen; denn sie waren wegen ihrer Schönheit und Lebendigkeit von allen geliebt und verzogen, und der Präsident litt nicht gern, daß man ihnen ein ernstes Wort sagte. Ihre liebste Freude war, mit Adelaide zu spielen, und nichts war entzückender, als diese drei beisammen zu sehen.

Ein, zwei, drei, vier Frauenzimmer sind hier schon

geschildert; wir wollen lustig sein und eine große Runde bei allen Damen der Welt machen, welche auf dem Maskenballe dieses Lebens herumschwärmen.

„Wir Frauenzimmer."

Ich hatte eine alte Tante, welche oft „wir Frauenzimmer" zu sagen pflegte und dann allerlei Reden über uns Frauenzimmer hielt, uns classificirend und sortirend. Ich erinnere mich, daß diese mich dazumal nicht sonderlich erbauten; aber heute kam der Ausdruck „wir Frauenzimmer" mir ganz plötzlich auf die Zunge. Mag sein, daß die selige Tante ihr Wesen ein wenig in mir treibt. Noch bis auf den heutigen Tag entwickelt die Erziehung, besonders in Schweden, die Individualität bei den Frauenzimmern nur wenig, und die Töchter kommen nicht selten aus dem Ofen der Heimat wie Brote von demselben Teige. Das Leben und die Schicksale des Weibes sind im allgemeinen mehr einem äußern Gesetze unterworfen, als daß sie sich aus eigener Kraft ihre Formen erschaffen könnten, und deshalb kann man die Frauenzimmer leichter in Classen eintheilen als die Männer.

Einige sind unter uns, für die das Leben ein rauhes Erdreich gewesen ist; sie gehen hindurch, ohne geliebt zu werden und, was schlimmer ist, ohne etwas lieben zu können. Die Kälte in der Luft um sie herum kühlt die Wärme in ihren Herzen ab; sie werden bitter und hart, und weil sie nicht Blumen tragen durften, so machen sie sich zu Reisern. Sie lassen Schönheit und Tugend nicht unangetastet und fallen scharf über jede Schwachheit her. Wir wollen hoffen, daß beim Lichte einer freundlichern Sonne ihr Lebensbaum neue Knospen hervortreiben werde.

Andere hat die Natur reich und schön ausgerüstet, sie sind gut und liebenswürdig, sie lieben die Tugend — aber

Welt und Verführung, unweise Leiter und die Schwäche des eigenen Herzens bringen sie zum Falle. Das beste Herz wird von elenden Begierden und niedrigen Genüssen befleckt, — gefallene Engel. Unter ihnen sind viele, die bittere Thränen über das Grab ihrer Unschuld weinen — und diese können sie einst als verklärte Tugend wieder aufstehen lassen. Andere bedecken es mit Blumen und Freuden, und über diese weinen des Himmels Engel.

Viele gibt es auch, denen Natur und Glück die Versuchung lockend machten; aber über sie wachten freundlichere Sterne. Früh wurden ihre Herzen von reiner Liebe geläutert, und um sie schließt sich wie ein Mittsommer-Laubsaal das schützende Haus. Ihre Freuden wie ihre Sorgen sind gleich unschuldig, friedlich alle ihre Berührung mit den Mitmenschen, niemand haßt sie — und, was noch beruhigender ist, niemand liebt sie mehr und anders, als es das Evangelium erlaubt. Sie leben geliebt und geehrt, und die allgemeine Stimme nennt sie Muster und Vorbilder. Aber diese beschützten Glückseligen, diese Ungeprüften, wie oft werfen sie nicht das Wort der Verdammung über diejenigen, welche in Atmosphären, den ihrigen ungleich, am Herzen erfroren sind oder sich die Flügel versengt haben! Sie glauben sich berechtigt, diese zu verachten, und doch haben sie vielleicht vor ihnen nur das voraus, daß sie glücklicher gewesen sind.

Einige gibt es auch — und mein Herz erwärmt sich bei dem Gedanken, daß ich deren kenne und liebe, — einige, welche, entweder Lieblinge oder Stiefkinder der Natur und des Glücks, versucht oder unversucht vom Leben, einander doch darin gleichen, daß sie durch nichts den Gottesspiegel in ihrer Seele trüben ließen. Selbst rein und alles Böse verabscheuend, beklagen und entschuldigen sie jeden Fehlenden. In ihrem Blicke liegt der Himmel eines reinen Bewußtseins, und darum liest in ihm der Verbrecher sein Urtheil. Gut, wahr, weise, geduldig, liebevoll, lassen sie sich nicht von der Schwäche noch von der Härte der

Menschen stören; sie gehen still ihren Weg, sie haben eine Klarheit in sich, welche ihnen leuchtet und warm und wohlthuend sie umstrahlt. Sie verstehen, an Sorgen Antheil zu nehmen, die sie nicht selbst erfahren, und wenn sie leiden, können sie noch über anderer Freude lächeln. Paradiesvögeln gleich schweben sie über die Erde hin, ohne in deren Staub ihre Schwingen zu beflecken, und, eine schönere Schöpfung in sich offenbarend, locken sie durch ihre Liebenswürdigkeit, ihnen auf ihrer heiligen Fahrt zu folgen.

Und jetzt wieder zu — ach! beinahe hätte ich die vierte und zahlreichste Klasse der Frauenzimmer vergessen und mit diesen mich selbst aus der Schöpfung ausgeschlossen. Ich weiß sie nicht besser als die „harmlose" zu benennen. Wir, ihre Mitglieder, sind ungemein zahlreich in der ganzen Welt verbreitet. Wir sind die Hausmannskost der Welt, und ohne uns stände es schlimm mit ihr. Wir füllen das Zimmer und nehmen es doch niemand weg; wir neutralisiren des Lebens streitende Elemente, welche ohne uns einander zerstören würden. Wir sind aus dem „nicht zu viel und nicht zu wenig" hervorgegangen, und dieses unser Element suchen wir auf der Erde zu verbreiten. Wir nennen Exaltation Tollheit und Sappho eine Närrin. Wir gehen in die Kirche und in die Oper und lassen es uns wenig anfechten. Wir nehmen vom Leben, was es gerade geben will, und sind zufrieden; wir säubern unsere Häuser, salzen vorschriftsmäßig unser Essen, reden, soviel es sich schickt, im Guten und Bösen von unsern Nächsten, denken nur so viel, wie gerade nöthig, und dingen bei allem Hohen im Preise und im Lobe — mit einem Worte, wir sind, was man eben „Leute" nennt, und wir halten die Welt im Gleichgewichte. Wir singen am liebsten das gute Lied: „Trallala, trallala, trallala! Trallala, trallala, trallala!"

In aller Ergebenheit den werthen Mitschwestern zugeeignet! Und jetzt wieder volti subito zum Präsidenten.

Stunden im Hause.

> In manchen frohen Stunden, manchen bittern,
> Weiltest du in meinem engen Zimmer;
> Des Lebens Auen grünen und verwettern
> Jetzt sowol wie immer.
>
> Tegnér.

Vergnügsamkeit.

Wir saßen am Mittagstische; das dritte Gericht, Fricandeau mit Zuckerrüben, war soeben verzehrt und wir hatten uns schon an das vierte, einen tüchtigen Käsekuchen, gemacht, als der Präsident eine kleine Pause machte, ein Glas Wein trank, Messer und Gabel weglegte und sich in die Stuhllehne zurücklegte, indem er mit Gefühl sagte:

„Wie wenig bedarf doch der Mensch, um zu leben, wie wenig, um vergnügt zu sein! Es ist merkwürdig!" — er ward ordentlich gerührt — „Mit einem einzigen solchen Gerichte, einem solchen Käsekuchen hier, alle Tage zu meinem Mittage, könnte ich ganz zufrieden sein." — Ich hustete etwas. — „Ja, ja! Ich versichere Sie", fuhr er noch eifriger fort, indem er mich herausfordernd ansah, „daß es genug, ganz genug für mich wäre!" Ich hielt es für unrecht, ihn einer Illusion zu entreißen, die ihn

glücklich machte und in der er nach dem Käsekuchen noch drei bis vier Backwerke hinunterschluckte.

Noch vergnügter über seine Genügsamkeit ward der Präsident bei seinem Nachmittagskaffee und seinem Glase Liqueur. Die Kleinen standen zu beiden Seiten neben seinen Knien und erhielten dann und wann einen Theelöffel voll von dem arabischen Tranke. „Ich begehre nicht viel vom Leben, Demoiselle Rönnquist", sagte der Präsident. „Alles für mich und die Meinigen comfortabel zu haben, ist mein höchster Wunsch; meinen Töchtern eine gute Erziehung geben zu können, ist mein vornehmstes Streben; es wird das beste Erbtheil, das ich ihnen hinterlassen kann. Machten die Menschen weniger Anforderungen an Gott und aneinander, so würden sie glücklicher sein. — Was willst du, mein Puttchen? Mehr Kaffee? Sieh da, mein Engel, einen ganzen Theelöffel. — Wir sollten Gott danken für das, was wir haben, Demoiselle Rönnquist, und unsere Freuden mehr in unserer innern als in der äußern Welt suchen, und alles würde dann besser gehen. Ist es nicht so, bonne amie?"

Ich konnte nicht anders, als alles dieses übermäßig wahr finden.

„Wir kommen jetzt", fuhr der Präsident fort, „in eine Jahreszeit, welche wirklich erfordert, daß der Mensch aus seinem innern Leben etwas holen könne, was das äußere erwärme. Ich hoffe, daß wir alle dazu beitragen werden, und bin gewiß, daß wir dann nicht erfrieren werden. Mit guten Kindern und guten Freunden wird das Haus immer warm."

Ich konnte nicht unterlassen, einen Blick auf die finstere und stille Edla zu werfen.

„Ich hoffe besonders", sagte der Präsident, „daß unsere Abende im Winter recht angenehm sein werden. Der Abend ist des Tages Kern in dieser finstern Zeit — und", fügte er munter hinzu, „wir werden die Lichter nicht sparen. Meine Adelaide wird uns dann manchen schönen

Gesang geben, meine Kleinen werden tanzen, wir werden alle das Unserige dazu thun. — Meine beste bonne amie Rönnquist, ich hoffe, wir werden alle recht glücklich zusammen sein."

Unsere Abende.

Diese waren in der That recht angenehm. Wir brachten sie meistentheils in einem großen Vorgemache zu, welches mit dem Geschmacke und der einfachen Eleganz meublirt war, wodurch sich alle Anordnungen des Präsidenten auszeichneten. Zwei Tage in der Woche wurden Visiten angenommen; an den übrigen Abenden hatten wir Gräfin Augusta und bald auch Graf Alarich zu Stammgästen. Graf Alarich erlangte in kurzer Zeit einen großen Einfluß über uns alle. Ich weiß nicht, wie es kam, aber das Leben erhielt ein höheres Interesse, wenn er zugegen war. Man fühlte, daß reiche Schätze in ihm lagen, und bei allem, was man sagte oder that, hatte man immer ein Auge auf ihn — was würde er davon denken, was dazu sagen? Er flößte, wenn auch nicht Furcht, doch eine Art Respect ein; man war nicht ganz ungezwungen in seiner Nähe. Adelaide schien von allen am wenigsten unter seinem Einflusse zu stehen. Ihr volles, frisches Jugendleben bewegte sich wie früher in eigenthümlicher, sorgloser Sicherheit, und man merkte in dem, was sie that, keine Absicht, bemerkt zu werden, aber wol eine Fähigkeit, es allen behaglich einzurichten und einen jeden das, was ihm angenehm wäre, erhalten zu lassen. Alarich hingegen hatte, wie ich wol sah, beständig sein Auge auf sie. Er redete zwar vorzüglich mit dem Präsidenten und mit der Gräfin Augusta, aber er redete für Adelaide, und es verdroß mich, daß sie ihm im ganzen so wenig Aufmerk-

samkeit schenkte. Der Thee, die Kleinen, das Piano, tausend kleine Sorgen führten sie hin und her, und es schien, als wisse sie schon alles, was sie im Leben bedürfte. Dagegen übte sie fast unbewußt eine gewisse Gewalt über den stolzen Mann, wie sie Graf Alarich nannte, und wenn der etwas strenge Ausdruck seines Gesichts unwiderstehlich einem mildern und schönern wich, während er mit ihr redete, wenn der Ernst in seinen Zügen sich plötzlich in ein strahlendes Lächeln umwandelte, das schönste, das ich auf männlichen Lippen gesehen habe — da trug Adelaide ihr jugendliches Köpfchen höher, und ihr Antlitz leuchtete vor Freude und Lebenslust.

Edla war der einzige Schatten an diesen lichten Abenden; aber auch sie ward während derselben zuweilen freundlicher. Die Aufmerksamkeit, welche ihr Graf Alarich erwies, machte mir viel Vergnügen. Sein durchdringender Blick war oft auf sie geheftet, er verstand, das Gespräch so zu wenden, daß sie daran theilnehmen mußte, und zwang sie durch Fragen, sich zu äußern. Ich erstaunte über die kraftvollen Gedanken, die in ihren Antworten lagen; doch schmerzten mich zugleich die Bitterkeit derselben und der Menschenhaß, den sie oft aussprachen. So jung und so erbittert — das war in der That sehr betrübend!

Von unsern Abenden waren die am wenigsten angenehm, wo uns der junge Freiherr Otto besuchte; denn Alarich verlor dann nicht selten seine gute Laune, und wir wurden für sein Stillschweigen nicht durch Otto's Reden entschädigt, welche vorzüglich in Huldigungen gegen seine schöne Base bestanden. Graf Alarich scherzte zuweilen etwas beißend mit ihm und neckte ihn wegen des ewigen Einerlei seines Liebesgeplauders; aber Otto fuhr fort, Adelaide zu vergöttern, welche immer zu gleicher Zeit gut und ungnädig gegen ihn war. Sprach er lange, so bat sie ihn, aufzuhören oder von etwas anderm zu reden; ward er still und misgelaunt, so ging sie zu ihm hin,

scherzte und spielte mit ihm, bis er wieder froh war. Meine beste Leserin, ich versichere dich auf Gouvernantenehre, daß dies nicht Koketterie war, sondern nur das Verlangen eines guten und liebenden Herzens, alle vergnügt zu sehen.

Verdrießlich war es auch, wenn die Baronin, die ihr Leben in einem ewigen Kreise weltlicher Vergnügungen zubrachte, kam und uns Adelaide zu irgendeiner Lustbarkeit mit fortnahm; denn dann war die beste Freude des Abends fort, und auch Graf Alarich war dann auf diese oder jene Weise weggekommen. Die Baronin war in ihrem ganzen Wesen artig und angenehm, in ihrer Unterhaltung war sie gleich ihrem Herrn Sohne etwas einförmig, doch auf eine andere Art. Sie wiederholte unaufhörlich gewisse kühne Ideen, die seit Anbeginn der Welt in jedermanns Munde waren, und bewies mit Eifer und Ernst, daß schwarz schwarz und Wasser Wasser wäre. Aber sie war wirklich herzensgut und hatte Liebe zu Adelaide, weshalb ich ihr bald gut ward.

Eine Person, auf welche ich mich nie recht verstehen konnte, war Gräfin Augusta. Sie hatte eine feine Weltbildung, wirkliche Kenntnisse, eine Art sich zu benehmen, der man nichts anhaben konnte; sie zierte das Zimmer durch ihre schöne und wohlgekleidete Figur, sie konnte ein Gespräch interessant machen — aber ich fühlte mich, ich weiß nicht wie, immer von ihr entfernt. Ich konnte ihr nicht trauen. Es kam mir zuweilen vor, als wäre sie lieblos und falsch, zuweilen wieder glaubte ich darin unrecht zu haben, und die Achtung, die Graf Alarich ihr zu erweisen schien, ließ mich die Gerechtigkeit meines Widerwillens bezweifeln. Ein Verdacht, daß sie einen heimlichen Neid über Adelaide's größere Schönheit und Anmuth hegte, verließ mich nie; aber sie hatte so viel Selbstbeherrschung, sie war hinsichtlich ihrer Gefühle so verschlossen, daß ich nie zur Gewißheit hierüber gelangen konnte. Sie zeigte große Freundlichkeit für Adelaide, welche sie aufrichtig liebte. Jedoch herrschte keine Vertraulichkeit zwischen

den Schwestern. Die Gräfin Augusta war zehn Jahre älter als Adelaide und verheirathete sich mit dem reichen Grafen U., als Adelaide noch Kind war. Auch flößte ihr Wesen kein Vertrauen ein. Gegen Adelaide war sie zuvorkommender als gegen sonst jemand, artig war sie gegen alle — ich konnte von meinem Vorurtheile gegen sie nicht zurückkommen, und zum Danke dafür hielt sie auch sehr wenig von mir.

Ich muß noch ein Wort über den Präsidenten sagen; die Gesellschaft zu präsentiren und nicht den Wirth, wäre unhöflich und unrecht, zumal wenn, wie hier, der Wirth einen wichtigen Theil der Gesellschaft ausmacht. Des Präsidenten guter Ton, sein belebtes Wesen, seine wirkliche Humanität machten ihn ausnehmend angenehm im Gesellschaftsleben. Die Abende waren für ihn die liebsten Stunden des Tages, und selten ließ er während derselben sich durch irgendetwas aus seiner guten Laune bringen. Seine Unterhaltung war angenehm und zeugte von einem Manne von Welt und, was besser ist, von einem Manne von gründlichen Kenntnissen und, was das Beste, von einem guten und rechtlichen Manne.

Der Geburtstag.

Der Präsident hatte sein fünfundfunfzigstes Jahr erreicht. Am Morgen gingen die Fräulein in sein Zimmer, um ihm Glück zu wünschen. Ich, ein paar genähte Pantoffeln in der Hand, machte die Arrièregarde aus. Der Präsident war roth um die Augen, als wir eintraten, und der grüne Seidenvorhang von dem Porträt der seligen Präsidentin war beiseite gezogen; er schien dagesessen und es betrachtet zu haben. Die Fräulein kamen mit einigen kleinen Gaben hervor. Edla hatte eine Börse

gestickt; Adelaide einen sac de nuit genäht. Klein Minchen hatte ihren ersten Brief geschrieben, worin mit unendlichen Buchstaben stand, daß sie ihrem Vater ein langes Leben wünsche. Nina hatte ein Stück von eigener Composition gezeichnet, wovon ich nicht umhin kann, eine flüchtige Schilderung zu geben. Es stellte ein Haus von einem ganz eigenen Stil dar, welchen nachzuahmen ich niemand rathen will. Ein Frauenzimmer, ein wenig höher als das Haus, dessen einziger Schornstein da aufhört, wo ihr Kopf anfängt, steht dort und pflückt Obst von einem gar sonderbaren Baume. In der Spitze des Baumes sitzt ein Vogel (das merkwürdige Gemälde existirt noch), welcher gewiß nicht ohne Grund den Kopf des Frauenzimmers als einen passenden Bissen für seinen Schnabel betrachtet. Der Präsident ergötzte sich sehr an dieser originellen Composition. Einige kühne Züge in der Zeichnung ließen uns auf gute Anlagen bei der kleinen fünfjährigen Künstlerin hoffen. „Wer weiß", sagte der Präsident, „wer weiß, wie weit sie es noch bringen kann? Man fängt mit Pfuschereien an und hört mit Meisterwerken auf! Wer weiß!" — Ich war ganz der Meinung des Präsidenten, daß es niemand wissen könne.

Am Abend kamen, außer unsern gewöhnlichen Alltagsgästen, Excellenz G., seine Frau und der junge Otto. Auch sie hatten Geschenke für den Präsidenten, und diese waren von großem Werthe und vieler Pracht. Otto benutzte diese Gelegenheit, um allen Cousinen Geschenke zu geben, offenbar in der Absicht, um Adelaide zur Annahme eines kostbaren Sevigné von edeln Steinen zu bewegen, welches er, als der Präsident ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, mittels einer um den Kopf gehenden Goldschnur ihr auf der Stirn befestigte. „Charmant, charmant!" riefen alle aus, außer Graf Alarich, der sie mit einem ernsten Blicke ansah.

„Ist es nicht schön, ist es nicht charmant?" fragte ihn die entzückte Baronin. Alarich schwieg.

„Kleidet es sie nicht vortrefflich; scheint sie nicht dazu geboren zu sein, Juwelen zu tragen? Ist sie nicht unendlich schön in denselben?“ fuhr sie fort zu fragen.

„Ich finde es nicht“, antwortete Graf Alarich trocken. Er hatte unrecht; denn Adelaide, wie sie dastand, vom Kronleuchter beglänzt, den strahlenden Schmuck auf der schneeweißen Stirn, war wirklich blendend anzusehen.

„Juwelen kleiden Adelaide in der That vortrefflich“, sagte jetzt Gräfin Augusta, „und es ist kein Wunder, daß sie dieselben so gern hat.“

Graf Alarich's Gesicht ward immer düsterer. Adelaide hatte einen Blick auf ihn geworfen und entfernte sich jetzt unbemerkt. Als sie wiederkam, war der Schmuck fort. Otto ward unwillig und wollte, daß sie ihn wieder anlegen sollte.

„Er beschwert mich, guter Otto, er kitzelt mich auf der Stirn.“

„Er beschwert dich? Ach, du Göttliche, ich wollte —“

Gott weiß, was er noch im Begriff war zu sagen, aber die Baronin unterbrach ihn schnell und sagte zu Adelaide:

„Höre, mein Kind! Ich habe versprochen, zu Staatsrath P—s zu fahren und mich dort beim Souper blos eine Minute zu zeigen. Thue mir den Gefallen und begleite mich hin. Du bist ganz gut gekleidet, wie du da bist; nur setze Otto's kleine Gabe auf, und du wirst alle bezaubern. Ich möchte so gern mit meiner schönen Adelaide prahlen. Nur eine Viertelstunde, nur zehn Minuten bleibe ich aus, dann kommen wir zurück und bringen den Abend hier zu. Lieber Schwager, du erlaubst doch?“

„Mit Vergnügen!“ sagte der Präsident, welcher mit der Excellenz Schach spielte.

Ich ward unruhig, mir schien die Sache schon ganz bedenklich auszusehen.

„Adelaide, mein schöner Engel, du hörst; komm mit, liebes Kind!“ sagte die Baronin.

Sie kommt, sie kommt mit!" rief der glückliche Otto.

Adelaide stand neben Alarich. Es ist schwer zu begreifen, welche Bewegung in seiner Seele ihn dazu brachte, ihre herunterhängende Hand zu erfassen. Sie schlug die Augen nieder, eine brennende Röthe flog über ihre Wangen, und sie sagte mit einiger Verwirrung:

„O nein, ich komme nicht! Ich kann nicht mitgehen."

„Du kannst nicht mitgehen! Warum kannst du nicht?" fragte Otto böse.

„Weil ich nicht will", sagte Adelaide und sah ihn trotzig an; „werde ich nicht thun dürfen, was ich will?"

Otto sah verblüfft aus, aber schwieg. Die Baronin jedoch sagte etwas verletzt:

„Ich glaubte, Adelaide, du würdest mir gern in einer so unbedeutenden Sache ein Vergnügen machen."

„Mein liebes Tantchen", rief Adelaide, indem sie sie umarmte und küßte, „sei nicht böse. Ein anderes mal, wenn du willst, werde ich mitgehen; heute Abend habe ich nicht Lust auszufahren" — und jetzt überhäufte sie die Baronin mit Liebkosungen und guten Worten, war so herzlich, so einnehmend und lustig, daß die Baronin und auch Otto ihren Unmuth wie das Souper vergaßen; denn zu allem Glück hatten sie den Haken nicht gemerkt. Graf Alarich blieb bei der herrlichsten Laune, und wir hatten einen frohen und lebendigen Abend.

Visiten.

Der eine ging, der andere kam in ununterbrochener Reihe bei uns an einem Sonntagabend. Im Sprachzimmer drängten sich die Bedienten; im Salon ward unaufhörlich becomplimentirt und geschwatzt; meine Hand ermüdete von der Theekanne, und für all das Warme

und alle die Stücken Zucker, die ich austheilte, erhielt ich keinen Dank, kein gutes Wort zurück. Indessen unterwarf ich mich aus Menschenliebe

„meinem Lose,
vergessen zu sitzen und Gutes zu thun",

darin durch das Interesse gestärkt, welches ich für einige unter den Besuchern hegte. Ueberhaupt ist der Dienst nicht das, was schwer ist; es kommt nur darauf an, wem man dient. Madame M., welche ganze Nächte bis vier, fünf Uhr morgens damit zubrachte, dem Doctor Johnson Thee zu serviren, hatte einen edeln Posten und eine nützliche Beschäftigung in der Welt. Nicht so, meine holden Leserinnen? — Denn Ihr wißt es wol, — es ist schön, es ist herrlich, dem zu dienen, den man liebt oder bewundert, — sei es nun mit Kopf oder Hand, dadurch, daß man sein Herzblut hingibt, oder nur ganz einfach Thee servirt, — es ist alles dasselbe, es kommt nur auf Zeit und Gelegenheit an. Aber zurück zu den Visiten. Unter andern waren Madame L. und ihre Töchter zugegen. Sie waren weder reich, noch jung, noch schön; sie hatten nicht das Geringste von jenen äußern Vorzügen, welche gewöhnlich die Menschen im Gesellschaftsleben bemerkt und gesucht machen, und doch verbreiteten sie eine unbeschreibliche Anmuth in der Gesellschaft, wo sie weilten. Ruhe herrschte in ihren Mienen, in ihren Worten Güte, Gedanken und Leben; man fühlte, daß sie mit sich selbst und dem Leben im Klaren waren. Man befand sich ganz besonders wohl, man wußte nicht recht wie; man ward zum Denken erweckt, und die unbedeutendsten Gegenstände des Gesprächs wurden leicht und unvermerkt zu einem höhern Interesse geadelt. Das Heitere und Originelle in Virika's Gemüth und Benehmen contrastirte anmuthig mit der milden Weisheit ihrer Mutter und mit dem sanften, mehr poetischen Gemüth der Schwester. Sie sagten einander keine zärtlichen Dinge; aber man sah leicht, daß sie mit- und durcheinander glücklich sein mußten;

man sah, daß die Drei wirklich eine Dreieinigkeit ausmachten. Und ist es nicht gerade die Mannichfaltigkeit in Charakteren und Kräften, was, wenn die Seelen in Liebe vereint sind, die Glückseligkeit des Familienlebens bildet?

Als diese liebenswürdigen Damen fort waren, sagte Graf Alarich:

„Der Eindruck, den körperliche Schönheit hervorbringt, ist allgemein anerkannt; ich bin am wenigsten geneigt, deren wohlthuenden Einfluß auf den Menschensinn, deren liebliche Zaubergewalt über das Herz bestreiten zu wollen. Aber was gleich ihr und noch tiefer und wohlthuender wirkt, das sind die Eigenschaften, welche wir soeben Gelegenheit hatten, an Madame L. und ihren Töchtern zu bewundern. Dieses schöne Verhältniß in der Entwickelung der Seelenvermögen, diese Klarheit im Verstande, diese Deutlichkeit und Durchschaulichkeit in der Aeußerung des Gedankens, dies macht auf mich einen Eindruck, gleich dem der Schönheit; dieser Reiz der Seele offenbart sich nur langsam, aber er ist auch nicht so vergänglich wie der des Körpers.“ Er sah bei diesen Worten auf Adelaide. Ihre schöne Unterlippe schwellte trotzig hervor.

„Sehr schön zu sein, ist eine Versuchung“, fuhr Alarich fort. „Man wird in der Jugend so leicht verleitet, zu glauben, daß man in seinen Reizen einen Schatz besitze, der reich genug wäre, um dem ganzen Leben Glückseligkeit zu verleihen. Die Welt bewegt sich für die junge Schönheit so heiter und anmuthig, daß es ihr schwer wird, des Lebens Ernst zu fassen.“

„Und wozu dieser Ernst, warum sollte es so nothwendig sein, ihn zu fassen?“

„Weil der Mensch wirklich zu etwas mehr berufen ist, als dazu, blos Blume und Schmetterling zu sein. Als solche kann er wol Gefallen, Vergnügen, Beifall erwecken, aber nie Achtung, nie Liebe.“

Adelaide sah bedrückt aus und Thränen traten in ihre Augen.

„Das Leben ist so heiter", sagte sie; „Gott hat uns das Leben und die Freude gegeben; warum sollen wir seine Gaben nicht genießen? Ach laßt uns, laßt uns froh sein!"

„Das Leben hat hohe und wichtige Interessen", sagte Alarich mit größerm Ernst, „die wenig mit einem leichtsinnigen Genuß seiner flüchtigen Freuden zusammenpassen."

„Es gibt", sagte Gräfin Augusta, „wichtige und hohe Pflichten zu erfüllen; der Mensch soll nicht für sich allein leben —"

„Was meinen Sie denn", fragte Adelaide eifrig, halb ängstlich, halb lachend, „mit Ihrer Wichtigkeit und Ihren Pflichten? Ist es etwas aus der römischen Geschichte, dem man ähneln soll, um Mensch zu sein? Soll man einen Cursus in der Physik machen, oder Abhandlungen über Staatshaushaltung schreiben?"

Alarich betrachtete sie etwas misvergnügt, und Gräfin Augusta sagte:

„Der Mensch soll, wie ich eben sagte, nicht blos für sich leben; er gehört einem Staate, einem Vaterlande an."

„Und einem Himmel", unterbrach sie Adelaide, „ich weiß es; nur weiter!"

„Für diese soll er leben!" fuhr die Schwester fort.

„Nun, das kommt wol von selbst, wenn er lebt und gut ist", antwortete Adelaide.

„Mehr oder weniger jedoch", sagte Graf Alarich mild lächelnd, „und für diese soll er, wenn es erfordert wird, auch sterben können."

„Sterben, sterben für das, was groß und schön ist, sterben für das, was man liebt; — aber gerade das ist ja erfreuend!" rief Adelaide mit strahlenden Augen aus. „Darüber will ich mich nicht grämen!"

Alarich betrachtete sie mit seltsamer Rührung. Sie reichte ihm die Hand mit der gewinnendsten Anmuth und sagte:

„Lassen Sie mich im Leben und im Tode froh sein! Gott ist gut; er meint es wohl mit uns allen, in Lust wie in Noth; warum sollten wir nicht froh sein? Lassen Sie mich diesen finstern Ernst nicht sehen!“

Graf Alarich antwortete nicht; er preßte die schneeweiße Hand an seine Lippen, folgte Adelaide mit den Augen während des ganzen Abends, blieb aber still und gedankenvoll. Adelaide war einen Augenblick ernst, erhielt aber bald ihr gewöhnliches Leben wieder, lachte, sang und spielte mit den Kleinen.

Unglückstage.

Mein allerliebster Leser, kennst du solche? In der Weltgeschichte sehen wir Unglücksperioden, wo Jahrhunderte hindurch alles verkehrt zu gehen scheint; man mordet, man brennt, man wirft Throne und Religionen um; und wie überall das Große sich im Kleinen spiegelt, und das Kleine im Großen, so zählt auch der Mensch in seinem Leben Unglückstage par excellence.

Du fängst z. B. des Morgens damit an, das Kleid verkehrt anzuziehen, und dies ist eine Art Losung für die Ereignisse im Verlaufe des ganzen Tages. Du schneidest dich bei Rasiren; du gehst und suchst Leute auf, die du nicht findest, und wirst von Leuten gefunden, die du nicht suchst, und die du vielleicht zum . . . . . wünschest; du sagst eine Dummheit, wenn du einen Witz machen wolltest; dein Mittag ist schlecht, alles geht so unbeschreiblich langweilig vor sich, und fällt es dir an einem solchen Unglückstage ein, zu freien, so kannst du sicher sein, einen Korb zu bekommen.

Was den Präsidenten an einem gewissen Donnerstage schon früh morgens bei der Toilette verkehrt machen

konnte, will ich mich nicht erdreisten zu verrathen; aber gewiß ist, daß ein ungünstiges Schicksal ihn den ganzen Tag hindurch verfolgte und daß ein jedes Glied der Familie es mehr oder minder empfinden mußte. Früh am Morgen ging es schon toll her mit dem Glücke und der Laune des Präsidenten. Er sollte hinauf aufs Schloß, und drei schwarze Pflästerchen zierten Kinn und Unterlippe, und der Friseur, der sein Haar schneiden sollte, kam nicht. Auf diesen fluchte er jetzt so heftig und hitzig und war außerdem in so schrecklicher Unruhe, daß ich in meiner Angst mich erbot, den Dienst des Friseurs zu verrichten. Der Präsident sagte: „Gott bewahre!“ und machte aus Artigkeit Complimente, fragte mich aber doch freundlich scherzend, ob ich je einen Männerkopf geschoren hätte, und da ich meinen Oheim, den Hofgerichtsnotar, meinen Bruder, den Auscultant, und meinen Schwager, den Bürgermeister, anführen konnte, denen allen ich bei festlichen Gelegenheiten die Haare geschnitten hatte, so nahm er vergnügt mein Anerbieten an. Wir begaben uns in sein Arbeitszimmer. Er setzte sich, um eine Menge Papiere durchzusehen, während ich ihm ein Handtuch über die Schultern band und mit der Schere in seinem reichlichen Haarwuchse zu manövriren anfing. Das Schwierige bei der Sache war, daß der Präsident nie einen Augenblick mit dem Kopfe still saß. Er war eifrig mit seinen Papieren beschäftigt und, wie es schien, mit etwas Unangenehmem darin; denn er fluchte zuweilen dazwischen und schaukelte dabei so mit dem Kopfe, daß meine Schere schnelle und abenteuerliche Evolutionen machen mußte. Ich habe nach dem, was mir alle gesagt haben, ein wirkliches Talent im Haarschneiden und Anziehen; aber mein Gott, man kann nicht verlangen, daß man einen Kopf, der sich unaufhörlich bewegt, ebenso gut bedienen soll, wie einen, der sich ruhig verhält. Noch schlimmer ward es, als ich mit der Zange einige Locken kräuseln wollte, die recht zierlich seine Schläfe schmückten; denn jetzt, da die

Manövers der Zange nicht so schnell wie die der Schere sein konnten und der Präsident fortfuhr, den Kopf zu bewegen, ward er oft recht empfindlich gestoßen und gebrannt. „Aj! Aj! beste Demoiselle, nehmen Sie mir nur den Kopf nicht weg.“ — Am schlimmsten ward es, als der Präsident nach beendigtem Haarschneiden aufstand und sich im Spiegel besah; denn er blieb jetzt so bestürzt und sichtlich verblüfft stehen, daß mir vor Angst der kalte Schweiß hervorbrach.

„Ums Himmels willen“, sagte er mit zorniger Stimme, „wie seh' ich aus? Heißt das die Haare schneiden? Ich bin ja rasirt, wie abrasirt! Ich kann mich vor niemand sehen lassen!“ Ich versicherte ihm in meiner Seelenangst, daß es ihm ganz wohl stände; daß er nie besser ausgesehen hätte, — aber als Adelaide hereinkam und über mich und ihres Vaters sonderbares Aussehen, indem sie ihn umarmte, in ein herzliches Gelächter ausbrach, da ward ich von ihrer Lustigkeit angesteckt und lachte bis zu Thränen, indem ich vergebens einige Entschuldigungen wegen meines Haarschneidens und Lachens hervorzubringen suchte. Der Präsident war auf gutem Wege, uns Gesellschaft zu leisten, lenkte aber plötzlich um, ward rasend, und sein Haar mit allen zehn Fingern aufthürmend, sodaß es nach allen Weltgegenden stand, stürmte er die Treppe hinunter, hinein in den Wagen und fuhr nach Hofe.

Zur Mittagszeit kam der Präsident zurück; er war bei sanfter Laune, aber etwas ungnädig gegen mich, und ich muß ihm die Gerechtigkeit erzeigen — es war dies gerade nicht sehr zum Verwundern.

„Gott lasse uns satt werden!“ sagte er, indem er mit bekümmertem Blick den Mittagstisch übersah, worauf heute ein Gericht weniger stand, das will sagen, vier Gerichte, die nach meiner Meinung vollkommen hinreichten, noch einmal so viel Personen, als wir waren, satt zu machen. Ich fand jedoch bald, daß des Präsidenten Seufzer prophetisch war, denn das Essen war schlecht zubereitet: der

Roastbeef war so roh, daß er nicht gegessen werden konnte, der Rahmkuchen so ranzig, daß der Präsident ihn für giftig erklärte. Es war Edla's Haushaltsmonat, und ihre Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit wurden fast mit jedem Tage fühlbarer. Der Präsident warf einen misvergnügten Blick auf sie, aber er war zu zartgesinnt und zu fein, um bei Tische seine Tochter darüber zur Rede zu stellen. Er begnügte sich, die Fehler der Gerichte lateinisch zu bemerken und sie stehen zu lassen, ward dabei aber innerlich um so ärgerlicher. Beim Schlusse der Mahlzeit wollte er, zur Erbauung der Kleinen und vielleicht auch um seinen Stoicismus zu beweisen, ein merkwürdiges Kunststück mit einem vollen Glase Wein machen, das auf und nieder gedreht werden sollte, ohne daß ein Tropfen herausfiele; nicht ein Tropfen, sondern all der Wein, den das Glas enthielt, strömte aus auf das weiße Damasttuch, wobei großer Alarm, Aufstand und Bestürzung entstand, dabei aber für mich ein günstiger Augenblick kam, indem ich dem Präsidenten versicherte, den Weinfleck aus dem Tuche herausbringen zu können. Aber alle diese Künste bereiteten uns keinen frohern Nachmittag.

Edla hatte sich in ein Fenster gesetzt und las in einem Theile von Metastasio. Der Präsident ging zu ihr hin und verwies ihr mit etwas strengem Ernste den verdorbenen Mittag. Edla schwieg, wie gewöhnlich, nahm aber eine so gleichgültige Miene an, daß der Präsident sich befugt fand, seinen Vorwurf noch zu schärfen. „Es wäre besser", schloß er herbe, „den Haushalt wohl zu besorgen, als Italienisch zu lesen."

Ich sah gerade nicht ein, warum das erstere nicht mit dem letztern vereinigt werden könne. Ich sagte nach einer Weile etwas hierüber und daß eine hohe und verfeinerte Bildung gar wohl neben einem häuslichen Sinne und Wesen bestehen könne. Ich wagte einen kleinen Angriff auf gewisse Vorurtheile; aber der Präsident, der, wenn ihm einmal etwas in die Quere gekommen war, ein wenig

unbiegsam, und dessen Kopf schon seit dem Morgen verdreht war, sagte nur: „Ich liebe nicht, daß man so spricht.“ Ich merkte nun, daß ich den Augenblick schlecht gewählt hatte und daß es Zeit war, fünf gerade sein zu lassen.

Der Abend kam, mit ihm Graf Alarich und Gräfin Augusta und mit diesen einige Munterkeit in unsern Kreis; denn auch Adelaide war den Tag über ernst und zerstreut gewesen. Gräfin Augusta war ungewöhnlich munter und lebendig, auch Alarich war froh und mild; er nahm die Kleinen auf seine Knie, spielte mit ihnen und blickte auf Adelaide, welche so eifrig nähte, als wäre es fürs liebe Brot gewesen. Der Präsident bat Edla, eine Sonate von Beethoven zu spielen. Sie entschuldigte sich mit einem schlimmen Finger, was wahr war, obgleich der Präsident ihr sichtlich nicht glaubte. Er bat jetzt Adelaide, etwas zu singen, und sie ging sogleich ans Piano. Alarich verfiel in tiefe und, wie es schien, liebliche Träumereien, und antwortete nur mit einem „hm! hm!“ auf das, was die Gräfin ihm über Musik und Componisten sagte; er schien jetzt ganz mit der Sängerin beschäftigt zu sein.

Währenddessen hausten die wilden Kleinen so ausgelassen auf dem Tische herum, daß, ehe man sich's versah, ein Glas Limonade dem Präsidenten in den Schos heruntertanzte, eine Theetasse mir an die Nase flog und der Rahm in die Zuckerdose vergossen ward. Alles dieses war in einem Augenblick geschehen, und der Präsident, gewaltig erzürnt, steckte mit höchsteigener Hand die Kleinen zur Pönitenz ins nächste Zimmer. Dieser kleine Auftritt störte jedoch den übrigen Theil der Gesellschaft nur wenig. Mit bezaubernder Anmuth sang Adelaide ein Lied von der Heimat.

„Eine Heimat!“ sagte Alarich weich, indem er die Arme über die Brust kreuzte und den Kopf senkte, „eine Heimat mit einer geliebten Gattin, das ist in der That ein Himmel!“

„Ja!“ sagte der Präsident, „und mit einer liebens-

würdigen Tochter, welche in allem ihrem Vater zu gefallen sucht und für sein Wohlbefinden und Vergnügen zärtlich sorgt."

Der Ton, in welchem er dies sagte, und der scharfe Blick, den er auf Edla warf, lenkten aller Augen auf sie hin. Sie erröthete heftig. Ich bin gewiß, daß der Präsident sogleich diese übereilten und unfreundlichen Worte bereuete; aber gesagt war gesagt, und Edla's erbitterte Gemüthsstimmung stieg plötzlich bis zu einem Punkte, den ich bei ihr nicht für möglich gehalten hätte. Sie wendete sich zu Graf Alarich und sagte:

„Sie haben die Heimat mit dem Himmel verglichen; wissen Sie, womit man sie noch vergleichen könnte?"

Er sah sie fragend an, und sie fuhr fort: „Mit einem Correctionshause."

Ich schauderte bei diesen bittern Worten. Der Präsident fuhr auf, sodaß der Thee aus seiner Tasse vergossen ward. Alarich betrachtete Edla ernst und vorwurfsvoll.

Sie aber fuhr in starker Gemüthsbewegung fort: „Dort ist ein Oberaufseher und dort sind Gefangene. Der erstere legt den letztern Arbeit auf und, wenn sie etwas versäumen, straft er sie. Er fordert Pflichterfüllung, aber er gibt weder die Zärtlichkeit noch die Freude, welche die Pflicht leicht macht. Dach warum hierüber klagen?" fügte sie hinzu, indem sie einen Blick voller Bitterkeit und Verzweiflung aufwärts sandte, „das geringere Leben ahmt nur das höhere nach, und die Heimat ist ein Bild der Weltordnung."

„Fräulein Edla!" sagte Alarich warnend.

Der Präsident war heftig bewegt, that sich aber Gewalt an und sagte mit scheinbarer Ruhe, indem er sich an Alarich wendete:

„Ist es nicht wunderlich, mein bester Graf, daß der Mensch so oft sich selbst seine Tage verbittert und nachher ungeduldig über Leiden klagt, die er selbst verschuldet hat? Meine selige Frau machte mich zu dem glücklichsten

Gatten; hätte sie noch länger leben dürfen, so würde sie mich gleichfalls zum glücklichsten Vater gemacht haben, denn sie hätte ihren Töchtern die Milde und Nachgiebigkeit gelehrt, wodurch allein Liebe gewonnen wird; sie hätte ihnen gelehrt, die Zärtlichkeit eines Vaters zu verdienen, der nichts Besseres verlangt, als alle seine Kinder um sich glücklich zu sehen."

Der Präsident war gerührt und deutlich zur Versöhnung bereit. Nicht so Edla; das langverschlossene Gift der Erbitterung kochte in ihr auf.

„Blos Liebe", sagte sie, „gewinnt Gegenliebe. Der Vater, der seinem Kinde das Leben gab und ihm nicht Zärtlichkeit, nicht Freude verleiht, der hat kein Recht, etwas zu fordern."

„Kein Recht?" sagte der Präsident hitzig und in zu großer Aufregung, um seine Worte überlegen zu können, „kein Recht? Aber du? Du kannst nie unrecht haben, du mußt immer recht haben. Indeß habe ich kein Recht, von dir Nachgiebigkeit und Gehorsam zu fordern, so habe ich wenigstens das, mich und mein Haus vor Unannehmlichkeiten und vor Unruhe zu bewahren. Seit drei Jahren hast du mir nicht einen einzigen frohen Tag gemacht. Du hast selbst deutlich gezeigt, daß du deines Vaters Rath nicht achtest und in seinem Hause nicht gedeihest; — wird es in Zukunft nicht anders, als es bisjetzt gewesen, so ist es das Beste, daß wir uns trennen!"

„Es wird dann meine Sache sein", sagte Edla kalt und erbleichend, „Platz zu machen. Ich werde bald niemand mehr Unruhe und Unannehmlichkeiten verursachen."

Sie stand auf, legte ihre Arbeit fort und war im Begriff zu gehen. Graf Alarich faßte ihren Arm. „Kind!" sagte er leise, „keine Uebereilung! Fräulein Edla, Sie haben unrecht, besinnen Sie sich!"

Sie stand still und sah ihn verwirrt an. „Was soll ich thun?"

„Sie haben unrecht gehabt. Erkennen Sie es. Bitten Sie Ihren Vater um Verzeihung!“

„Nein!“ sagte sie heftig, indem sie ihren Arm los zu machen suchte; aber Alarich ließ ihn nicht los, führte sie beiseite, während er leise und eifrig mit ihr redete.

Der Präsident war außer sich; Adelaide ging mit Thränen im Auge zu ihm hin, Gräfin Augusta saß bleich und ich rathlos da. In diesem Augenblick hörten wir einen Schrei aus dem Verbannungsorte der Kleinen, und ein starker Schein loderte durch die halboffene Thür. Wir stürzten insgesammt ins Zimmer; die Gardinen an beiden Fenstern standen in hellen Flammen; auch die Tapeten brannten; die Kleinen standen zitternd da und schrien aus allen Kräften. Alarich griff entschlossen zu und riß die Gardinen sammt den Tapeten von dem einen Fenster herunter; aber dabei fingen seine eigenen Kleider Feuer. Als Adelaide das sah, stürzte sie sich besinnungslos ins Feuer und suchte den Brand um ihn zu löschen. In einem Nu loderte ihr dünnes Kleid in Flammen auf, und ganz plötzlich machte es sich so, daß Alarich und Adelaide die Arme umeinander geschlungen und von Flammen umgeben dastanden. Gott der Liebe! wenn du es warst, der dies so gefügt hat, — so verzeihe, daß ich durch einen Eimer kaltes Wasser, den ich in meiner Verzweiflung über Adelaide ausgoß, sowol der Umarmung als dem Brande ein Ende machte!

Unterdeß wirthschaftete der Präsident am andern Fenster und zog die Gardinen auf seinen Kopf herunter, wo das Feuer verzehrte, was ich noch von Haaren übrig gelassen hatte. Er würde wahrscheinlich recht schlecht dabei weggekommen sein, wenn ihm nicht Edla mit Entschlossenheit zur Seite gewesen wäre. Vom ersten Augenblick an war sie neben ihrem Vater und half ihm mit ebenso viel Muth und Klugheit, während sie mit eigener Gefahr ihn vor Schaden schützte. Als das Feuer gelöscht war, zog sie sich still und verbrannt in ihr Zimmer zurück.

Adelaide war außer sich. Sie hielt Alarich's Hände in den ihrigen, blickte ihn an mit Augen voller Zärtlichkeit, Thränen der Angst standen in denselben, und sie konnte doch die Frage nicht aussprechen, die in ihren Gesichtszügen zu lesen war: „Haben Sie Schaden gelitten?" Er wiederum schien alles vergessen zu haben, blos um sie ansehen zu können. Gräfin Augusta erinnerte jetzt daran, daß Adelaide ihre Kleider wechseln müsse. Sie ging, nachdem sie den Grafen hatte versichern müssen, daß sie sich nicht verbrannt hätte, daß sie sich in Acht nehmen wolle, daß er sich daher nicht beunruhigen möge und dergleichen mehr. Er selbst war nicht so leicht davon gekommen; aber er war doch der erste, der über das Ereigniß scherzte und demselben eine lustige Wendung gab. Der Präsident, rußig und erbost, sah im Anfang aus wie eine Gewitterwolke, ward aber allmählich durch Graf Alarich beschwichtigt, und man suchte jetzt der Entstehung des Feuers auf den Grund zu kommen. Unser Verdacht fiel gleich auf die Kleinen. Sie hatten während ihres Exils in verschiedenen Experimenten Trost gesucht, und ihr kleiner Wachsstock schien ihnen dabei mannichfache Dienste geleistet zu haben. Entweder hatten sie sich nun wirklich von der Brennbarkeit der Gardinen überzeugen wollen, oder das Anzünden war durch Zufall geschehen, genug, es konnte dies doch von niemand anderm als von ihnen herrühren. Wir glaubten, daß der Schreck, den die Kleinen gehabt, nebst ernsten Vorwürfen und dem Urtheil, ohne Abendbrot zu Bett zu gehen, uns in Zukunft vor ähnlichen Illuminationen sichern würde.

So schnell, wie ich mich nur freimachen konnte, eilte ich hinauf zu Edla. Ich fand Adelaide weinend über sie hingebeugt und ihre Brandwunden verbindend. Edla war stark beschädigt und ihr Gemüth mehr als je aufgeregt. Ich vermochte Adelaide, sich zu Bett zu legen, indem ich versprach, Edla sorgsam zu pflegen. Kaum waren wir allein, als ein paar Worte mit Bleistift, auf einen Papier-

streifen geschrieben, mir übergeben wurden; sie enthielten eine Anfrage vom Grafen Alarich, Edla besuchen zu dürfen. Ich glaubte, daß er, als ihr künftiger Schwager, zu ihr heraufkommen könne. Auch Edla willigte ein.

„Er mag kommen", sagte sie, „er mag alles hören, was ich zu sagen habe; er ist billig und gut und wird mir wenigstens nicht in allem unrecht geben."

Edla's Gemüthsbewegung war zu einer Höhe gestiegen, welche ganz und gar ihre gewöhnliche Schüchternheit und Verschlossenheit bezwang. Alle die verzehrende Galle, welche seit langem sich in ihrem Herzen gesammelt hatte, brach jetzt mit einer Gewalt hervor, die mich erschreckte. Alarich hörte sie lange an, ohne ein Wort zu sagen; ein Ausdruck innern Mitgefühls ruhte auf seinem männlichen Antlitze.

„Wenn Sie wüßten", sagte Edla, „wie mir begegnet worden ist, Sie würden sich nicht über die Unglückliche, die ich jetzt bin, wundern. Ich war kein boshaftes Kind, ich liebte meine Aeltern zärtlich, besonders meinen Vater, ich hätte gern mein Leben für ihn hingegeben. Und dennoch — mit einem so guten Willen, mit einem so zärtlichen Herzen — nie ein freundliches Wort zu hören, nur ewige Ermahnungen, ewige Vorwürfe! Und warum? Weil ich häßlich war, weil die Natur mir alle gefälligen Gaben versagt hatte, weil ich unglücklich war. Ich war sieben Jahre alt, als mich mein Vater eines Tags liebkoste, — ich gedenke dessen, als wäre es gestern gewesen; ein Zeichen, wie selten ein solches Ereigniß war. Und dann — in so zartem Alter vom väterlichem Hause entfernt zu werden, dorthin als eine Fremde zurückzukehren und immer so behandelt zu werden! Vater- und Mutterliebe, Liebkosungen, Ermunterungen, Freude, alles, alles war für Adelaide!"

„Bist du neidisch auf Adelaide?" fragte ich traurig. Edla schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Könnte man Adelaide hassen, so hätte ich es gethan, — aber wie Adelaide hassen? Ja, wie schwer ist es nicht, sie nicht

lieben zu wollen? Jeden andern als Adelaide hätte ich gehaßt. O! seht, es ist nicht so leicht, nicht so angenehm, innerlich nach Liebe und Freundschaft, nach etwas Gutem, nach einer Freude zu dürsten, und dann zu sehen, wie alles von einem Glücklichern weggeraubt wird; — auch mein Hund, mein kleiner Vogel verließen mich ihretwegen. Und was hatte sie denn vor mir voraus? Schönheit, Anmuth, reiche Naturgaben. Sie waren nicht ihr Verdienst, sie hatte sich diese nicht selbst gegeben. Warum war ich so ohne alles, so arm — und dann noch wegen meiner Armuth gestraft?"

„Liebe Edla!" unterbrach ich sie, „rede nicht so. Es ist nicht recht, nicht christlich!"

„Christlich oder nicht, — es ist wahr. Und reden will ich, einmal wenigstens in meinem Leben, dann will ich schweigen. Glaube mir, ich kann schweigen. Ich will beenden, was ich über Adelaide noch zu sagen habe. Ihre Sanftmuth hat mich für sie milder gestimmt, — ich beneide sie nicht, ich will ihr nichts entziehen, — aber ich möchte auch etwas mithaben. Ich hatte in meiner Jugend eine einzige bestimmte Neigung, eine einzige Lust."

„Und diese war?" fragte Alarich aufmerksam.

„Ich weiß nicht recht, wie ich sie nennen soll — einen Forschungstrieb; ich wollte gern alles ergründen, ich wollte die Ursachen und den Ursprung von allem wissen, was ich sah. Hätte ich mich dieser Neigung hingeben dürfen und einige Anleitung erhalten, so würde mein Leben vielleicht nicht ohne Interesse und Nutzen geworden sein. Aber gerade was ich liebte, ward mir versagt; man verspottete meine lieben, obgleich kindischen Beschäftigungen, und gab mir nichts an ihrer Statt zu lieben. Ich ward gezwungen, mich mit dem zu beschäftigen, wozu ich weder Neigung noch Fähigkeit hatte; ich ward gezwungen, in der Welt eine Freude zu suchen, die ich dort nicht finden konnte. Allmählich zerfiel ich so mit mir selbst, daß ich keinen klaren Gedanken mehr hatte, auch zu nichts Lust

verspürte. Jetzt ist es vorüber mit mir; ich bin so misvergnügt, so unglücklich, so unklar, daß ich keine Ruhe mehr finden kann; das Leben und die Menschen ekeln mich an, ich verachte mich selbst. Ich weiß, daß ich nicht gut bin, — Sie finden mich vielleicht böse, und Sie mögen recht haben; — aber wer hat mich dazu gebracht, wer hat mein Herz verbittert? Auf wen muß die Schuld zurückfallen? Ich sehe ein Leben vor mir, vor dem ich zurückschaudere, — denn Gott und Menschen sind gegen mich, — es gibt nur ein Mittel, ihm zu entgehen —"

„Und dieses einzige Mittel ist?" fragte Graf Alarich, indem er sie durchdringend ansah.

„Selbstmord."

Mich schauderte, aber Graf Alarich lächelte und sagte:

„Die gewöhnliche Zuflucht der Schwäche; wir sollten, wie Shakspeare sagt, den Tod stolz machen, uns hinwegzunehmen."

Edla erröthete. Sie hatte das Wort Selbstmord ausgesprochen, als hätte sie etwas Großes gesagt. Bei Alarich's Lächeln und Worten erröthete sie tief.

Dieser redete jetzt mit ihr, obwol sanft, doch zugleich ernst und eindringlich. Er gab die Gültigkeit eines Theils ihrer Klagen zu, zeigte ihr aber in ihrem eigenen Gemüthe, in ihren Ansprüchen, in ihrem Stolze die vornehmsten Quellen ihres Leidens. Er suchte ihr deutlich zu machen, daß sie durch ein offenes und liebevolles Reden mit ihrem Vater gewiß die Freiheit erhalten hätte, deren sie jetzt entbehrte, und daß sie, weil sie Härte der Härte entgegengesetzt habe, sich den Weg zu seinem Herzen versperrt hätte. Seine Worte waren kräftige Worte der Wahrheit. Er schonte Edla nicht, aber man fühlte selbst in dem Strafenden, daß er sie achtete. Er war dabei so edel, so schön anzusehen.

Edla war getroffen und erschüttert. Sie weinte.

Da redete Graf Alarich zu ihr die süßen Worte der Tröstung, und seine Stimme war dabei wirkliche Musik;

er versicherte sie, daß sie glücklich werden könne; er versprach ihr seinen Beistand und schloß mit diesen Worten:

„Wir sind alle hier im Leben bis auf einen gewissen Grad der Macht der Zufälligkeiten unterworfen; es ist zum Theil durch ihre Gewalt, daß Sie leiden. Aber über diesen steht unerschütterlich eine ewige Ordnung; in diese einzugehen und in ihr unsern Platz zu finden, ist unser aller Aufgabe und allen möglich, sie zu lösen. Dann wird nichts mehr wesentlich unsere Freiheit und unsere Glückseligkeit stören.“

Edla blickte ahnungsvoll auf zu ihrem edeln Lehrer, aber man sah, daß sie ihn nicht verstand. Graf Alarich versprach, sich späterhin weiter zu erklären, und verlangte jetzt von Edla blos, daß sie mit ihrem Vater Frieden schließen und selbst den ersten Schritt zur Versöhnung thun solle. Sie wollte sich dessen weigern, aber Alarich machte sie theils durch Scherz, theils durch ernsthaftes Zureden über diese tadelnswerthe, falsche Scham erröthen, und zeigte ihr außerdem das Strafbare in ihrem heutigen Benehmen gegen den Vater, sodaß Edla endlich mit ungewöhnlicher Nachgiebigkeit in sein Verlangen einwilligte. Doch war es jetzt schon zu spät, denn der Präsident war schon zu Bette gegangen.

Als wir Edla's Zimmer verließen, sagte Alarich zu mir:

„Wir müssen jetzt vor allem Edla zu beruhigen suchen und ihr eine sanftere Gemüthsstimmung geben dadurch, daß wir sie eine harmonische Weltordnung ahnen lassen, die unerschütterlich trotz aller scheinbaren Widersprüche besteht, eine ewige Güte, die ewig wirksam ist trotz des Leidens auf der Erde. — Ich habe etwas von einem jungen Freunde aufgezeichnet, was ich für ein gutes Mittel halte, um bei Edla lichtere Gedanken und Gefühle hervorzurufen. Ich werde Ihnen das Manuscript übergeben; lesen Sie es ihr an einem dieser Tage auf ihrem Zimmer vor. Sodann werden wir allmählich für Edla einen Weg zu eröffnen suchen, der sie nicht allein zur

Klarheit über sich selbst führen, sondern ihr auch geben soll, was jeder Mensch bedarf — ein Interesse im Leben und einen Wirkungskreis. Sie hat eine kräftige Seele, ein scharfes Denkvermögen; ich werde nicht eher ruhen, bis ich sie glücklich sehe."

Ich dankte ihm aus innigstem Herzen für seine Güte.

Ehe wir uns trennten, sah er sich um und fragte, wo Adelaide wohne. Er stand gerade dicht vor ihrer Thüre; ich machte ihn darauf aufmerksam.

„Hier?" sagte er, indem ein helles Lächeln sich über sein Gesicht verbreitete; „hier?" und er legte die Hand aufs Schloß.

„Jesus! Woran denken Sie, Herr Graf!" sagte ich erstaunt.

Er sah mich an, lächelte und wandte sich wieder zur Thüre; es sah aus, als flüsterte er etwas, und ich bin nicht gewiß, ob er nicht die Thüre küßte. Als er wegging, ward er die schlafenden Kindlein gewahr und ging zu ihnen hin: „Aha, hier liegen die kleinen Mordbrenner und sehen aus wie Engel." Er küßte ihre rothen, blühenden Wangen, wünschte mir gute Nacht, sah sich noch einmal nach Adelaidens Zimmer um und verschwand.

Als er gegangen war, begab ich mich leise zu Adelaide, um zu sehen, ob sie wach sei und wie sie sich nach der Feuer- und Wasserprobe befinde. Sie war noch wach, reichte mir ihre Arme und sagte:

„Ist er schon fort? Ich habe seine Stimme drinnen bei Edla gehört. O, erzähle mir, was er gesagt hat!"

Ich wiederholte ihr das Gespräch so genau als möglich. Adelaidens Augen strahlten dabei. „Wie gut er ist!" rief sie aus, „wie edel, wie herrlich redet er! Er wird gewiß der armen Edla helfen."

So von ihr und von ihm redend, kamen wir unvermerkt über Mitternacht hinaus. Ich verglich Alarich und Otto — und armer Otto! Aber Adelaide ward ernst und sagte: „Otto ist gut und liebt mich. Alle können nicht geistvoll sein. Otto ist, wie ihn Gott geschaffen hat."

Edla hatte am Morgen des folgenden Tages Fieber, ging aber doch mit Adelaide zum Vater herunter, um das Versprechen zu erfüllen, das sie Alarich gegeben hatte. Der Präsident war durch ihre Aufführung bei der Feuerscene gerührt, und auf ihre Abbitte antwortete er milder: „Laß uns einander unsere Fehler verzeihen, Edla!“

Darauf begann er mit Theilnahme sich nach ihren Verletzungen zu erkundigen. Sie waren nicht unbedeutend; sie, aber noch mehr ihr aufgeregtes Gemüth, verursachten, daß sie mehrere Tage in einem Fieberzustande zu Bette liegen mußte. Der Präsident besuchte sie während dessen zweimal des Tages; aber sowol Vater als Tochter waren verlegen und gezwungen gegeneinander. Nach dem, was vorgefallen war, ward das Verhältniß zwischen ihnen eher schlimmer als besser. Der Präsident nahm sich in Acht, Edla durch Erinnerungen und Vorwürfe zu verletzen; aber er ward offenbar kälter und zurückgezogener gegen sie, und sie vermied ihn, wo sie konnte. Zu viel war gesagt worden und zu wenig. Die Scene am Unglückstage hatte eine heimliche Wunde aufgerissen, aber ohne die Mittel zur Heilung zu gewähren.

Wenn Misverständniß und gespanntes Verhältniß zwischen Freunden und Gliedern einer Familie entstehen, so vergehen sie selten ohne eine Krisis und ohne eine Erklärung; aber diese sind gefährliche Revolutionsmomente, und gegen einmal, wo sie den verletzenden Dorn ausziehen, geschieht es dreimal, daß sie diesen nur noch tiefer hineindrücken. Ach, warum wird es uns denn so schwer rein zu verzeihen, rein zu vergessen? Wir bewahren uns das Gefühl unsers erlittenen Unrechts; wir brüten darüber, wir wollen ein Recht, eine Rache dafür wieder haben und erwärmen so Schlangeneier an unsern Herzen. Selig sind die Friedlichen, selig die Guten, die da vergessen und verzeihen, ohne daran zu denken, daß sie verzeihen!

Eine Aufforderung zum Tanze.

Adelaide war eifrig in der Pflege ihrer Schwester, aber Edla zeigte so wenig Freude darüber, daß allmählich ihre ganze Pflege mir zufiel, die sie lieber um sich sah. Es schien, als würde Edla's kranker Sinn vom Anblicke der Jugend und Schönheit noch verletzt. Jetzt kam auch die Baronin wieder mit tausend Planen und Vorschlägen zu Vergnügungen; Adelaide ließ sich von dieser fangen und wurde in den Wirbel der großen Welt uns entführt. Wenn Graf Alarich des Abends kam, fand er Adelaide oft nicht zu Hause, und es bedurfte dann der ganzen Gewandtheit und Lebendigkeit der Gräfin Augusta, um seine Theilnahme und sein Interesse an der Unterhaltung zu wecken; doch glückten ihr meistentheils ihre Bemühungen. Er fing so leicht Feuer, wenn irgendeine wichtige Frage, eine große Idee aufgeworfen ward, und es war dann eine Freude ihn anzuhören. „Warum ist Adelaide nicht hier?" dachte ich unruhig und misgelaunt. Ich war unzufrieden mit Adelaide, daß sie so schwach war, dem Drängen der Baronin nachzugeben, da sie selbst nur wünschte, zu Hause bleiben zu dürfen, wenigstens wenn Alarich da war. Der Präsident dagegen war herzensvergnügt. Graf Alarich war ihm wirklich lieb geworden, und er war stolz darüber, ihn Sohn nennen zu dürfen.

„Ich denke", sagte er, „unser Graf erklärt sich wol bald, er scheint mir schon ganz warm neben Augusta zu sein. — Otto tanzt mit Adelaide; alles ist, wie es sein soll. He! Demoiselle Rönnquist! Topp, kleine bonne amie! Das werden zwei schöne Paare; an ihrer Hochzeit wollen wir eine Anglaise zusammen tanzen", — und er rieb sich die Hände in seiner Herzensfreude.

Der Präsident forderte mich noch öfter auf zu dieser Anglaise, wenn er aufgeräumt war. Aber dieser einzige Tanz, den ich mit ihm haben sollte, sah mir noch sehr zweifelhaft aus.

Das Krankenzimmer.

Leise, leise,
Der Doctor will,
Daß sie sich halte still.
Krankenwache.

Man hat zu allen Zeiten die Sonne und die Gesundheit besungen; ich will heute die Krankheit und die Schatten preisen. Ich will dich preisen, körperliche Pflege, wenn du deine Hand auf des Menschen Haupt und Brust legst und zum Seelenschmerze sagst: „Genug." Du bist ein Uebel auf der Erde genannt worden; aber wie oft bist du eine Wohlthat, ein erquickender Balsam, unter dessen Erquickung die Seele nach ihrem harten Kampfe ausruht und ihre wilden Stürme schweigen, mehr als einmal hast du Selbstmord abgewendet und von Wahnsinn gerettet. Die fürchterlichen, die bittern Worte, die das Herz verbrannten, werden allmählich während der dunkeln Fieberträume der Krankheit ausgemerzt, das Schreckliche, das vor kurzem noch so nahe war, zieht sich weit in die Ferne hin; wir vergessen — Gott sei Dank, wir vergessen, und wenn wir uns mit ermatteten Kräften vom Krankenbette aufrichten, so erwacht oft unsere Seele wie aus einer langen Nacht zu einem neuen Morgen. Es gibt so vieles, was während der Krankheit des Körpers dazu beiträgt, das Gemüth zu besänftigen: das stille Zimmer, die milde Dämmerung durch niedergelassene Fenster-

vorhänge, die leisen Stimmen und dann vor allem die sanften Worte derer, die uns umgeben, ihre Aufmerksamkeiten, ihre Unruhe, ja vielleicht eine Thräne in ihren Augen — alles dieses thut wohl, thut innerlich wohl; und als der weise Salomo alle guten Dinge nannte, die auf der Erde ihre Zeit haben, so vergaß er, unter diesen die Krankheit zu preisen.

Eines Abends, als Adelaide auf einem Balle war, und die Kleinen schon unter den Träumen, saß ich einsam bei Edla. Die Nachtlampe brannte mit mildem und behaglichem Scheine, alles war still um uns her, und nur dann und wann rollte ein Wagen mit dumpfem Geräusche unter uns auf der Straße und machte das Lampenlicht zittern. Edla lag ruhig auf ihrem Bette und schien sich besser zu befinden. Ich fragte sie, ob sie nicht glaube, den folgenden Tag aufstehen zu können. Niedergeschlagen, aber ohne Bitterkeit antwortete sie: „Ich weiß nicht. Warum sollt' ich auch aufstehen? Keiner hat Freude daran, und ich habe nichts im Leben zu thun. Die Sonne leuchtet auf unglückliche und unnütze Menschen genug auch ohne mich. Das Krankenbett hat sein Angenehmes für mich, es erinnert mich an ein noch stilleres Bett, wo man noch besser verwahrt ist."

Ich antwortete nicht, aber dachte eben nach, ob ich es wagen sollte, Edla das Lesen des mir von Alarich gegebenen Manuscripts vorzuschlagen, als sie selbst mich bat, ihr etwas vorzulesen.

Ich holte das Manuscript, sagte, von wem ich es erhalten, und las es laut vor. Ich suchte meine Stimme angenehm zu machen, doch ohne Affectation; ich hütete mich, in den Worten zu stocken, denn ich wußte aus Erfahrung, wie sehr Stimme und Vortrag auf das Gemüth wirken können, und ich wünschte innig, daß Edla auf jede Weise einen wohlthuenden Eindruck erhalten möge. Einige Worte waren vom Grafen Alarich als Einleitung zum Manuscripte selbst geschrieben:

„Ein junger Cavalerieoffizier von meiner Verwandtschaft, der Liebling seiner Familie und reich an aller Achtung, ward vor einigen Jahren von einer zehrenden Krankheit befallen. Man hielt sie nicht für gefährlich, und es ward ihm verordnet, nach einem Bade des Auslandes zu reisen. Er reiste voller Hoffnung ab. Seine Verwandten und Freunde hofften ihn in kurzer Zeit mit wiedergewonnener Gesundheit wiederzusehen — aber er kehrte von der fremden Erde nie wieder. Er war ein ungewöhnlich liebenswürdiger und vielversprechender junger Mann, rein wie der Schnee auf den Gebirgen seines Vaterlandes, männlich und kraftvoll in Gedanken und That; sein Herz war liebevoll, sein Gemüth heiter, seine Seele glänzte aus seinen Augen. Er war geliebt und glücklich, wie es nur wenige sind. — Folgende Betrachtungen scheint er kurz vor seinem Tode aufgezeichnet zu haben. Man fand sie unter seinen nachgelassenen Papieren."

Das Manuscript.

Seit einigen Tagen weiß ich, daß ich bald sterben werde. Ein Arzt hat mir das auf meine ernste Frage eröffnet. Ich würde gern noch gelebt haben; ich bin in dieser Stunde noch nicht stark gegen den Tod. Ach, ich habe so viel zu lieben, für so manches zu leben. Ich hätte so gern etwas Gutes in der Welt ausgerichtet. — Wären nicht meine Schmerzen, ich würde vielleicht noch stärker am Leben hangen, doch diese sind schwer.

Im Hause meiner Mutter, in den Armen der Meinigen zu dem langen Schlafe einzugehen — auf dem Schlachtfelde zu fallen im Kampfe für mein theueres Vaterland, das wäre nicht schwer gewesen. Aber so einsam, so unrühmlich zu sterben — auf einem Krankenlager, weit

von allem, was ich liebe, — das drückt mich nieder. Doch ich will nicht murren, ich will mich ergeben. Mein Los ist nicht härter als das von Millionen Menschen; — ich will, ehe die Todesschatten meine Gedanken umdüstern, nach etwas suchen, was jenen und mir Trost verleihen könnte. Ich will Grund und Umfang des Trostes untersuchen, den ich auch in dieser Stunde in mir fühle, und ihn in meinem Herzen noch lebendiger machen; denn schwerere Stunden als diese erwarten mich noch, ehe es zu Ende geht.

Ich werde bald sterben! — Sterben? — Meine Seele hat noch zu viel Leben, um diese Gewißheit fassen zu können, den tiefen, tiefen Schlaf. Meine Seele war voll von andern Bildern — Bildern der Ehre, der Liebe und Freude. — Dennoch ist es gewiß, ich werde bald sterben. Der Vogel, der da über mein Haupt dahinfährt, die Blumen, die am Boden aufsprießen, haben eine längere Zukunft als ich. Die Hand, die dieses schreibt, wird in kurzem in der Erde vermodern, und das Auge, welches die Hand leitet, wird von Würmern verzehrt werden. Wohlan! Aber während es noch schwach ist, will es dir ins Antlitz schauen, du bleicher Zerstörer des Lebens! Dein Gefolge, o Tod, das du bald um mich lagern wirst, soll mich nicht schrecken. Ich bin jetzt einsam mit dir, du Fürchterlicher und Wunderbarer, den ich seit meiner Kindheit in einem erschreckenden und widerlichen Bilde gesehen habe. Ich will dich näher betrachten, ehe du meine Hand ergreifst; — vielleicht werde ich sie dir dann willig darreichen.

Tod!! — Seit das Leben auf der Erde ist, ist auch der Tod da. Die Blumen sprießen im Frühlinge aus ihrem Boden auf, duften eine Weile — im Herbste sind sie todt. Die Thiere werden geboren, spielen, paaren sich, bauen sich Wohnungen, gebären Junge und sterben so, einander zum Raube dienend.

Und der Mensch? Wie aus einem Traume erwacht

er allmählich zum Bewußtsein, blickt auf der Erde um sich und hinauf zum Himmel und versteht und betet an. Ein höheres Streben erfüllt seine Brust, und Ahnungen ewiger Wahrheiten durchströmen ihn; aber wie er dasteht und strebt und ahnt, mit unerfüllter Sehnsucht und ohne mit etwas fertig geworden zu sein, erfaßt ihn der Tod, und er versinkt in die Nacht und es ist vorbei mit ihm, — ja Alles, was er zurückgelassen, ist: sein Andenken und etwas Nahrung für die Würmer — er ist todt. Manche Menschen sterben so zeitig, ehe sie noch etwas auf Erden haben vollbringen können. Alles, was Leben bekommt, muß sterben; überall, wohin ich den Blick wende, sehe ich den Tod, — und die leblosen Berge sind die einzigen ewigen Dinge auf Erden. Warum trägt sie denn andere als solche? — Diese Wesen, welche lieben, welche in der Welt in Leiden und Hoffnung ihre Wurzel ineinanderschlingen und voneinander gerissen werden und sterben müssen — warum sind sie hier? Wozu all dies Liebliche, das verschwinden muß, alle diese Kraft, die erlahmen, all diese Schönheit, die vermodern wird; wozu diese Funken, die schon beim Auflodern verlöschen, diese Leben, welche keine Freude genossen — das tiefe Leiden? — Um endlich zu verstummen und in die Erde zu versinken, die Erde, die alles ausgleichen und ausmerzen wird? Soll mein Herz verzweifeln, indem es in diese traurigen Gedanken, in diese dunkeln Fragen versinkt? Das soll es nicht.

O Gott! an dich, den ich seit meinen Kindheitsjahren anbeten gelernt habe, den ich in der Tiefe meiner Seele leben fühle, den ich in meines Gewissens heiliger Stimme anbete und in allem, was ich Gutes und Schönes auf Erden sehe — an dich hält sich mein Herz und mein Gedanke fest, als ersten und einzigen Ausgangspunkt alles Lebens und alles Denkens. Du bist, das glaube ich, du bist heilig und liebevoll; du bist die Güte, Gott, das fühle ich, das glaube ich innig. Ich verstehe mich selbst nicht mehr, nicht, was ich an meinen Mitmenschen

liebe, ihre Tugend, ihre Liebe, nicht das heilige Muß, das in aller Menschen Brust geschrieben ist und das die Welt zusammenhält, alles ist mir ein Räthsel, wenn ich nicht an dich glaube. Mein Schöpfer! mit dem Besten, was du mir gegeben hast, mit diesem Herzen, das dich lieben, mit dieser Vernunft, die dich denken kann, mit diesem Willen, mächtig zu hören und dir zu gehorchen — will und muß ich dir huldigen. Tief in meine Seele hast du deinen Namen geschrieben, und in dieser Stunde, o Gott, wo ich meiner Zerstörung entgegengehe, deren Natur ich noch nicht kenne, wo ich, schon ein Schatten, unter die Schatten versinke, wo ich meine Seelenkräfte immer mehr hinschwinden fühle — in dieser Stunde kann ich an allem zweifeln, nur nicht an dir, an deiner Güte und Macht; du bist mein Gott.

Aber dieser Gott, an den ich glaube, dessen Güte und Allmacht mir so gewiß wie die Liebe in meinem eigenen Herzen sind — er hat nicht den Schmerz und den Tod geschaffen, nicht den Tod, wie er sich auf Erden zeigt, von Schmerzen und Dunkel gegeben! Die Werke, in denen die unendliche Güte sich ausgesprochen, müssen sein Gepräge tragen, — die Geister, von seinen Gedanken geboren, müssen heilige und vollkommene Geister sein, — die Natur, in der sie sich abspiegeln, schön und ohne Mängel. Gottes ewiges Liebesgesetz ist in der Geister Herzen eingeschrieben; es leitet ihre Wirksamkeit, und die Welt ordnet sich nach dem Gesetze dieser ewigen Güte und Heiligkeit. Die Geister folgen diesem Gesetze nicht aus Blindheit, sondern in Freiheit und mit Bewußtsein; sie sind mit Vernunft und Freiheit ausgerüstet, sie haben die Fähigkeit, Gottes Willen aufzufassen und ihn in Freiheit zu dem ihrigen zu machen.

Gut und weise muß er wol sein, dieser ewige Wille, und unveränderlich, denn das Veränderliche ist blos in der Zeit, und Gott steht über der Zeit. Gut sind da alle Werke Gottes, denn nur ein Thor zerstört seine eigenen

Meisterwerke. Einem jeden Leben, das von ihm ausgeht, gibt er die Vollkommenheit und Seligkeit, die es seiner Natur gemäß zu empfangen fähig ist, dem freien Geiste am vorzüglichsten, dann den Thieren, und im kleinsten Wurme und in der kleinsten Blume lebt er noch mit Kraft und Freude. Alles, alles durchdringt er mit seiner Liebe Leben! Sowie ein Geliebter in seiner geliebten Braut lebt, so muß Gott in seiner Schöpfung belebend und beseligend leben; sowie eine Braut in ihrem Bräutigame lebt, so muß die Welt Gott lieben und anbeten, und ewig müssen sie so von- und ineinander leben und sich verklären.

Und ist dieses das Verhältniß in dem Theile der Welt, den ich sehe, unter den geistigen Wesen, die ich kenne, den Menschen? Ach, es ist nicht so! Gott schuf den Menschen zu seinem Abbilde, das glaube ich, und es kann nicht anders sein. Wie, bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Woher die Sünde in der Menschen Herzen, woher die Verfinsterung in ihrem und der Natur Leben, woher das Leiden auf der Erde, die Unordnung, die Zerstörung, der Tod? Woher der fast unerträgliche Schmerz, der die Schweißtropfen auf meiner Stirne auspreßt und mich allmählich ins dunkle Grab niederlegt? O mein Gott! Gott der Güte! an dich glaube ich, dich halte ich fest.

Der Mensch wird sündhaft geboren, oder mit Neigungen zur Sünde, und der Streit und der Schmerz leben in der Natur, solange wir dessen gedenken. Der Mensch und seine Welt sind Gottes, des Heiligen, Allmächtigen, Werk. Gott hat den Menschen nicht sündhaft, die Welt nicht unvollkommen geschaffen; dies ist mir eine ewige Gewißheit. Ist denn der Mensch vor diesem Erdenleben dagewesen? Ist er rein aus seines Schöpfers Hand gegangen und dann gefallen? Hat er in seinem Falle seine Welt, die Natur mit sich gezogen? Ist dieses Vergessen seiner Präexistenz eine Folge seines Falles, ein

Aufheben seines höhern Bewußtseins während dieser irdischen Wiedergeburt? Sind die himmlischen Lichter, die hier noch bei ihm auflodern, das Gute, das Schöne, sind sie Erinnerungen seines Lebens bei Gott? Deuten sie neben dem Phänomen der Sünde auf Erden auf ein verlorenes Paradies? Wie hat der Mensch, ein vollkommenes Werk Gottes, fallen können? Was hat seinen Fall in einer Weltordnung verursachen können, wo Gott, der Allgütige, das einzige und leitende Princip ist? Tausend Fragen kreuzen sich in meinem Kopfe, — wo genügende Antwort finden?

— — — — — — — — — — —

Gott kann den Menschen nicht böse geschaffen haben; rein und herrlich muß er aus seiner Hand gegangen sein; — er muß vor diesem Erdenleben dagewesen sein, er ist von seiner ursprünglichen Herrlichkeit gefallen und mit ihm die Natur. Seine Wiedergeburt auf dieser Erde und in diesen Verhältnissen muß eine Folge seines Falles sein. Wie ist der Mensch gefallen? „Dadurch, daß er sich von der Verführung besiegen ließ“, sagen die Traditionen unsers Geschlechts. Wer verführte ihn? Gott? Unmöglich. Der Teufel? Ich kann an keinen Teufel als persönliches Wesen, nicht an das Böse, als Reich, glauben. Gäbe es ein persönliches Wesen, dessen Wollen dem Gottes entgegenstände, ewig wie er, ein Oberhaupt eines Reiches in Feindschaft mit Gott, so wäre kein Grund, diese Macht böse zu nennen; ihren Anbetern würde sie ja ebenso wie Gott ewiges Leben verleihen können, d. h. die Fülle des Lebens, das sie liebt, z. B. Wollust, Haß, Schadenfreude, Egoismus, Grausamkeit u. s. w. Könnte man sich das Böse als eine selbständige, zusammenhängende Macht denken, so wäre es, wenn es im Kampfe mit dem sogenannten Guten unterläge, nicht als Böses, sondern als ein Schwächeres unterliegend, und Byron's Lucifer würde recht gehabt haben, zu sagen:

„Der andere ist stärker als ich, darum werden seine

Werke gute genannt; wäre ich ebenso stark, so würden die meinigen so genannt werden."

Aber nun offenbart sich das Böse überall, wo es hervortritt, nie als eine organisirende, immer als eine trennende, zerstörende Macht. Was ist denn das Böse? Vielleicht ursprünglich ein Diener des Guten — wie der Schatten für das Licht —, der aber seine Bestimmung verlassen hat; ein Diener, dem es gelungen ist, seines Herrn Kleider zu erlangen, und in ihnen verkleidet dessen Rolle zu spielen sucht; eine Macht, die nichts anderes bedeutet als des zerfallenen Geistes Unmacht, wenn er von seiner eigenen verkehrten Einbildung tyrannisirt wird, in demselben Maße, als er sich dem Göttlichen verschließt.

Ich will mich nicht mit meinen geschwächten Kräften in den metaphysischen Abgrund vertiefen, den zu ermessen ich in meiner vollen Lebenskraft nicht mächtig genug war, — und bei der Erklärung des Menschenfalles in Gottes heiliger Weltordnung will ich nur bei Folgendem stehen bleiben.

Gott, als Idee des Guten, als das lebende Gute, schließt das Böse in allen seinen Leben aus. Dieses Ausschließen setzt jedoch die Möglichkeit des Bösen voraus, daher folglich eine Wahl (die Bedingung der Freiheit). Gottes Wahl ist von Ewigkeit getroffen; der Mensch soll es bei sich verwirklichen; aber in der Wahl liegt die Vorstellung von dem Bösen (die Versuchung), die Vorstellung erzeugt die Begierde, und diese wiederum die Sünde.

Der Mensch sollte aus einem Zustande der Kindheit und Unschuld zu einem Zustande der Mündigkeit und Freiheit übergehen. Er hatte Wahlfreiheit zwischen einer seligen Wirklichkeit und dem leeren Gaukelbilde eines Guten; er ließ sich von dem letztern verlocken, Gottes Bild ward in seinem Innern verdunkelt, er fiel, und die Natur zerfiel in streitende Elemente. Aber er hatte Freiheit und Fähigkeit treu zu bleiben, sein Fall ist seine eigene Schuld, und die Folgen müssen alle ihm allein zugeschrieben wer-

den. Sein Zustand hier auf Erden, sein Unterliegen der Materie, sein Leiden an Körper und Seele, des ganzen Lebens aufgeregter Abgrund, alles ist da eine Folge seines Falles.

Aber Gott, die ewige Güte, die höchste Liebe, wird er sein gefallenes, unglückliches Kind verlassen? Wird er weniger thun, als eine Mutter auf Erden für das ihrige thun würde? O nein, er wird nie sein Antlitz wegwenden, er wird sein Kind suchen, er wird es rufen, er wird leiden, er wird sein Herzblut geben, um es wieder zu gewinnen und es wieder mit sich zu vereinigen. Wenn Gott in heiligen Welten als Spender der Seligkeit lebt, so muß er auf der Erde als Versöhner leben. Der Hymnus von Reue und Heimweh, der seit undenklichen Zeiten von der Erde emporstieg, dieser innerliche Ruf: „Herr, komm!“ ist von Ewigkeit zu Ewigkeit beantwortet worden mit: „Hier, mein Kind!“

„Hier, mein Kind!“ Ja, mein Gott, an dieses Wort, an diese Zukunft glaubt dein Kind von ganzem Herzen, und beim Lichte der Versöhnungslehre sehe ich die Welt und das Leben sich vor meinen Blicken ordnen. Glaube ich an Gott, den Allgütigen und Liebreichen, so glaube ich auch an den Weltversöhner, — glaube, daß das Leben, welches das Herz sucht, wirklich zugegen ist und sich uns so gern mittheilen will, — glaube, daß es unaufhörlich uns immer näher und näher kommt, bis es alles Hindernde aufgehoben und voll und innig sich mit uns vereinigt hat. Ich glaube, daß unser Gott kein vorbehaltsamer Gott ist, glaube, daß er uns alles geben will, seines Lebens Fülle, sich selbst, — glaube, daß er als ewige Liebe mit und für uns leiden wird, bis er gänzlich in uns lebt.

Ich glaube daher, daß schon seit Wiedergeburt des Menschen auf der Erde das Versöhnungswerk seinen Anfang genommen hat, daß alles, was die Geschichte Gutes und Großes aufzuweisen hat, eine Wirkung dieses Geistes ist, dieses ewigen Wortes, welches über die Welt wacht,

wie der Sonnenschein über die Blumenknospe, wie die Mutter über ihr Kind, und ihr Leben in dem Maße ausspendet, als die erwachende Welt es zu empfangen vermag. Ich glaube auch, daß, sobald die Welt dazu reif ist, die Versöhnung vollendet werden und Gott auf Erden in die innigste Gemeinschaft mit dem Menschen treten wird. Etwas muß da im Leben, in der Geschichte der Menschheit hervortreten, was Gottes Liebe den Menschen ganz offenbart — Liebe, die Gegenliebe erwecken muß, etwas, was beim Menschen kräftig das Bewußtsein seines Falles erweckt, die Erinnerung an die väterliche Heimat zurückruft und an eine verlorene Heiligkeit und Herrlichkeit; was ihm Willen und Kraft verleiht, das Böse in ihm zu unterjochen und zu einem Gotteskinde wiedergeboren zu werden; etwas, was des Todes Schrecken und Macht aufhebt und das Leben verklärt.

Ich weiß wol, zu wem ich gehen soll, um das zu finden, was ich suche. Ich will zu dem gehen, der, selbst heilig, den Menschen zur höchsten Heiligkeit berief, zur Gleichheit mit Gott, der Gottes Reich auf Erden verkündigte, der litt und kämpfte wie ein Mensch, aber siegte wie ein Gott, dem die Kräfte der Natur unterthänig waren, wenn er es wollte; ich will zu dem Gekreuzigten, dem Auferstandenen gehen, zu Gott, der in Christo die Welt mit sich selbst versöhnte.

— — — — — — — — — — —

Die Blätter der Geschichte liegen geöffnet vor mir, und es ist, als fühlte ich den Hauch vom Geiste der Zeiten, während deren Strom durch die Welt eilt. Einige wenige Blätter füllen das Leben des Versöhners aus; aber ein mächtiger Geist, voll von Freude und Erhebung, geht von ihnen aus und erneuert das Leben der Welt. In ihn versenkt, von ihm durchdrungen, stören mich nicht mehr die moralischen Schwierigkeiten, die ich in Jesu Leben zu finden geglaubt habe, — ich fühle, so gewiß wie ich lebe, daß hier Gott der Erde verklärt ist, daß er hier

sich selbst gerechtfertigt hat, — das Werk der Versöhnung ist vollendet.

Tief in meinem innersten Leben erfahre ich, daß es so ist. Der Gott, an den ich glaube, ist er wol ein anderer, als den das Christenthum verkündet? Die Kraft, wodurch ich das Böse in mir bekämpfen kann, ist sie nicht die Liebe zu dem Gotte, der die Welt so hoch liebte, daß er seinen Sohn zur Versöhnung hingab? O Herz der Schöpfung! O Brot des Lebens, das sich uns gibt! — ich glaube es, ich glaube es innig, in dir und durch dich allein haben wir das ewige Leben. — Du kamst zum Menschen nieder, damit der Mensch zu Gott aufsteigen möge. Der Vater hat sich zum Kinde niedergebeugt, um es an seine Brust zu erheben.

Auch auf dieser Erde wollte Gott den Menschen an seines Lebens Fülle theilhaben lassen; — aber was sagt vor allem das Christenthum?

„Gott ist die Liebe!" Er wird dann nie aufhören, seines Geschlechtes Rettung zu wollen, — hier, dort, in Ewigkeit wird er dafür wirken. Gott ist das einzige Princip, ewig derselbe, ewig wirksam, — o gewiß wird die Stunde einst kommen, wo der Sohn, das ewige Wort, dem Vater, dem ewigen Gedanken, alles unterworfen hat. Es muß ein Tag kommen, wo die Versöhnung, im Menschen verwirklicht, sich auch in der Natur verwirklicht — wo Gott in allem und in allen lebt.

Das Leben ist die Entwickelung eines herrlichen Dramas. Die Scene, die wir hier und vielleicht noch lange hernach aufführen, heißt Versöhnung. Wann wir wieder in Gottes ewige Ordnung eingegangen sind, entwickelt sich unser Leben in ungestörter Freiheit und Seligkeit, und das Drama ist dann die Entwickelung der ewigen Liebe in allen Sphären des Lebens.

Unendliche Ahnungen häufen sich um mich. Wie Strahlen einer neuentzündeten Sonne schießen sie über die Welt hervor und wollen alle deren Theile beleuchten; —

aber ach! die Schatten haben sich um meinen Blick gelagert, und einem müden Wanderer gleicht schon mein Gedanke.

Ehe er in Schlaf versinkt, will ich zu dir gehen, göttlicher Lehrer, und die Worte hören, die du den Deinigen sagtest, als du gleich mir am Rande des Grabes standest.

— — — — — — — — — — —

Eine stille Freude senkt sich über mein Herz, das Dunkel zerstreut sich, Gottes herrliches Licht verklärt das Leben, und alle seine Misverhältnisse lösen sich auf. Was ist denn der Tod in deinem Leben und in deiner Lehre, o Christus? Blos ein Uebergangsmoment im Leben des Geistes. Erleichtert ist jetzt meine Brust, heller geworden mein Auge, und ich will mit dem Apostel ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Der Tod ist mir näher gekommen; mag er kommen, er ist mein Freund. Mein Vaterland, meine Freunde, Mutter, Geschwister, lebet wohl! Ich verlasse euch; aber ich weiß, daß ich euch wiederfinden werde. Gern, ihr Geliebten meines Herzens, hätte ich zum Abschiede noch einmal euere Hände gedrückt — aber es sollte nicht so sein. Wohlan! Gottes Wille geschehe!

Als ich aufgehört hatte zu lesen, sah ich auf Edla. Sie hatte die Hände über die Brust gefaltet; ihre Thränen flossen reichlich, aber still. Ich hütete mich, sie zu stören; ich ahnte, daß eine tiefe und wohlthuende Bewegung sie durchdringe. O! wenn das arme, kranke Herz den Arzt kommen sieht, wenn es ahnet, daß es einen Balsam für alle Wunden des Lebens gibt, wenn der heiße Kopf, soeben noch von tausend Zweifeln gemartert, sich an der Brust der ewigen Güte zur Ruhe legt, o da geht im Menschen vor, was kein Verstand erfaßt, was keine Feder beschreiben, was nur mit stillen, wollustvollen Thränen

empfunden werden kann. Versöhnung mit Gott, mit dem Leben, mit sich selbst ist das Himmelsgefühl, welches sanft bis zum innersten Herzen dringt, welches das brennende Blut kühlt, welches jeden noch so beißenden Zweifel auflöst. Güte, göttliche Güte, du bist des Lebens Balsam!

Eine Stunde nach der andern ging dahin und noch sprachen Edla und ich kein Wort. Sie lag still da, und nie hatte ich auf ihrem Gesicht einen so ruhigen und hellen Ausdruck gesehen. Um 1 Uhr hörte ich die Wagen rollen, und Adelaidens Rückkehr erwartend, stand ich auf, um zu gehen. Adelaide hatte das kindliche Verlangen, jedesmal, wenn sie von einem Balle heimkehrte, wo sie nicht soupirt hatte, Pfefferkuchen zu essen, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, dann immer solche für sie bereit zu halten, die ich selbst nach einem Recepte buk, das ich von der seligen Cousine Beate Alltag erhalten hatte, und die selbst viel besser waren als die, welche man bei Frau Drif zum Kauf bekommt. Ich wollte daher gehen und wünschte Edla eine gute Nacht. Sie bat, das Manuscript behalten zu dürfen. „Es hat einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht", sagte sie, „es hat mir eine Ahnung deutlicher gemacht, welche immer in meiner Seele lag, eine Ahnung von einer Präexistenz, von einem verlorenen glückseligen Zustande. Wenn ich die Werke unserer vorzüglichsten Dichter las, wenn ich eine schöne Musik hörte, in ein herrliches Menschenantlitz sah, sind immer dunkle Bilder eines herrlichen verschwundenen «Ehemals» in meiner Seele aufgestiegen und verursachten mir eine Wehmuth, eine unklare Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann. Aber wenn die Präexistenz eine Wahrheit ist, wenn wir alle vor diesem Erdenleben dagewesen sind, woher das allgemeine und tiefe Vergessen derselben?"

„Das Vergessen muß wol durch den Fall selbst verschuldet worden sein. Das höhere Bewußtsein des Menschen ist in Schlaf versunken, und dieser Schlaf dauert in gewisser Hinsicht auch in diesem Leben fort. Es ist

jetzt Nacht, aber morgen, wenn die Sonne aufgeht, werden wir auch den gestrigen Tag klar sehen, das Verflossene und die Gegenwart."

„Jetzt", sagte Edla, „fange ich an, Alarich's Worte zu verstehen. Wenn eine ewige Güte die Welt ordnet, wenn ein nothwendiger Wille dort Gesetze gibt, dann, dann werde auch ich glücklich werden können — wenigstens nicht unglücklich!"

„Glücklich, glücklich, das hoffe ich innig", antwortete ich, umarmte sie und ging zu meiner Adelaide, die gut, froh und engelschön vom Balle zurückkam.

Seit diesem Tage ging eine merkbare Veränderung mit Edla vor. Sie suchte die Einsamkeit auf ihrem Zimmer, wo sie sich mit Lesen beschäftigte. In der Gesellschaft war ihr Wesen milder und ruhiger, aber noch lag eine Wolke von Wehmuth, ein Ausdruck von Muthlosigkeit über ihrem ganzen Wesen. Ich sah Graf Alarich ihr mit aufmerksamen Blicken folgen und gleichsam über die Entwickelung ihrer Seele wachen. Eines Abends, als Edla und ich durch Zufall mit ihm allein waren, führte er das Gespräch auf Glückseligkeit und auf die Mittel, diese zu gewinnen. Er sagte, daß es ein allen gemeinsames Element gäbe, außer welchem niemand ein dauerhaftes und wahres Glück finden könne, daß aber innerhalb desselben eine Menge verschiedener und doch nicht getrennter Elemente wären, von denen jedes Individuum das seinige wählen und dort seine Welt in Harmonie mit dem großen Ganzen organisiren könne. Er glaubte, daß die Glückseligkeit des Menschen darauf beruhe, mit seinem Geiste klar in Gottes ewiger Ordnung zu leben, und für seine Seele, seine eigene Kraft einen Wirkungskreis im Zeitlichen zu finden — oder einen Körper für diesen Geist, in dem er sich aussprechen und von dem er Nahrung zur weitern Entwickelung erhalten könne. Beim Mangel eines solchen Elements würde das Leben immer eine Leere empfinden.

„O meine Ahnung!“ sagte Edla, die lange schweigend und aufmerksam dagesessen hatte. Alarich vermochte sie durch seine lebhaften Fragen, ihre Schüchternheit zu besiegen und sich deutlicher auszusprechen.

„Das Manuscript, welches Sie mir gegeben“, sagte jetzt Edla, „und das Lesen des Buches, worauf dessen Trost sich gründet, hat es wirklich in meiner Seele heller gemacht und mir unendlich wohlgethan. Ich glaube, was es sagt, glaube an einen allgütigen Gott; und doch“ — Thränen drängten sich in ihre Augen — „doch bin ich nicht glücklich, doch scheint mir das Leben leer und ich bin mir selbst noch eine Bürde.“

Sie trocknete ihre Thränen und fuhr mit Klarheit und Ruhe fort:

„Ich habe viel den Frieden und die Freude preisen hören, welche religiöse Beschäftigungen der Seele verleihen. — Ich habe sie versucht“, fuhr sie erröthend fort, „in der Kirche sowol wie im einsamen Zimmer habe ich gestrebt, den Himmel herunter zu holen, um meine arme dürstende Seele zu befriedigen.“

„Und es ist Ihnen nicht geglückt?“ fragte Alarich mit dem Tone der innigsten Theilnahme.

„Nein!“ sagte Edla, und um nicht ihre tiefe Bewegung zu verrathen, schwieg sie.

„Und Sie haben geglaubt, daß dieses kein wirkliches Mittel zur Glückseligkeit wäre, sondern von schwärmerischen und kränklichen Gemüthern irrthümlich für ein solches gehalten werde?“

„Ich habe geglaubt“, antwortete Edla, „daß dieses Mittel für viele gut und segensreich wäre, doch nicht für mich. Ich wollte es nicht beiseitesetzen; aber es genügt mir nicht, meine Seele bedarf anderer Nahrung. Ich bin der fortgesetzten Seelenerhebung nicht fähig, welche eine solche Beschäftigung erfordert, soll sie nicht schwer und betäubend werden. Gelingt es mir, mein Gefühl bis zu wirklicher Ekstase zu steigern, und habe ich in ihr einige

glückliche Minuten gelebt, so verfällt meine Seele für mehrere Stunden in einen Zustand von Schlaffheit und Unlust; mein eigenes Wesen und Leben bedrückt mich dann mehr als jemals."

Hier ward das Gespräch durch die Baronin unterbrochen, welche mit Adelaide von der Oper zurückkam.

Noch an diesem Abende fand Edla auf ihrem Toilettentische ein Packet mit mehrern Büchern. Unter diesen waren Grubbe's Staatslehre, Forsell's Statistik, Montesquieu's Esprit des lois, Agardh's Organographie, Plato's Werke in deutscher Uebersetzung und mehrere andere. Auf einem Zettel, der zwischen den Büchern lag, waren folgende Zeilen geschrieben:

„Ueber Gottes Werke denken, sich mit ihrem Organismus bekannt machen, ist wahre Gottesfurcht und eine wohlthuende Andachtsübung. Die Welt wird reich für den Menschen in dem Maße, als er sich in ihr orientirt. Des Denkers Leben ist schön wie das des Liebenden. Gott hat auf seiner Erde Freudenblumen für alle seine Geschöpfe blühen lassen. Jeder wird diejenige finden, die ihm bestimmt ist, sobald er nur mit Ernst und Fleiß sucht."

Ueberrascht und froh nahm Edla diese Gabe an.

Graf Alarich und ich beschäftigten uns jetzt damit, einen Plan für Edla's zukünftige Studien zu entwerfen, beide davon überzeugt, daß sie bei einer Beschäftigung, die ihre Seelenanlagen entwickelte und ihr Gelegenheit gäbe, ihre Welt sich klar zu machen, bald ihre Kraft erkennen und den Weg zur Glückseligkeit für sich auffinden würde. Alarich suchte, sie das Leben als ein organisches Ganzes auffassen zu lassen, und die schriftlichen Fragen, die er ihr zur Beantwortung übergab, waren so gestellt, daß die darin enthaltenen Gegenstände gegenseitig Licht aufeinander warfen. Die Gegenstände betrafen alle Sphären des Lebens: Religion, Moral, Philosophie und Geschichte, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Graf Alarich war ein aufgeklärter Mann und zu kraftvoll, um zu fürchten, daß

ein Weib zu kenntnißreich und gebildet sein könne; er sah für das Weib wie für den Mann keine andern Schranken als die, welche die intellectuelle Kraft des Individuums vorschreibt. Was Edla betrifft, so ward ihre Neigung zum Lernen in kurzem zur wirklichen Leidenschaft, und man mußte ihr fast mit Gewalt Einhalt thun. Ueber die Fragen, die ihr vorgelegt wurden, machte sie Aufsätze, die im Anfange sehr fehlervoll waren, aber bald an Klarheit und Gründlichkeit gewannen. Tag und Nacht las sie die Schriften des griechischen Philosophen und machte aus ihnen Auszüge und Bemerkungen.

Es war ein glücklicher Umstand, daß der Präsident gerade zu dieser Zeit mit seinen Amtsgeschäften so viel zu schaffen hatte, daß er entweder auf seinem Zimmer oder außer dem Hause beschäftigt war und daher nicht über die Beschäftigungen seiner Töchter wachen konnte. Er versicherte mir, daß er sein volles Vertrauen in mich setze, und hielt sich überzeugt, daß seine und seiner seligen Frau Principien hinsichtlich der Erziehung seiner Töchter gewissenhaft von mir befolgt würden. Ich schwieg etwas verlegen bei diesen Reden, aber Edla arbeitete ungestört ganze Tage auf ihrem Zimmer und ward währenddessen immer klarer von Gemüth, immer freundlicher und heiterer mit allen Menschen.

Ach! wir sollten den Menschen nicht so viel vorpredigen; wir sollten ihnen ein Interesse im Leben geben, etwas zu lieben, und etwas, wofür sie leben könnten; wir sollten womöglich sie glücklich machen oder sie auf den Weg zum Glücke führen — dann würden sie wol gut werden.

Etwas von Adam und seinen Söhnen.

Adam lag in träumende Anschauung der jungen Schöpfung versenkt und sammelte die zerstreuten Züge ihrer unverdunkelten Schönheit. Endlich konnte er sie in ein einziges lebendes Bild zusammenfassen, und das Bild trat ihm näher und entfaltete immer deutlicher seine himmlische Gestalt. Er merkte nicht, daß es seine eigene Persönlichkeit sei, die sich von einem Wachsthume zum andern entfaltete, bis daß Gott dem Weibe Namen gab — da erwachte Adam und fand, daß er Mensch sei. — Deute mir die Sage. — Von allen Wahrheiten ist die die tiefste, daß es kein Leben gibt, das sich nicht wiederfände, das Urbild im Abbilde, und die Zwei sind Eins — ein einziger lebender Geist.

Aus einem Briefe von B.

Ein Sohn Adam's, Graf Alarich W., schrieb an einen andern Sohn Adam's, den Prediger Albert P.:

„Der Mensch ist ein wunderbares Wesen, mein bester Albert! Dieser splitterneuen Entdeckung müssen einige ganz frische Reflexionen folgen, welche wieder zu etwas Dir ganz Unbekanntem führen sollen. Geduld! Was der Mensch in allen Ländern und in allen Ständen sucht, ist Glückseligkeit, Genuß seiner selbst und seines Lebens. Aber die Begriffe dieser Glückseligkeit und die Mittel, sie zu erreichen, wie sind sie tausendfach wechselnd und ungleich! Es ist nicht lange her, daß uns die Denker Europas einreden wollten, diese Glückseligkeit sei wirklich nichts Positives, sie beruhe ganz und gar auf klimatischen Verhältnissen und auf dem besondern Charakter eines jeden Individuums. Sie fanden bei den Kindern Kamtschatkas, die glücklich sind bei ihrer Mahlzeit Thran, beim wollüsti-

gen Hindu, bei dem in Schmuz und thierischer Vergnügsamkeit lebenden Hottentotten, die Lebensweise ebenso vortrefflich, ja wol noch vortrefflicher als bei dem gebildeten Europäer, der sein Leben nach einer höhern Sittlichkeitslehre und einem ausgebildeten Schönheitssinne genießt. Es ist wahr, der Roheitszustand hat seine schönen und guten Seiten, die Cultur hat ihre beschwerlichen und verderblichen Begleiter; — aber leicht ist es doch, beiden auf der Jakobsleiter der Weltgeschichte ihren Platz anzuweisen.

Mannichfach sind in unserer Zeit die Mittel, um in Reinheit und Wahrheit das Dasein zu genießen. Sollte es aber doch nicht einen Zustand geben, der vorzugsweise des Menschen, wie er von Gott gedacht ist, würdig wäre, des Menschen, als Bürgers eines ihm gewährten Staats, einen Zustand, in welchem er am freiesten sein Wesen ausbilden und zum Besitze seines ganzen Lebens und seiner Glückseligkeit als geistiges und thierisches Wesen gelangen könnte; wo er ganz allen den Kräften gemäß leben könnte, die Gott in ihm niedergelegt hat? Du wirst meinen, dies seien ziemlich große Umwege, um zu sagen, daß man sich verheirathen will, und ich gebe Dir recht; aber da ich selbst nicht so leicht zu diesem Beschlusse gekommen bin, so ist es nicht mehr als billig, daß Du meine Mühen theilst.

— — — — — — — — — — — —

Eben erhielt ich Deinen Brief vom 10. d. M. und werde dadurch gezwungen, ohne weiteres zur Sache selbst zu kommen. Du wünschest mir Glück zu meiner Verheirathung mit der Gräfin Augusta U., wovon das Gerücht Dir zu Ohren gekommen ist; aber noch nie war diese weiter von meinem Wunsche entfernt. Ich liebe von ganzem Herzen ein junges, schönes, gutes, fröhliches, bezauberndes Wesen, Adelaide, die zweite Tochter des Präsidenten G. Du weißt, wie hoch und heilig ich die eheliche Verbindung achte und was mir die Wahl einer Freundin zu dieser innerlichsten Vereinigung des Lebens sein muß.

Als ich meine alte väterliche Wohnung verließ, um mich in der Welt nach einer Person umzusehen, die sie mir verschönern sollte, gab ich im voraus der Liebe den Reisepaß, und war fest entschlossen, diese sich nicht in meine Angelegenheiten mischen zu lassen; denn ich liebe es, zu sehen, zu prüfen und mit offenen Augen zu wählen, und wollte mich nicht einer Leiterin anvertrauen, die, nach meiner Ueberzeugung, von Natur blind wäre. Du weißt, wie sehr ich beim Weibe eine reine und wahre Verstandesbildung schätze, und ich bedurfte im Leben nicht nur einer Freundin für mein Herz, sondern eines selbstdenkenden und aufgeklärten Wesens, das mein Denken durch das seinige beleben könnte, das warm für die Interessen der Menschheit fühlte und was Großes und Schönes unter ihnen wäre, zu beurtheilen verstände. Nicht blos einen sanften und weichen Busen wollte ich haben, um mich daran zu lehnen, nicht blos eine artige Wirthin für meine Freunde, eine gute Hausfrau für mein Haus, eine angenehme Gesellschaft für mich selbst in frohen und finstern Stunden; ich wollte — Albert, es ist nicht leicht, mit Worten das auszudrücken, was ich wollte, was ich suchte, was ich entbehrte. — Ich entbehrte Leben! Das Leben wollte ich an mein Herz drücken, — ich suchte, ich sehnte mich nach einem Wesen, das eins mit mir wäre in allem, in dessen Schose ich meine ganze Seele, meine Gefühle, meine Gedanken, meinen Schmerz, meine Freude niederlegen könnte und das sie mir verklärt wiedergeben würde — denn wie ein Traum kam mir bisjetzt mein Leben vor.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Leben machte ich auf dem Schlachtfelde, wusch dann das Blut von meinem Schwerte und lebte mit den friedlichen Weisen der Vorzeit und unserer Tage. Ernst und streng stand des Lebens Genius schon seit meiner Kindheit vor meinen Blicken, nie habe ich sein Lächeln gesehen; ich vergaß selbst zu lächeln, und ward von Jahr zu Jahr kälter, finsterer, strenger.

Ich wollte für mein Vaterland mit der Feder oder dem Degen leben; früh war dies mein Idol und wird es bis zu meiner letzten Stunde bleiben. Aber mein Idol ist kein heidnischer Abgott, es ist nicht eine äußere Macht oder Größe, der ich huldige; was ich an meiner Nation liebe, ist ihr individuelles Leben, ihre edle Persönlichkeit; für die Entwickelung ihrer eigenthümlichen Gestalt in allen ihren Gliedern, für ihre moralische Wahrheit und Schönheit, das ist es, wofür ich leben und nach meinen Kräften wirken will. Wunderbar genug, daß mit diesem Bilde in meinem Herzen, in meiner Einsamkeit zwischen den alten Mauern meiner väterlichen Behausung ich Hand und Herz erstarren fühlte, das Leben immer dunkler ward, ich selbst immer verschlossener und finsterer. Eine fröhlichere und glücklichere Natur als die meinige hätte dies nicht erfahren; aber unter blutigen Scenen aufgewachsen, früh in dem Empfindlichsten meiner Seele verwundet, ernst von Gemüth, fand ich in mir wol eine strebende Kraft, aber keine belebende, erfreuende Quelle, und einsam mit mir selbst, von Welt und Menschen geschieden, fühlte ich mich, sozusagen, allmählich versteinern. Meines Bruders Unglück hatte mir die Liebe und deren Verführungen abschreckend gemacht, und doch empfand ich ein tiefes und innerliches Bedürfniß eines weiblichen Freundes, die das Leben mit mir theilen sollte, die Interessen theilen, welche die meinigen waren, und meinem Leben die Klarheit und Wärme verleihen, die es bisjetzt entbehrt hatte. Es war ein anderes, ein edleres Selbst, das ich suchte, aber doch immer ein anderes Ich. Vaterland und Freiheit sollten meiner Gattin Idole sein, wir sollten an demselben Altare opfern.

Ich hatte die Gräfin Augusta U. kennen gelernt, während ihr Mann noch lebte. Ihre Unterhaltung gewährte mir Vergnügen; ich fand bei ihr eine höhere Bildung, Kenntnisse und Theilnahme für alle die Gegenstände, die mir wichtig und lieb waren. Mit einem lebhaften In=

teresse, mit einer Frage in meiner Seele an die ihrige näherte ich mich ihr aufs neue, seitdem sie Witwe geworden war. Auch jetzt fand ich Vergnügen an ihrer Gesellschaft, doch weniger als früher; ich vermißte bei ihr etwas, ich weiß selbst nicht was, als ich Adelaide G. kennen lernte. Ich sah sie zum ersten mal als Galathea und, als Pygmalion's Liebe Leben in diese herrliche Schöpfung goß, da hätte ich Pygmalion sein mögen, da erhob sich das Verlangen in meiner Brust, der erste Seufzer dieses jungen Herzens zu sein, in diesem lieblichen Wesen meine Welt, mein Vaterland, mein Paradies einzurichten. Sieh, Albert, nie fühlte ich neben Augusta mein Herz warm werden, nie meine Seele sich erweitern, besser und klarer werden. Ich sprach gern mit ihr, denn sie verstand meine Worte und beantwortete sie. — Neben Adelaide bin ich glücklich, sie schlägt unaufhörlich Saiten in meiner Seele an, Saiten, von denen ich nichts gewußt habe, die lieblich bei ihrer Berührung erklingen und mich eine noch nie gekannte Harmonie in meinem ganzen Wesen erfahren lassen. Es ist mir wohl, wenn ich um Adelaide bin; ich fühle mein ganzes Wesen verjüngt und gestärkt, die Gegenstände des Lebens haben eine Schönheit und eine bezaubernde Gewalt, die ich früher an ihnen nicht gekannt habe; ich liebe alles Gute wärmer, ich fühle mich sanft, wo ich es früher nie war; ich bin besser, das Leben ist reicher, seit ich Adelaide kenne; und doch — erkläre mir dies — entspricht sie dem Ideale nicht, das ich mir von meiner Gattin gemacht habe. Sie ist eine spielende Grazie, ein Kind, das noch nichts davon versteht, was das Leben Wichtiges und Schönes hat. Sie zeigt Blitze eines hohen und erhabenen Lebens, aber es sind nur Blitze. — Es würde mir schwer sein, dir zu sagen, was sie ist, ich weiß es selbst noch nicht; nur das weiß ich, daß ich bei ihr mich wohl und ein Mensch fühle, daß aller Zwang, alle Schwere aus dem Kreise verschwindet, wo sie sich bewegt, daß da das Leben klar und leicht ist. Ein bezau-

berndes Leben strahlt mir von ihrem ganzen schönen Wesen entgegen, und ich brenne vor Begierde, es an mein Herz zu schließen; aber in dem Augenblicke, wo ich die Hand ausstrecke, um die der Bezauberin zu ergreifen — in demselben Augenblicke bebe ich auch zurück; ich kann mir es nicht verhehlen, daß die blinde Leiterin mich gegen meinen Willen gefaßt hat. Ich fühle, daß ich liebe, ohne zu wissen warum! Denke ich über Adelaide nach, so muß ich erkennen, daß sie die Freundin nicht ist, auch wahrscheinlich nicht werden kann, die ich suchte; diese war ein höheres, kraftvolleres Wesen; Adelaide ist die Weiblichkeit eher in ihrer Schwäche, als in ihrer echten Schönheit. Und dieses Kind — dieses Kind, schwach, unverständig, übermüthig, hat alles, was einen Weisen toll machen könnte, sofern er nicht vermöchte, sie weise zu machen; und darauf kommt es an. Kann Adelaide lieben, kräftig, einen würdigen Gegenstand lieben, so kann sie alles werden, was gut und edel ist. Kann sie lieben? Es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß sie dessen fähig ist, und wo der Gedanke einer Verbindung mit diesem reizenden Geschöpfe mich entzückt. Dann betrachte ich sie wieder in ihrem Schmetterlingsleben, sehe sie von Schmeichelei, Pracht und eiteln Vergnügungen eingenommen werden und, um diese zu genießen, das Edle, Ernste verlassen; dann wende ich mich mit Unwillen von ihr weg, bis daß ein neuer Ton von Innerlichkeit, ein neuer Strahl eines edeln Lebens mich zu ihr zurückführt. Bald jedoch will ich meinem Zaudern ein Ende machen und einen entscheidenden Schritt thun. Ein junger und reicher Mann, ihr naher Verwandter, macht Ansprüche auf ihre Hand. Seine Persönlichkeit hat nichts Gefährliches für mich. Adelaide kann ihn nicht lieben. Aber er ist sehr reich; sollte ich merken, daß Adelaide auf diese lockende Sprache hört, so werde ich sie verlassen und vergessen. Ich will sie noch einige Zeit prüfen. Ich bin entschlossen, mich nicht von meiner Liebe bethören zu lassen, und ein Weib soll mich nicht aus

meiner Bahn reißen. Kann Adelaide nicht mein werden, so werde ich für immer in meine alte Burg und zu meinen Büchern zurückkehren. Kann ich sie gewinnen und in ihr eine würdige Gattin, so ist das schönste, das reichste Los im Leben mein. Das Vaterland, an das Adelaide mich fesselt, wie noch einmal so theuer und heilig wird es mir werden!

Du siehst leicht aus diesem rhapsodischen Briefe, daß ich verliebt bin, daß ich die Krankheit habe, die alle die Tollheiten verschuldete, durch welche die Welt mit Romanen, Novellen und Theaterstücken überschwemmt wird. Ein Romanheld werde ich mit Gottes Hülfe nicht werden, und ich will daher in allem, was ich unternehme, die goldene Klugheit und nicht die Leidenschaft um Rath fragen. Hilf Du mir damit zurecht, gib mir als Prediger, als verheiratheter Mann und als Freund einen klugen und guten Rath.

Dein Freund
A. W."

Albert P. an Alarich W.

Als verheiratheter Mann, als Prediger und als Dein Freund. Es sind nun zehn volle Jahre her, seitdem ich mich auf meinem Pfarrhofe niederließ und anfing zu predigen und Hausverhöre zu halten, und zu taufen und zu begraben, und meinen Beruf in der Kraft des Geistes und mit wohlmeinendem Herzen auszuüben, und mein Haus mit Küche und Keller u. s. w. von denen besorgen ließ, die für Geld danach sehen wollten.

Meine Schwester machte mir und meinem Hause einen Besuch. „Bruder", sagte sie, „das geht nicht mit rechten Dingen zu; die Zuckerdose wird schon in zwei Tagen leer, und ein Pfund Kaffee reicht schon in der Woche nicht mehr aus. Mit den Kartoffeln wird gewirthschaftet, als sollten sie vom Himmel herunterhageln — aber es ist kein Wunder, daß Frau Aberg's Ferkel so fett werden! Semmeln werden aus der Stadt geholt! Es ist eine Schande, auf einem Pfarrhofe nicht zu backen! In der Milchkammer stehen drei Töpfe ohne Rahm. Mein Bruder, mein lieber Bruder, du wirst grausam betrogen und bestohlen!"

Ich hatte schon selbst bemerkt, daß seit einiger Zeit die Hühner mehr Korn fraßen als hühnermäßig war, und Frau Aberg's Ferkel lagen mir vor der Treppe immer im Wege.

„Aber", fuhr meine Schwester fort, „warum lebst du auch nicht, wie es einem Kirchenhirten geziemt und ansteht; warum bist du nicht verheirathet? Sah nicht unser Herrgott, daß es für Adam — der doch gewiß noch keine großen Wirthschaftssorgen hatte — nicht gut war, allein zu sein, und sagte er nicht: Ich will ihm eine Hülfe geben, woran er sich halten mag?"

„Die sich an ihm halten mag, steht da", unterbrach ich sie; „Weiber müssen sich nie mit Citaten befassen, sie treffen es immer verkehrt."

„Nun, das ist einerlei; und als unser Herrgott sagte, daß er Adam eine Hülfe geben wolle, so zeigte er deutlich damit, daß der Mann sich nicht ohne Frau helfen kann. Mein Rath ist daher, lieber Bruder, daß du dich bald nach einer Frau umsiehst. Was denkst du von der Predigerwitwe Nyberg? Eine gebildete Person und eine erfahrene Hausfrau, welche sorgen wird, das verspreche ich dir, daß die Zuckerdose nicht in acht Tagen leer wird und daß ein Pfund Kaffee vierzehn Tage ausreicht."

„Wird aber dann der Kaffee nicht ziemlich schwach und sehr wenig süß während einer so langen Lebenszeit?“ fragte ich etwas bekümmert.

„Durchaus nicht. Stark und süß, soviel wie du willst. Darin liegt gerade die wahre Kunst der Hausfrau, daß alles gut ist und alles ausreicht. Uebrigens kennst du ja die Nyberg und konntest sie ja leiden, als ihr seliger Mann noch lebte.“

„Schön, sehr schön! Nun, man könnte ja versuchen!“ Und ich brach auf von meinem Pfarrhofe, um mir eine Frau zu suchen.

Mit einer großen Theilnahme näherte ich mich der Predigerwitwe Nyberg und mit einer Frage in meiner Seele an die ihrige. Ich hörte sie auch jetzt mit Vergnügen, doch nicht so wie früher; denn sprach sie auch noch nie so vortrefflich von Pacht und Wirthschaft, Bienen und dergleichen, so vergaß ich doch ihr zuzuhören, um ihrer Schwestertochter zu lauschen, welche am Klaviere saß und sang: „Wie glücklich, der in eigener Hütte u. s. w.“ Sieh, Alarich, nie fühlte ich neben der Predigersfrau mein Herz warm werden, nie meine Seele durch sie sich erweitern; dagegen neben der kleinen Nora — o, da fühlte ich mich glücklich! Da war es, als würde gleichsam ein Spielwerk in mir angestimmt, das ich früher nie gehört hatte, und von dem ich nicht wußte, daß es in mir wohnte. Wie verabscheuungswürdig erschienen mir jetzt nicht Frau Aberg und ihre Ferkel! — Und mein Pfarrhof, wie noch einmal so theuer würde er mir nicht werden, wenn die kleine Nora dort Predigerfrau würde! Ich wußte wol, daß ich verliebt war, aber ich war es so vollkommen, daß ich nie einen Augenblick mich deshalb für blind hielt. Ich reichte ihr meine Hand und bat: „O, meine Liebe, willst du mich nehmen?“ Sie reichte mir die ihrige und sagte: „Recht gern, wenn du mich haben willst!“

Die beiden Hände wurden vereinigt und wir hatten

Hochzeit. Ich habe jetzt seit sieben Jahren in der kleinen Nora alles, was gut und achtungswerth ist, zur Frau, und was einen Mann zufrieden und glücklich macht. Daher habe ich gute Gründe, zu glauben, daß die wahre Liebe clairvoyant ist und den Vernünftigen, der sich fromm von ihr leiten läßt, auf den rechten Weg zur Glückseligkeit führt.

Dies als verheiratheter Mann.

Daß ich Deine Trauung verrichten darf, darum ersuche ich Dich als Prediger. Gern würde ich hundert Meilen reisen, um des Himmels Segen über Dich und deine Braut auszusprechen. Deine Adelaide kenne ich. Ich habe sie gesehen, als sie einen meiner Verwandten besuchte, der ihr Zeichenlehrer gewesen war. Er war alt, krank und in knappen Umständen. Sie kam und gab vor, verschiedene kleine Gemälde zu Souvenirs, Armbändern, Tuchnadeln u. s. w. bestellen zu wollen, und sie zeigte sich so entzückt über die Kleinigkeiten aus des alten Mannes Fabrik, daß der glückliche Greis, sich wenigstens für einen Rafael in Miniatur haltend, mit gutem Gewissen den übertriebenen Preis annahm, welchen sie ihm in einem Tone bot, als fürchtete sie, es wäre noch zu wenig. Ich vergesse nicht den Ausdruck von Leben, Ernst und Güte in diesem engelschönen Antlitze, noch die Einfachheit in ihrem Handeln und Benehmen.

Einmal in jedem Monat erhalte ich Briefe von meinem Amtsbruder und Freunde, dem Pfarrer in der Gemeinde, wo der Präsident sein Landgut hat. Die Hälfte des Briefs spricht größtentheils nur von Adelaide und von der Klugheit und Güte, welche sie bei ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten des Landvolks an den Tag legt. Daß diese Frau so bald wie möglich Deine Frau werden möge, das wünsche und rathe ich als

Dein Freund
A. P.

P. S. Laß den etwas stark scherzenden Ton in meinem Briefe Dich nicht unmuthig machen, Alarich! Unter uns gesagt, glaube ich, daß, welchen Rath man auch einem Liebenden in der Frage, ob er heirathen solle oder nicht, ertheilt, es ein Wort ist, das ganz und gar in den Wind gesprochen wird. Und jetzt sehe ich auch gar keine Veranlassung, ebenfalls in den Wind zu reden.

Alarich W. an Albert P.

Es ist vorbei, mein Freund, und Dein Rath kann jetzt nicht mehr gelten. Adelaide mag noch so gut, noch so bezaubernd sein, so ist sie ein schwaches und eitles Geschöpf, erpicht auf Vergnügen, Glanz und Schmeichelei, alles darüber vernachlässigend. Sie würde mich nie glücklich gemacht haben, und ich war ein Thor, daß ich glaubte, einige Gewalt über sie zu besitzen. Augusta hat mich gewarnt; sie hatte recht.

Nach einer langen Reihe von Tagen, die sie außer dem Hause in Lustbarkeiten zugebracht hatte, bat ich sie, einen Abend meinetwegen zu Hause zu bleiben. Ich wollte ihr etwas vorlesen, wollte mit ihr reden, mit einem Worte, ich bat sie, zu Hause zu bleiben. Sie versprach es bereitwillig und ernst; des Abends, als ich kam, war sie fort. — Ich hatte Ursache, zu glauben, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig wäre; — sie gab ihr Versprechen so frei, so herzlich, so froh — und sie brach es, um neben Otto in einer costümirten Quadrille beim Minister P . . s zu tanzen. Sie ist nicht für mich, und ich muß blos mir selbst zürnen, daß es mir so schmerzlich ist, sie zu verlassen. — Ich reise bald von hier, um mein

früheres einsames Leben wieder zu beginnen. Diese Thorheit war süß. — Lebe wohl, du Gaukelkind! Gut, daß ich zur rechten Zeit gewarnt wurde. Ich werde die ernsten, aber sichern Wege der Weisheit nicht mehr verlassen.

A. W.

Die Wege der Weisheit.

O! sie küßten sich, sie küßten sich, die Kleinen;
Aber wie es zuging, mag Gott allein wissen.
Erich XIV. Rune.

Der Präsident, der vielleicht einigen Unrath in Betreff Edla's merken mochte, hatte es für gut befunden, mir in einem kleinen Privatgespräche allerhand schmeichelndes Lob zukommen zu lassen und mich daneben mit einer neuen Dosis von den Gedanken und Grundsätzen der seligen Präsidentin aufzufrischen. Ich hatte jetzt aus einer nähern Bekanntschaft mit der Familie einigen Muth geschöpft und wagte gegen die Machtsprüche des Präsidenten dann und wann eine kleine Einwendung, einen oder den andern Zweifel. Der Präsident ward etwas überrascht, ich etwas bestimmter; er ward piquirt, ich etwas warm; er etwas vornehm, ich etwas ärgerlich, und allmählich wurden wir beide ganz heftig und heiß.

„Ich habe etwas von der Welt gesehen, Demoissselle Rönnquist", sagte der Präsident; „meine selige Frau hatte ihre Bildung in Kreisen erhalten, welche ...."

Hier ward er durch einen Bedienten unterbrochen, der ihm einen Brief übergab. Er las ihn und sagte: „Einladung zu morgen Mittag; mein Schwager will uns alle sehen. Ich werde gleich antworten." Er fuhr fort, den Brief durchzusehen, und murmelte dabei halblaut: „Bande, die wir immer fester zu knüpfen wünschen — dein Engel

von Tochter — hum, hum — ein Königreich werth — hum, hum — Otto's grenzenlose Liebe — Morgengabe — hum — diese wichtige Verbindung bald geschlossen. — Schön, sehr schön", sagte der Präsident ungemein vergnügt, vergaß seine Ermahnungen und fing dagegen wieder an, mich wegen der Hochzeitsanglaise zu necken. Ich fühlte mich nicht im mindesten tanzlustig, und der Präsident, der es wol merken mochte, nahm meine Hand, schüttelte sie freundlich und sagte: „Wir sind doch gute Freunde, bonne amie Rönnquist, und werden, hoffe ich, in kurzem uns vollkommen verstehen", und er ging, um seinen Brief zu beantworten.

Ich hegte nicht dieselbe gute Hoffnung wie der Präsident und ging ganz misgelaunt von ihm ins Vorgemach. Er war gerade nicht so gut, als daß man mit ihm gern in Fragen hätte zu thun haben mögen, wo man anderer Meinung war als er. Er war gar zu despotisch in seinem Willen, recht zu haben.

Im Vorgemache traf ich Adelajde, welche bleich bei der Nachtlampe saß und ihr Köpfchen auf die Hand stützte. Wenn jemand in die Thür kam, ward sie roth, und beim geringsten Geräusch fuhr sie zusammen. Edla war auf ihrem Zimmer, und im Zimmer nebenan kochten die Kleinen im Ofen eine Crême von getrockneten Heidelbeeren, womit sie auch mich zu bewirthen versprochen hatten.

„Es sollte mich wundern", sagte ich, „wenn wir heute Abend Graf Alarich sähen! Ich glaube, daß er anfängt, sich selten machen zu wollen. Auch Gräfin Augusta hat sich einige Tage nicht sehen lassen."

„Er kommt gewiß nicht", sagte Adelaide mit einer Thräne im Auge. „Er ist böse auf mich, und hat Ursache, es zu sein. Es sind jetzt vier Tage, seit er zuletzt hier war. Ach, der unglückliche Abend, wo Tante Ulla kam!"

„Und warum unglücklich, liebe Adelaide?"

„Wie kannst du fragen, Emma! Ich hatte Graf

Alarich versprochen, an diesem Abend zu Hause zu sein, und Tante Ulla zwang mich, sie zu begleiten, sodaß er mich nicht traf, als er kam und mich suchte. Es war unrecht gegen ihn gehandelt!"

„Es war unrecht, weil du versprochen, zu Hause zu bleiben. Aber warum mußtest du dieses Versprechen geben, da du doch wußtest, daß es dir unmöglich wäre, es zu halten?"

„Ich glaubte, es wäre alles möglich, wenn er es wollte. Ich bat die Tante, bei P . . 's zu sagen, daß ich krank wäre."

„Aber aus der costümirten Quadrille würde dann nichts geworden sein; — und außerdem würde man bald aus deiner Krankheit klug geworden sein. Du hattest versprochen, zu kommen, die Quadrille war zum Theil auf dich mit berechnet — du konntest dich nicht entziehen."

„Der unglückliche Otto! Es ist alles seine Schuld, er hat dies alles angestellt. Ich war so ungeduldig, vom Balle nach Hause zu kommen, daß ich Tante Ulla zwang, mich gleich nach der Quadrille wegfahren zu lassen. Aber als ich nach Hause kam, war er schon wieder weg."

„Wenn Graf Alarich dieser Tage kommt, so kannst du ihm das ganze Verhältniß sagen und dich entschuldigen."

„Ja, wenn er kommt! — Uebrigens mag er denken und glauben und kommen, wie er will, es geht mich nichts an."

Ich gab keine Antwort auf diesen plötzlichen Ausbruch von Gleichgültigkeit, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen sagte Adelaide:

„Wenn ich jemand liebte, so würde ich nie auf ihn böse sein können. Hätte er mir etwas zuwider gethan, so würde ich nicht gewartet haben, bis die Sonne untergegangen wäre, um mich zu versöhnen, ich würde keine Stunde haben vorbeigehen lassen."

Ich antwortete nicht, und als wir ungefähr eine Viertelstunde stillschweigend dagesessen hatten, sagte Adelaide wieder:

„Sage mir, Emma — denn du hast länger als ich gelebt —, sage mir, gibt es viele traurige Stunden im Leben, viele, wo das Herz recht beklommen ist, wo man glaubt, daß man sterben möchte?“

„Solche Stunden gibt es.“

„Viele?“

„O ja! Besonders wenn man nicht recht fromm und mild von Gemüth ist.

„Dann will ich Gott bitten, daß er mich bald sterben läßt, denn ich will solche Stunden nicht haben“, sagte mit Eifer Adelaide. „Meine liebe Emma, ich will nicht unglücklich sein!“ fügte sie weinend hinzu.

„Willst nicht, Adelaide; es ist nicht recht, so zu reden.“

„Nicht? Verzeihe mir“, und sie trocknete ihre Thränen.

„Und wenn du selbst nicht glücklich bist, kannst du nicht für das Glück anderer leben? Du bist deines Vaters, du bist meine Freude, Adelaide; willst du nicht unsertwegen leben?“

„Ich will es“, sagte Adelaide, küßte meine Wange und benetzte sie mit einer Thräne.

„Aber wenn du traurig, wenn du unglücklich bist, kann ich keine Freude haben.“

„Ich will nicht mehr traurig sein, ich will mich daran gewöhnen, nicht so glücklich zu sein, — ich werde mich lehren — niemand soll meinethalben leiden.“

Sie stand auf, ging ans Piano und suchte, wie immer, wenn ihre Seele aufgeregt war, Trost und Ergießung im Gesange. Nie hatte sie schöner als an diesem Abend gesungen; es lag ein Ernst und eine stille Wemuth in ihrer Stimme, die sie unbeschreiblich rührend machte. Allmählich erhob sich ihre Seele während des Gesanges, und

mit lebendiger und wahrer Begeisterung führte sie die schönen Arien aus der Schöpfung aus und schien alle schwere Wirklichkeit des Daseins bei der Schilderung der schönen jugendlichen Welt zu vergessen, die einst bei dem „Werde!“ des Schöpfers frei von Sünde und Plage entstand. Adelaide's Gesang kam aus einer vollen Seele und rief deshalb immer unwiderstehlich eine Menge von Gedanken und Gefühlen in der Brust ihrer Zuhörer hervor. Diesen Abend berührte sie die innersten Saiten der Seele; ich vergaß, daß die Theestunde des Präsidenten nahe war; ich vergaß, daß die Lampe erlosch; ich gab mich den lieblichen Träumereien hin, die Adelaide's Töne in mir erweckten. Ich dachte an

die frohen Tage,
Wo des Morgens Thau noch auf der Erde lag;

ich dachte an die liebenswürdige Sängerin mit unnennbarer Zärtlichkeit und Unruhe und an die Schicksale, die ihr noch bevorstehen könnten. Während ich mich so von Adelaide in die Welt der Ahnungen und Erinnerungen führen ließ, hörte ich leise Fußtritte herannahen, aber so leise, als fürchteten sie, gehört zu werden. Ich dachte erst, es wäre der Präsident, als ich aber aufstand, trafen meine Blicke auf Graf Alarich's mehr als gewöhnlich ernstes und bleiches Gesicht. Er gab mir ein Zeichen, ruhig zu sein, und setzte sich in eine Ecke des Sofas, etwas von mir entfernt. Adelaide, die mit dem Rücken gegen uns gewandt saß, merkte nichts und fuhr zu singen fort. Ich schraubte die Lampe etwas herauf und schielte unbemerkt nach Alarich hin. Es dauerte nicht lange, so sah ich die Strenge von seinen schönen Zügen weichen und einem Ausdrucke unbeschreiblicher Milde Raum geben; und jetzt — erinnerte ich mich an den Thee des Präsidenten und ging, um ihn zu besorgen.

Im Salon ging der Präsident mit raschen Schritten und finsterm Aussehen auf und nieder. Während ich das Feuer schürte, fragte er:

„Ist Graf Alarich schon gegangen?"

„Nein, noch nicht", antwortete ich.

„Er reist!" sagte der Präsident, „es ist ver . . . . t. Es muß ihn etwas gestochen haben; er muß mit etwas unzufrieden sein. Ich begreife nicht, wie es zugeht. Er kam, um von mir Abschied zu nehmen, und bat mich, die Damen von ihm zu grüßen — aber ich schickte ihn selbst hinein. Augusta ist doch hier?"

„Nein, aber vielleicht kommt sie."

„Es gibt da irgendein Misverständniß, eine Eifersucht oder irgendeinen Spectakel. Augusta ist nicht vorsichtig, nicht aufmerksam genug. Nach meiner Ueberzeugung ist er sterblich in sie verliebt, und einen bessern Mann kann sie nicht bekommen; Geburt, Charakter, Gemüther, alles ist passend. Wenn ich nur begreifen könnte, woher dieses Misverständniß jetzt kommt. Ich muß Licht in der Sache haben —"

„Vielleicht", sagte ich, „ist Graf Alarich unbeständig, oder er liebt vielleicht wirklich die Gräfin Augnsta nicht."

„Nicht? Verlassen Sie sich auf mich, Demoiselle Rönnquist, er liebt sie. Ich bin zu viel mit Welt und Menschen umgegangen, um mich in so etwas zu irren, was übrigens ganz sonnenklar ist. Alarich ist in Augusta verliebt, und sie haßt ihn nicht, daß ist gewiß. Auch eignet er sich für sie, wie Otto für Adelaide."

In diesem Augenblick hörten wir kleine rasche Füße durch die Flur laufen und herein stürzten die Kleinen mit geöffneten Lippen und Augen, die vor Verwunderung und Eifer weit aus ihren Köpfchen heraus standen. Sie sprangen ganz athemlos zu mir hin und erzählten in einer Eile und Unordnung, die sich nicht beschreiben läßt, etwas, was unmöglich klar zu begreifen war; aber gewisse Namen, die sie wiederholten, und der oft wiederkommende Refrain:

„O er küßte, o sie küßte, sie küßten sich", machten, daß der Präsident die Augenbrauen zusammenzog.

„Gehen Sie hinein, Demoiselle Rönnquist! Um Gottes willen, gehen Sie, bonne amie", sagte der Präsident, dem in diesem Augenblicke ein Licht aufzugehen schien, „gehen Sie und sehen sie, was da vorgeht. Die Sache würde mir höchst fatal sein! Graf Alarich ist kein Mann, dem man Nein sagen könnte, und er ist nicht reich, er paßt nicht für Adelaide. Gehen Sie, ich komme gleich nach; ich muß erst meine Post expediren."

Ich ging ganz langsam, die Kleinen zu Vorläufern, die ich überredete zu gehen und ihre Crême anzurichten. Sogleich wie ich ins Vorgemach kam, sah ich, daß alles zwischen Adelaide und Alarich gesagt war. Liebe und Freude strahlten aus ihren Augen, sodaß das Zimmer hell davon zu werden schien. Adelaide eilte auf mich zu und schlang ihre Arme um meinen Hals. „Ich werde glücklich werden", flüsterte sie mir zu; Alarich ergriff meine Hand und in diesem Augenblicke trat Gräfin Augusta herein. Sie warf auf uns einen seltsamen forschenden Blick und erbleichte; ihre Zunge stotterte, als sie nach ihrem Vater fragte. Dieser kam fast in demselben Augenblicke herein; auch Edla kam, und wir setzten uns zum Thee in einer ganz zerstreuten und gezwungenen Gemüthsstimmung. Die beiden glücklichen Liebenden schienen jedoch dabei ihre Gefühle und Gedanken gesammelt zu haben.

Ueber Adelaide lag eine Wonne, welche sie gänzlich der Gegenwart entrissen zu haben schien; sie erinnerte mich an die Ambrosiawolken, mit denen die Götter der Vorzeit zuweilen ihre irdische Liebe umgaben. Adelaide zog sich in den Schatten zurück und barg dort ihre glühenden Wangen, ihr Uebermaß von Glückseligkeit. Alarich war schön anzuschauen, etwas so majestätisch Helles lag auf seiner breiten Stirn; man sah, daß er mit der Fülle der Kraft eine selige Welt in seiner Brust trug. Warum wol sein

flammender Blick den Schatten so suchte, als hätte er dort sein Licht?

Der Präsident sprach von der Cholera und von der Wahrscheinlichkeit, daß sie bald nach Schweden kommen würde.

„Sehr, sehr schönes Wetter", antwortete Graf Alarich.

„Mein Vater", begann die Gräfin Augusta, „spricht nicht vom Wetter, sondern von der Cholera, und daß sie wahrscheinlich bald zu uns kommt."

„Aha, kommt sie?" sagte Alarich, noch zerstreuter als erst.

Der Präsident sprach von den Verheerungen der Wölfe auf dem Lande — Alarich sagte etwas von den Festungswerken in Marstrand.

Der Präsident sah überrascht aus. Augusta fragte etwas spitz, wo der Graf heute Abend seine Gedanken habe. Ich ward nicht wenig froh, als die Kleinen mit ihrer Heidelbeerencrême kamen und dadurch eine heilsame Diversion in der Unterhaltung herbeiführten. Ich war die erste, die sich an die Anrichtung heranwagte, und ermunterte alle, meinem Beispiel zu folgen.

Mir ward etwas warm ums Herz, als ich hörte, wie Graf Alarich den Präsidenten fragte, um welche Stunde er am folgenden Vormittag zu Hause zu treffen wäre, und dieser, halb misgelaunt, halb verlegen, von Geschäften, Einladung zum Mittage u. s. w. sprach. Der Graf blieb aber bei seinem Verlangen, eine Stunde am folgenden Tage zu erhalten, sodaß der Präsident endlich nach manchen Ausflüchten sich bereitwillig fand, um zwölf Uhr vormittags für den Grafen zu Hause zu sein.

„Nun", sagte der Präsident, als die Gesellschaft auseinandergegangen war, indem er mich beiseitenahm, „nun, was ist vorgefallen?"

„Ja, das ist es, was ich selbst unendlich gern wissen möchte", antwortete ich. „Gräfin Augusta kam fast zu

gleicher Zeit wie ich ins Zimmer, und ich konnte über nichts Aufklärung erhalten."

Der Präsident sah sehr unzufrieden aus. „Es ist eine höchst fatale Sache", sagte er; „mein Schwager hat beinahe mein Versprechen wegen Adelaide. Aber ich werde es dem Grafen sagen, daß Adelaide nicht zur Frau für ihn paßt."

„Hören Sie erst, was er selbst davon denkt", sagte ich bittend.

„Eine höchst fatale Geschichte", waren des Präsidenten letzte Worte, „höchst fatal; bei gehöriger Aufmerksamkeit am rechten Orte wäre sie nie so weit gediehen."

Daß der Präsident mit dem „rechten Orte" mich meinte, begriff ich wohl, und las es außerdem in dem Blicke, den er mir dabei zuwarf; aber alles dieses kümmerte mich wenig. Adelaide sollte ja glücklich werden!

Als ich mit Adelaide auf ihrem Zimmer allein war, suchte ich über das Vorgefallene Aufklärung zu erhalten, und wie die beabsichtigte Abschiedsvisite eine solche Wendung erhalten hatte; aber aus dem, was Adelaide unter strahlendem Lächeln, Thränen, herzlichen Umarmungen mir sagte, würde der Scharfsinnigste nicht klug geworden sein. Es schien, als hätte Graf Alarich die Eingebung gehabt, den Pygmalion zu spielen, als hätte er fragend die Hand auf das Herz der Geliebten gelegt, sich aber versprochen und anstatt Galathea „Adelaide!" gerufen. Die Summe der Begebenheit schien in der Erzählung der Kleinen: „Sie küßten sich, sie küßten sich!" enthalten zu sein. Aber wie es kam, mag Gott allein wissen.

Vergnügungen.

Jetzt ging ein andres Leben an,
Jeden Abend großes Souper.
Madame Lenngren.

Die Uhr schlug zwölf, die Uhr schlug eins, zwei am folgenden Tage, und Adelaide und ich waren noch in der peinlichsten Erwartung und Ungewißheit. Man hörte darin beim Präsidenten gehen und sprechen. Um drei Uhr kam der Präsident zum Mittagstische, kein Graf Alarich ließ sich sehen. Der Präsident war weich gestimmt, er sah oft auf Adelaide und Thränen kamen ihm dann zuweilen in die Augen. Er aß mit zerstreuter Aufmerksamkeit (höchst ungewöhnlich) und sprach fast nichts. Gleich nach dem Kaffee berief er Adelaide zu sich auf sein Zimmer.

Nach einer kleinen Vorrede theilte er ihr Alarich's Anhalten mit, sprach von den Planen, die er selbst ihrer Zukunft wegen gehabt hätte, zeigte ihr den Unterschied in ihrer Lage als des reichen Otto Gattin in den glänzendsten Kreisen des Hofes und der Hauptstadt, und als Gattin des nicht reichen Grafen auf einem einsamen Gute in einer entlegenen Provinz. Er übertrieb die Contraste, wahrscheinlich um Adelaide zu prüfen, vielleicht auch um sie zu gewinnen; aber er ließ ihr übrigens freie Wahl. Adelaide hatte schon längst entschieden. Sie öffnete ihr Herz dem Vater, dessen väterliches und zärtliches Herz sich

auch jetzt unverstellt zeigte. Er sagte ihr, daß ihre Liebe ihr Ehre mache, daß Alarich auch sein Herz gewonnen habe, daß er stolz sei, ihn Sohn nennen zu dürfen. Er gab ihr darauf eine kleine Ermahnung für die Zukunft, stellte ihr das Gewicht und den Umfang der Pflichten vor, die sie auf sich zu nehmen im Begriff stehe; er warnte sie vor Eitelkeit und Zerstreuungssucht, welche gefährliche Feinde für ihres Mannes und ihre eigene Ruhe werden könnten. Der Präsident hatte dem Grafen keine bestimmte Antwort geben wollen, bis er zuvor mit seiner Tochter gesprochen und die Familie seines Schwagers von dem, was beabsichtigt ward, unterrichtet hätte; und dies letztere wollte er nun, obwol mit schwerem Herzen, am folgenden Tage vollführen.

Adelaide kam von ihrem Vater tiefgerührt und ernster, als ich sie je gesehen hatte. In einer Stunde jedoch war dieser Ernst der süßesten und herzlichsten Freude gewichen. Dazwischen seufzte sie und sagte: „Armer Otto!“

Ja, armer Otto! Er war wirklich zu bedauern. In der Familie der Excellenz entstand große Aufregung. Aber Se. Excellenz, ein kluger Weltmann, hielt es für das Beste, den Korb, den, wie er meinte, die Familie erhalten hätte, so wenig als möglich bekannt werden zu lassen. Dennoch würde wahrscheinlich eine wirkliche Trennung zwischen den beiden Familien entstanden sein, wäre nicht Adelaide gewesen. Sie sprach so herzlich mit Onkel und Tante, bewies ihnen so viel Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß sie aus Liebe zu ihr allen Unmuth vergaßen. Die Baronin, welche ihre Nichte mütterlich liebte, bat blos, daß diese gleichwie früher dann und wann ihre Gesellschafterin sein möge. „Ich werde sonst zu schnell arm“, sagte sie mit Thränen in den Augen. Schlimmer ging es mit Otto. Er war in Verzweiflung, zerschlug Stühle und Tische, und es erforderte alle die wirkliche Liebe, die er für Adelaide hegte, um ihn abzuhalten, Alarich, als seinen Nebenbuhler, herauszufordern. Adelaide gebrauchte alle

ihre Gewalt, die sie über ihn hatte, um ihn ruhiger zu stimmen; sie sprach ihm zärtlich und verständig zu, sie versprach, ihn wie eine Schwester zu lieben — vergebens, er schickte die Schwester zum T— und weinte über die verlorene Braut. Seltsam genug glückte es der Gräfin Augusta besser als jedem andern, ihn zu trösten. Sie hatte lange und viele Unterredungen mit ihm, und er ward allmählich ruhiger. Auf Alarich warf er immer die wildesten Blicke. Dieser wieder, der von Herzen seinen unglücklichen Rivalen beklagte, war freundlich gegen ihn, und gewann allmählich die Excellenz und besonders dessen Frau für sich.

Die Gräfin Augusta schickte sich unübertrefflich, und ich kam wirklich in Zweifel, ob sie Alarich geliebt habe, wie ich es zuweilen geglaubt hatte. Sie sagte, sie machte sich eine Ehre daraus, seine Freundin und Schwester zu sein, und war glücklich über Adelaide's Glück.

Am Abend desselben Tages, wo der Präsident mit Adelaide sprach, sagte er zu mir:

„Der Graf hat mir heute mein ganzes Herz geraubt. Ein stolzer, ein edler Mann, Demoiselle Rönnquist, und arm ist er auch nicht. Er zeigte uns klar, wie es mit seinem Vermögen steht. Nun, er ist gerade nicht reich — weit davon entfernt; aber vielleicht ist das kein Unglück für Adelaide! — Ich glaube, daß er sie glücklich machen wird. Und sie liebt ihn, Demoiselle Rönnquist! Herr Gott, wie man sich doch irren kann! — Daß Adelaide so weit von mir wegziehen soll, kostet mir viel; aber es handelt sich ja um ihr Glück."

Ich wollte, daß du, mein Leser, Adelaide an ihrem Verlobungstage gesehen hättest! Ich hatte mir das Vergnügen gemacht, ihr weißes Seidenkleid mit Schwanendunen um den Saum, den Hals und die kurzen Aermel zu garniren; sie waren beinahe nicht weißer als ihre Haut. Einige frische Rosen, die ihr Alarich gegeben und die ihrem ersten erwachenden Blicke am Morgen

begegneten, und eine schöne Perlenschnur, auch ein Geschenk von ihm, waren ihre einzigen Zierathen. Sie war blendend schön und bezaubernd, darüber herrschte nur eine Stimme. Graf Alarich — um mich einer mehr ausdrucksvollen als schönen Redeweise zu bedienen — verschlang sie mit den Augen. Ein milder und lieblicher Ernst war an diesem Tage über Adelaide's Antlitz und ganzes Wesen verbreitet. Ihr Blick war fromm und verklärt, sie fühlte ihr Glück mit innerlicher Dankbarkeit.

„Sollte ich nicht froh sein?“ sagte sie zu Alarich, „das Leben ist mir ja zum Rosengarten geworden.“

Er drückte sie an seine Brust, nannte sie seinen schönen Schwan, seine Lieblingsblume, seine Freude. Der Philosoph war ganz und gar in den Liebenden umgewandelt.

Die Excellenz G. und die Baronin waren unter den Gästen. Ersterer hielt eine vortreffliche Rede; aber der Baronin Augen füllten sich zuweilen mit Thränen. Otto ließ sich nicht sehen.

Am Abend, als Adelaide in die Küche gehen wollte, um einen Blick auf die Anrichtungen zum Souper zu werfen, ward sie auf der Flur von einer langen, in einen Mantel gehüllten Mannsgestalt aufgehalten, erschrak anfangs, erkannte aber bald Otto.

„Ich wollte dich doch heute sehen, Adelaide“, sagte er; „aber ich konnte nicht unter den übrigen sein — sieh, wie ich aussehe, Cousine Adelaide!“

„Armer Otto! Mein guter Otto!“ sagte Adelaide mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Ja, armer Otto, nach dem fragst du jetzt wenig! Er könnte sich deinetwegen ins kühle Grab niederlegen — du würdest noch ebenso lustig tanzen.“

„Otto! Wie kannst du so reden? Willst du mich böse machen? Es ist nicht recht von dir, Otto!“

„Wie schön bist du!“ sagte Otto, sie mit Bewun=

derung betrachtend, „wie bezaubernd bist du! Jesus, wie göttlich bist du! — Bist du glücklich, Adelaide?“

„Ja, lieber Otto! Doch ich muß jetzt gehen; halte mich nicht länger auf, guter, lieber Otto! Adieu!“

„Gott segne dich, Adelaide!“ sagte Otto mit erstickter Stimme, bog das Knie und küßte die Schwandunen, die ihr Kleid umkanteten; „Gott segne dich, meine Adelaide!“

„Wessen Adelaide?“ fragte eine Stimme, vor der Adelaide zusammenfuhr. Es war Graf Alarich; er stand neben ihr.

„Deine“, sagte sie, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang. „Gute Nacht, bester Otto, lebe wohl!“

Otto lief wie verzweifelt die Treppe hinunter. Alarich war unzufrieden. Er äußerte sich verächtlich über Otto und misvergnügt darüber, daß Adelaide auf der Flur gestanden und kalt geworden wäre; Bediente hätten in der Nähe sein und hören können, was gesprochen wurde u. s. w. Er brummte schon recht nach Mannesart, „der Sünder!“

„Sei nicht so streng“, bat Adelaide zärtlich. „Du bist glücklich, Otto unglücklich!“

„So muß er es als ein Mann ertragen. Er schickt sich jämmerlich —“

„Otto ist gut, er ist besser als du!“

„Ja so!“

„Er ist nicht so streng gegen andere, nicht so verdammend.“

„Ja so!“

„Du bist nicht so recht gut —“

„Ja so!“

„Aber gut oder böse, lieb' ich in der Welt niemand anderes als dich.“

Küsse und Frieden.

Von diesem Tage an begann für das verlobte Paar eine ununterbrochene Reihe von Belustigungen. Adelaide

ward nach dem Wunsche des Präsidenten bei Hofe vorgestellt. Der König zeichnete den Grafen durch die ehrendsten Beweise seiner Achtung aus. Die Verlobung mit einem durch Tapferkeit, Kenntnisse und die edelste Persönlichkeit so ausgezeichneten Manne verlieh Adelaidens Leben einen neuen Glanz. Ihre Schönheit schien immer höher, immer blendender zu werden; sie war überall die Schönste unter den Schönen, die Gesuchteste, und ward so geschmeichelt, geliebkost, vergöttert und umringt, daß es Alarich oft schwer ward, sich ihr zu nähern. Dies und Otto's beständiges Hängen hinter Adelaidens Stuhl in den Gesellschaften, wo sie sich trafen, machte Alarich endlich diese Lebensart unangenehm. Er machte Vorstellungen, er wollte, man möchte zu Hause bleiben und die unaufhörlichen Einladungen unter irgendeinem Vorwande ablehnen; aber Adelaide, von Tanz, Liebkosungen und Jugendleben hingerissen, gab sich wild den Vergnügungen hin und wollte auf keine Vorstellungen hören. Jetzt begann auch ich mit ihr zu reden, sie zu bitten, mehr zu Hause zu sein und ihrem Bräutigam zu willfahren.

„Laß mich tanzen, laß mich spielen", bat Adelaide etwas ungeduldig, „ich bin ja so jung; ich mag wol einiges Vergnügen haben. Liebe Emma, gönne mir meinen Frohsinn! Dies ist ja mein letzter Tanzwinter; dann werde ich auf dem Lande sitzen und backen und brauen. — Jedes hat seine Zeit, liebe Emma; man muß mir jetzt nicht das Tanzen verbieten. Ist es nicht so?" rief sie, dem eintretenden Alarich entgegenlaufend, „ich darf mir Vergnügen machen, darf tanzen, froh sein, darf meinen Willen in allem haben, und niemand soll mir ein böses Wort sagen, sondern alle sollen mich liebhaben und mir willfahren?" Ihr Antlitz strahlte dabei vor Freude und Schalkhaftigkeit.

„Und dich verderben, Adelaide!" sagte Alarich, indem er ihre Stirn küßte.

„Nicht verderben! — Ich kann nicht verdorben werden."

„Du bist es schon, Adelaide!" sagte Alarich lächelnd, aber mit Ernst.

„So? Du findest Fehler an mir?"

„Ja!"

„Du sollst mich mit meinen Fehlern lieben, ja, du sollst sie meinetwegen lieben."

„Das kann ich nicht, Adelaide!"

„Du willst nicht!"

„Ich kann nicht. Ich kann kein wildes und leichtsinniges Weib lieben."

„So! Und ich kann keinen querköpfigen und mürrischen Mann lieben!"

„Adelaide!"

„Alarich! Hör', mein geliebter Alarich, ich will thun, was du willst, will werden, wie du willst, ich werde alle meine Fehler ablegen. Aber jetzt sei etwas gut gegen mich! Gönne mir in dieser kurzen Zeit noch einiges Vergnügen."

„Mache dir Vergnügen! Aber ich bin dieser sogenannten Vergnügungen müde, dieser ewig leeren Lustbarkeiten. Ich will zu Hause bleiben, du mußt allein fahren."

„Nein, nein, mein lieber, guter Alarich, begleite mich nur noch einige Tage. Laß doch sehen — eins, zwei, drei, vier — nur vier Tage; dann verspreche ich dir, vierzehn zu Hause zu bleiben. Meinetwegen komm mit, mein Alarich! Ohne dich kann ich keine Freude haben! Willst du nicht deiner Adelaide wegen mitkommen?"

Graf Alarich kam mit. Der Präsident fuhr an diesem Abende mit seinen Kindern aus. Edla arbeitete einsam auf ihrem Zimmer. Ich blieb zu Hause, denn ich war von mehrern Nachtwachen müde. Die Kleinen saßen bei mir. Wagen auf Wagen rollten auf den Straßen, Lichter strahlten aus allen Fenstern des Schlosses. Als wir den

Knall aufsteigender Raketen zu hören bekamen, die auf dem Strome den königlichen Geburtstag begrüßten, begannen die Kleinen zu weinen und fanden es etwas hart, daß sie im Dunkeln sitzen und die Pracht nicht sehen sollten, welche alle Welt sah. Um sie zu trösten, versprach ich ihnen eine Geschichte zu erzählen. Sie trockneten sogleich ihre Thränen, spitzten die Ohren und lauschten aufmerksam einer wahrhaftigen und moralischen Erzählung.

Mäßige Freuden.

„Es schmeckt doch nach dem Vogel", sagte die Alte und kochte den Zaunstecken, worauf die Krähe gesessen hatte.

Weit, weit unten im Klara-Bergpasse wohnte ich und meine Schwester Johanna. Wir lebten bei einer alten Tante, die uns nach unsers Vaters Tode zu sich genommen hatte. Aber sie war kränklich und arm, und konnte daher nicht sehr für uns sorgen; wir waren meistentheils einer alten Frau überlassen, welche Sorge für uns trug, allein diese war etwas streng und etwas geizig und sehr taub, sodaß wir gerade keine frohen Tage bei ihr hatten. Indessen suchten wir uns auf die beste Art zu erheitern. Wir hatten eine kleine Ratte gezähmt, sodaß, wenn wir ein Stück Zucker auf den Stein neben dem Ofen hinlegten, sie hervorkam und fraß, obgleich wir in der andern Ecke des Zimmers standen; es ist wahr, wir durften kaum Athem holen, aber wir waren nicht wenig durch ihr Vertrauen geschmeichelt. Die Zuckerstücke waren indessen dazumal etwas Rares für uns, und mehr als zwei kleine Stückchen wurden in der Woche nicht spendirt, um theils den Appetit unserer Ratte, theils unsern eigenen zu befriedigen. Die Sonntage waren große Festtage für uns, denn da bekamen wir Eau-de-Cologne auf einen Zipfel unserer Taschentücher, Butter zu unsern Kartoffeln beim Frühstück und zum Mittag Braten.

Eine andere große Freude, die ich gerade nicht den Kleinen erzählen wollte, die ich aber meinem Leser auch nicht verbergen will, hatten wir, wenn die alte Tante N., eine magere Witfrau, zum Mittagsbesuch zu unserer Tante kam. Dies war ungemein lustig, erstens weil wir dann des Abends einen Thee mit Zwieback bekamen, und besonders weil sie gern von ihren Freiern sprach, was uns allerlei Gedanken in den Kopf setzte. Ich vergesse nicht die Neugier und das Interesse, womit ich sie meiner Tante zuflüstern hörte: „Du! den reichen S. in der Bank habe ich bekommen können."

Zu unsern Vergnügungen gehörte es auch, zweimal in der Woche eine Stunde auf dem Hofe spielen zu dürfen. Aber wie der Mensch selten mit dem, was er hat, zufrieden ist, so hatten wir auch an unsern Vergnügungen nicht genug, und als der Sommer kam und alle Herrschaften aufs Land herausfuhren, da bekamen auch wir große Lust, uns ein Landgut zu verschaffen. Wir hatten zuweilen die Frau in den Keller begleiten dürfen; dort merkten wir uns einen Fleck auf dem Boden, auf den das Tageslicht durch eine nach dem Hofe offene Zugluke schien. Hier pflanzten wir an einem schönen Tage im Mai eine Erbse. Drei Wochen lang gingen wir alle Tage und untersuchten die Stelle, rührten auch etwas in der Erde herum, um zu erfahren, ob nicht die Erbse heraufzukommen gedenke. Unsere Freude war daher groß, als wir am vierundzwanzigsten Tage nach dem Einpflanzen eine kleine Aufschwellung von Erde erblickten und unter dieser unsere göttliche Erbse ganz grün und schüchtern mit einem ausgeschlagenen Blatte hervorguckte. Wir tanzten um sie herum und sangen vor Freude. Vor die Pflanzung setzten wir jetzt ein kleines Haus von Karten und davor eine kleine Bank, worauf Herren und Damen aus Papier saßen. Und niemand kann ein lebhafteres Vergnügen an seinem Landgute haben, als wir an dem unserigen hatten.

Wir wohnten in einem kleinen, sehr finstern Zimmer. Aber von meinem Bette konnte ich des Morgens ein Stückchen Himmel und den Schornstein von des Nachbars Hause sehen. Wenn jetzt der Rauch aus dem Schornstein aufstieg und von der aufgehenden Sonne gelb und roth gefärbt ward, da schien es mir, als ob die Welt da oben in der Luft recht schön sein müsse, und ich sehnte mich dorthin. Ich bekam eine große Lust zu fliegen und theilte sie auch meiner Johanna mit. Wir machten uns Flügel aus Papier, und als diese uns nicht tragen wollten, versuchten wir, ob sie uns wenigstens nicht tragen würden, wenn wir uns, ohne uns irgendwo anzuhalten, von Schrank, Ofen, auf die wir hinaufgeklettert waren, niederfallen ließen. Aber außer daß wir manche Beulen davontrugen, machten die starken Stöße auf den Boden, daß die Frau hereinkam und die plumpen Engel recht ernstlich ausschalt. Indessen kamen wir bald auf einen andern Ausweg, um uns schwebend über der Erde zu erhalten. Wir wählten passende Stangen aus, die wir wie Krücken benutzten, und bewegten uns hiermit über den Hof hin, in die Kreuz und die Quere, uns einbildend, daß wir flögen.

Wären wir doch hiermit zufrieden gewesen! — Aber das Verlangen, mehr von der Welt zu wissen, stürzte uns ins Unglück. Das Haus, das wir bewohnten, lag auf einem Hofe und war durch eine hohe Holzplanke von der Straße getrennt. Ein Theil des Hofes war ein Garten, wohl umschlossen und einem Notarius gehörend. Er war ein strenger Herr, und wir fürchteten ihn sehr.

Die Versuchung zum Bösen kam diesmal in Gestalt eines kleinen Ferkels. Wir sahen nämlich eines Tages, als wir unsere Spielstunde auf dem Hofe hatten, ein glückseliges Ferkel, das auf die gewissenloseste Art im Garten hauste. Spinat und Tulpen, Erdbeeren und Petersilie, alles warf es um sich her, indem es mit der Schnauze in der Erde umherwühlte. Unsere Entrüstung hierüber war

groß; nicht geringer unsere Verwunderung, wie das Thier hatte in den Garten kommen können, da das Thor geschlossen und das Staket so dicht war. Wir forschten genau nach und entdeckten endlich eine Lücke im Gartenstaket, welche von einigen aufgestapelten morschen Bretern fast verdeckt war, welche aber das Ferkelchen entdeckt und seinen Weg dadurch genommen hatte. Wir hielten es für sehr wichtig, das Ferkelchen bald aus dem Garten herauszuschaffen, und fanden dazu kein schnelleres Mittel, als auf demselben Wege hineinzukriechen — was sich ohne viele Mühe machen ließ; und jetzt jagten wir mit großem Eifer unsern armen Wegweiser heraus und brachten, so gut wir konnten, das, was er beschädigt hatte, in Ordnung. Die Oeffnung im Staket verschlossen wir durch ein Bret, konnten aber nicht der Begierde widerstehen, diese zugleich zu einem Durchgange für uns dienen zu lassen. Da wir nichts im Garten beschädigen und anrühren wollten, so hielten wir es für nichts Böses, in diesem Paradiese zuweilen etwas frische Luft zu schöpfen. Rings um das Gartenstaket war eine Hecke von Fliederbüschen gepflanzt, welche verhinderte, daß man uns von außen sehen konnte. Indessen war es doch sehr unrecht von uns, ohne Erlaubniß in eines andern Garten zu gehen, und bald mußten wir erfahren, daß alles Böse früher oder später unabwendbar seine Strafe mit sich führt.

Ein kleines Lusthaus stand im Garten neben der Planke, die diesen von der Straße trennte. Einige Buchen standen so nahe, daß Johanna und ich den kühnen Entschluß faßten, auf diese zu klettern, um so auf das Dach des Lusthauses zu gelangen und über die Planke hinaus auf die Straße sehen zu können. Gedacht, gesagt, gethan. Stolz, triumphirend und froh sahen wir uns nach einer Viertelstunde Arbeit auf dem vielverheißenden Dache und reichlich wurden wir für unsere Bemühungen belohnt. Wir hatten volle Aussicht über die

Straße, sahen ein und das andere mal eine alte Frau mit ihrem Milchkarren, zuweilen einen Herrn in einer Chaise und, wenn das Glück gut war, eine Dame mit Hut und Sonnenschirm. Und dies war noch nicht genug, wir übersahen auch in entlegener Perspective ein Stück der Drottninggata (Königinstraße) und hatten die unbeschreibliche Freude, eine Menge von Gehenden, Reitenden und Fahrenden vorbeischimmern zu sehen. Die ganze Welt schien sich dort zu bewegen. Nachdem wir dies einmal gesehen hatten, konnten wir nicht leben, ohne es mehreremal zu sehen.

Eines Tages — ich erinnere mich dessen, als wäre es gestern — hatten wir unsern hohen Posten eingenommen und guckten neugierig nach der Welt auf der Drottninggata hin. Auf einmal erblickten wir einen stattlichen Reiter zu Pferde und gleich darauf ein Gespann von weißen Pferden, die einen glänzenden Wagen zogen. Das muß die Königin, vielleicht der König selbst sein! Außer uns vor Freude, klatschten wir in die Hände und begannen laut zu jubeln. In demselben Augenblicke hörten wir den Notarius im Garten husten. Unser Schreck war außerordentlich. Wir wollten in der Eile von dem Dache herunter, um uns zwischen den Bäumen zu verbergen — aber in der Angst verfehlten wir die rechten Tritte. Johanna rollte wie ein Ball in des Notarius Erdbeerenbeet nieder und ich blieb mit dem Kinn an einem großen Nagel in der Planke hängen und schrie dabei wie unsinnig. Seht, hier ist noch die Narbe von dem Nagel zu sehen!

Hier ward die Erzählung durch das Hereinbringen des Abendbrots unterbrochen, und die Kleinen, nachdem sie mich vom Nagel hatten gut herunterkommen sehen, waren recht begierig, ihre lieben Pfannkuchen zu verzehren. Während der Mahlzeit stellten sie allerlei heilsame Reflexionen über ihr Schicksal im Vergleich mit dem soeben von mir erzählten an, und als die Raketen rauschten und krachten,

wagten sie nicht mehr darüber zu klagen, daß sie nicht auch deren Licht wahrnehmen konnten.

Ich komme zu Adelaide zurück. Nach viertägigem Weltleben hielt sie Wort in dem, was sie Alarich versprochen hatte, blieb zu Hause, war dadurch glücklich, glücklicher noch durch seine Zufriedenheit. Drei Tage gingen so freudevoll dahin. Der Abend des vierten kam; Graf Alarich wollte uns da etwas aus seinem Lieblingsschriftsteller Shakspeare vorlesen, und wir freuten uns alle darauf, besonders Gräfin Augusta, die in allem besonders gleichen Geschmack mit Alarich hatte.

Die Eiche und die Weinrebe.

Was von dem langsamen Fluß, der im Thale fließet und spiegelt
Jegliches, dem er vorbeiführt die krystallene Flut,
Forderst du Sprüng' auf zur Wolk' wie am Wasserspiele beim Schlosse.
Willst du des Wasserfalls stürmende Kraft und Musik?

Franzén.

Alarich war besonders glücklich an diesem Abend. Adelaide saß neben ihm; denn er las laut den Macbeth vor und ergötzte sich an dem Eindrucke, den er auf ihre junge, leichtbewegliche Seele hervorbrachte; er schien die schnellern Schläge ihres Herzens bei kräftigen Stellen zu fühlen, und hielt unwillkürlich an, um sie bei den schrecklichen Worten zusammenschaudern und erbleichen zu sehen, mit denen Lady Macbeth ihren zaudernden Mann zum Verbrechen aufreizt:

War's denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thatest — da warst du ein Mann,
Und wenn du mehr wärst, als du warst, du würdest
Um so viel mehr ein Mann sein! Da du mir's
Entdeckt, bot weder Zeit noch Ort sich an;
Du wolltest beide machen. — Beide haben sich
Von selbst gemacht. Dich haben sie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — ja, bei Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
Hätt' ich geschworen, wie du jenes schworst.

Gerade bei der interessantesten Stelle des Stücks hielt ein Wagen vor dem Thore, und das Eintreten der blutigen Lady Macbeth selbst hätte, glaube ich, mir in diesem Augenblick einen geringern Schreck verursacht, als das der Baronin. Sie kam jetzt und verlangte, daß alle Kinder, insbesondere Adelaide, sie begleiten möchten, um Tredes' Affen zu sehen, und sie beschrieb nun deren Aufzüge und Kunststücke so lebhaft und komisch, daß Adelaide herzlich zu lachen anfing und sagte: „Wir müssen die lustigen Thiere sehen! Das Schauspiel dauert ja nicht lange!"

„Eine Stunde höchstens", sagte die Baronin, „und dann bringe ich euch alle wieder nach Hause."

„O, wir müssen sie sehen!" rief Adelaide aus, ohne auf Alarich's finstere Miene zu achten. Der Präsident gab seine Zustimmung, die Kleinen waren außer sich, auch Edla war neugierig. Alle gingen, sich anzukleiden. Gräfin Augusta zuckte die Achseln und folgte misvergnügt ihrem Vater, welcher sie bat, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, um einige ihre Angelegenheiten betreffende Papiere mit ihm durchzusehen. Die Fräulein kamen bald, für das Schauspiel angekleidet, zurück. Adelaide ging zu ihrem Bräutigam. „Sei nicht böse, ich bin bald wieder hier!" Sie küßte ihn flüchtig und flog davon. Ich blieb allein mit Alarich. Er sah Adelaide mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, Misvergnügen und Unruhe nach, kreuzte dann die Arme über die Brust und lehnte sich ins Sofa zurück, indem er mit Bitterkeit und gleichsam vor sich selbst hin sprach: „Leichtsinn, Leichtsinn!"

„Jugend, Jugend!" antwortete ich entschuldigend.

„Jugend", entgegnete Alarich ernst, „ist nicht Leichtsinn. Man kann vergnügt sein, ohne unaufhörlich nach Vergnügungen zu haschen. Man kann auch in der Jugend edlere Vergnügungen lieben und seine Freude an etwas anderm haben als an kindischen Spielen und wilden Lustbarkeiten. Sich diesen blind hingeben, heißt nicht, seine Jugend genießen, sondern sie vergeuden, sich untauglich

machen für die edelsten Pflichten des Lebens, für die schönsten Genüsse desselben."

„Nicht immer", antwortete ich; „für einige Gemüther ist es ein wirkliches Bedürfniß, daß das wilde Jugendfeuer freie Luft bekomme. Ich kenne Personen, welche, in jugendlichen Jahren beinahe wild, später ebenso besonnen und achtungswerth als liebenswürdig geworden sind."

„Ich kenne auch Personen", antwortete Alarich, „welche von ihrer wilden Jugend in reifern Jahren zur wirklichen Verderbniß übergingen und noch vor ihrem Alter zur niedrigsten Stufe der Verächtlichkeit herabsanken."

„Ich werde Ihnen die Ursache davon sagen", sagte ich scherzend. „Sie hatten keinen Alarich zum Bräutigam oder zum Manne."

Ohne besonders auf meine Artigkeit zu achten, fuhr er mit steigender Bewegung fort:

„Und wenn sie ihn unglücklich machte, anstatt durch ihn besser zu werden? Wenn das bezaubernde, aber leichtsinnige Weib ihn ihrer feurigen und unsteten Seele nicht genügend fände; wenn sie an einem strengen Mentor keinen Gefallen fände, und von ihm wegeilte zu schmeichelnden Gaukelbildern, und ihn allein ließe mit seiner Weisheit und Tugend; — oder wenn sie auch ihn schwach machte; wenn die Furcht, ihre Liebe zu verlieren, ihn zum Theilnehmer und Beförderer ihrer Thorheiten werden ließe; wenn sie ihn verführte, allmählich sich selbst, seine Pflichten gegen den Staat zu vergessen; wenn sie ihn dazu brächte, sich selbst verachten zu müssen, und dann zum gerechten Lohn für seine Schwäche ihm Mitleiden und Verachtung schenkte —"

Hier stand Alarich heftig auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Ich hatte einen Bruder — einen einzigen Bruder, er liebte ein junges und schönes Mädchen, eine zweite Adelaide —"

„Eine zweite Adelaide?" unterbrach ich ihn mistrauisch.

„Ja, sie war bezaubernd und leichtsinnig wie sie. Während einer dreijährigen Ehe hatte ihre Eitelkeit und Zerstreuungssucht ihn zu dem Elenden gemacht, den ich soeben beschrieb. Da verließ sie ihn, und er schoß sich vor die Stirn."

„War sie Adelaide ähnlich, so war es sein Fehler, daß sie nicht glücklich wurden", sagte ich mit Bestimmtheit. „Adelaide ist ein Engel von Güte, sie wird im ganzen sich immer von dem leiten lassen, den sie liebt und achtet; aber dieser muß nicht jede Aeußerung ihres lebhaften Gemüths unterdrücken wollen. Erlauben Sie ihr zuweilen, Sie wegen flüchtiger Freuden zu verlassen, und sie wird mit verdoppelter Liebe zu Ihnen zurückkehren. Seien Sie zärtlich und zuweilen nachsichtig gegen sie, und Sie werden sie leiten können wie Sie wollen."

„Ein so schönes, so flüchtiges, so gefallsüchtiges Geschöpf wird sich weder durch Liebe noch durch Ernst leicht leiten lassen. Wenn Adelaide nur denken könnte —"

„Das kann sie", sagte ich. „Sie hält keine Reden, sie kann nicht moralisiren; aber wirft sie nicht während des Gesprächs Worte hin, so treffend, so voller Gefühle und Gedanken, Worte, die in einem Blitze die Frage beantworten, über die man grübelt?"

„Ja, Blitze hat sie vom wirklichen Geiste, aber gerade dies ist die gefährlichste ihrer Gaben. Geistesblitze bei einem Weibe wie Adelaide dienen öfter dazu, es zu verwirren als es aufzuklären. Könnte Adelaide nur über das Leben nachdenken, könnte sie nur dessen Gewicht, dessen tiefe, göttliche Wahrheit einsehen, — ja, könnte sie nur einen Grundsatz fassen und danach handeln, sähe ich nur mit der Zeit die Möglichkeit hierzu, so würde ich ruhiger sein. Aber das liegt durchaus außer ihrem Charakter und ihrem Gemüth. Sie ist keines Raisonnements fähig, sie folgt in allem den Eingebungen des Augenblicks, sie hat keinen Bestand in sich selbst. Sie ist weich, sie ist wahr, sie ist schwach; ihre Begierde, alle zufrieden zu stellen, und

mehr noch, ein gewisser Leichtsinn macht sie zum Spielball für aller Launen, mögen diese nun gut oder böse sein. Die Güte ist etwas Göttliches, aber Leichtsinn und Schwäche sind nicht Güte."

Ich fühlte mich verletzt. „Es muß lustig sein", sagte ich, „ein Medusenhaupt zu malen und es auf die Schultern seiner Geliebten zu setzen — gerade ein Liebesdienst, der des Dankes werth ist. Meine schöne, liebliche Adelaide! Der, welcher dich noch vor kurzem seines Lebens Blume nannte, sieht jetzt in dir nur ein schwaches und leichtsinniges Geschöpf!"

Alarich lächelte, als wäre er sich sowol seiner als meiner Uebertreibung bewußt, sagte aber dann mit einem traurigen Ernst:

„Haben Sie nicht von herrlichen, aber wurzellosen Blumen sprechen hören, die auf dem Wasserspiegel liegen und vor den Wogen hertreiben?"

„Sie sind in der That ungerecht gegen Adelaide", sagte ich mit Eifer. „Sie kennen sie wirklich noch nicht. Sie kann ihre eigene Meinung haben und kann, wenn sie will, ihren bestimmten Willen geltend machen. Ein Beweis hiervon, den ich anführen will, wird Ihnen vielleicht unbedeutend erscheinen, für mich ist er es nicht. Sie kann zum Beispiel von den Dienenden im Hause sich noch bessern Gehorsam verschaffen, als der Präsident selbst, und ist von ihnen ebenso gefürchtet wie geliebt."

„Ist es so?" fragte Alarich sichtbar zufrieden.

„Ja; denn wie weich sie auch ist, so kann sie doch auch schelten, und ist nie liebenswürdiger als dann; es liegt so viel Ernst und zugleich so viel Billigkeit in ihren Worten, die dann des Fehlenden Sinn treffen, sofern dieser nicht ganz verschroben ist. Und was wollen Sie wol aus Adelaiden machen? Ist sie nicht das Liebenswürdigste in der Natur? Ist sie nicht die Güte, die Liebe selbst, die Freude und das Leben, wo sie nur verweilt? Scheint sie nicht in der Welt da zu sein, um alles zu ver-

schönern und zu versöhnen? Und ihre Schönheit, ihre Talente scheint sie nur des angenehmen Eindrucks wegen, den diese andern verleihen, zu schätzen. Wissen Sie, ich habe sie in der niedern Kammer eines kranken und armen Mädchens — dies Mädchen liebte Musik bis zur Leidenschaft — mit derselben Sorgfalt und Vortrefflichkeit singen hören als auf den prachtvollen Festen, wo die königliche Familie zugegen war. Diese Art von Gefallsucht scheint mir ganz verzeihlich zu sein.“ Ich hatte mit Eifer und Unmuth gesprochen, denn ich fand ihn so ungerecht gegen Adelaide.

„Ja“, sagte er jetzt endlich milder, „sie ist gut, und Güte ist eine schöne Tugend; aber —“

Ich unterbrach ihn und, auf eine Stelle in Wilhelm Meister's Lehrjahren, die aufgeschlagen auf dem Tische lagen, hinweisend, las ich laut:

„Blos alle Menschen machen die Menschheit aus, blos alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Eine jede Anlage ist von Gewicht und muß entwickelt werden, aber nicht in einem, sondern in mehrern. Wenn einer das Schöne befördert, ein anderer das Nützliche, so machen diese beide zusammen einen Menschen aus.“

Ich fuhr hierauf fort: „Warum sollen wir vom Weinstocke verlangen, daß er feststehe und den Winden Trotz biete, wie die Eiche? Ist nicht ein jeder in seiner Art gut und vortrefflich? Lasset uns dem Weinstocke die Eiche zur Stütze geben und er wird sich um deren festen Stamm schlingen, mit ihr eins werden, so den Stürmen widerstehen und die schönsten Früchte hervorbringen. O, wie manches schön begabte Wesen, wie manche Adelaide wäre nicht von den Verirrungen der Welt gerettet worden, wenn sie sich früh an eine edle und feste Stütze hätte schließen dürfen!“'

„Aber wenn die Stütze fällt, wenn, nachdem Adelaide meine Gattin geworden, ich sterben oder genöthigt sein sollte sie auf längere Zeit zu verlassen?“

„Der Weinstock hat noch einen Beschützer außer der Eiche“, sagte ich.

„Und der wäre?“

„Die Sonne, welche das Leben der Pflanze entwickeln kann, wenn diese auch zur Erde gesunken ist.“

„Lassen wir die Gleichnisse; sie treffen nur halb. Was meinen Sie?“

„Adelaide ist gottesfürchtig.“

„Adelaide ist nur siebzehn Jahr alt.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß die religiösen Gefühle ihrem Alter angehören, daß das jugendwarme Blut ihr Herz für den Himmel schwellen macht, den der Religionsunterricht ihr soeben aufgeschlossen hat. Aber lassen Sie diesen Schwall sich legen, oder lassen sie die Genüsse der Welt und der Sinnlichkeit ihn in Anspruch nehmen, und wir werden bald sehen, wie der Himmel wegen irdischer Freuden vergessen wird, wie leer und arm das Leben werden wird, das nicht in dem kraftvollen Elemente des geordneten Denkens Wurzel gefaßt hat.“

Ich war schmerzlich aufgeregt. „Sollten wir denn“, sagte ich, „jeden Glauben an eine Tugend aufgeben, die nicht auf durchdachte Grundsätze, auf philosophische Ansichten von dem Leben und den Dingen gegründet wäre? O, Graf Alarich! da müßten wir an zwei Drittheilen der Menschen und besonders an dem weiblichen Geschlechte verzweifeln. Nein! Lassen Sie mich glauben, und Sie dürften es wol selbst erfahren, daß der gute Mensch in seinem Gefühle, das einmal erfaßt und durch die Wahrheiten der Religion erhellt ist, einen untrüglichen Wegweiser besitzt. Das ungelehrte, aber fromme Weib wird von ihrem Genius ebenso sicher zu einem heiligen Himmel geführt, wie der größte Philosoph von dem seinigen.“

„Ich fordere nicht Gelehrsamkeit“, sagte Alarich, „ich fordere gesunde Vernunft.“

„Was Adelaiden fehlt, ist nicht gesunde Vernunft. Noch einige Jahre und —"

„Der Leichtsinn, der Leichtsinn!" unterbrach mich Alarich kopfschüttelnd.

Ich war jetzt dieses Themas etwas müde geworden.

„Ja", sagte ich seufzend, „gewiß ist Adelaide sehr leichtsinnig."

Er sah mich an. „Aber sie ist gut", sagte er, „engelgut; durch Zärtlichkeit und Ernst kann sie wol dahin geführt werden, sich das, was ihr jetzt fehlt, anzueignen."

„Ja, gewiß ist sie gut", sagte ich; „aber Sie haben recht, sie ist sehr schwach, sehr schlaff."

„Sie ist noch jung, ihre Seele kann gestärkt werden."

„Das liegt ganz außer ihrem Charakter. Sie ist leider dazu gemacht, aller Launen zum Spielball zu dienen. Sie ist eine wurzellose Blume, die vor Sturm und Woge dahintreibt."

„Sie soll an meiner Brust Wurzel schlagen", sagte Alarich mit Wärme und Innigkeit. „Ich werde sie stützen, ich werde sie lieben und festhalten."

„Ja, dessen wird sie bald überdrüssig. Sie hat einen zu moralisirenden Mentor. Sie läßt Sie bald allein mit Ihrer Weisheit."

„Das kann nicht geschehen!" rief er mit Hitze und erröthend. „Sie verkennen —" aber schnell sich besinnend und mich betrachtend, die ich jetzt einige Thränen nicht zurückhalten konnte, nahm er freundlich meine Hand, drückte sie und fuhr fort: „Ich sehe, Sie wollen sich rächen, und Sie haben recht, sie zu lieben. Lieben Sie sie, lieben Sie sie nur recht sehr", fuhr er mit Wärme und Bewegung fort. „Ich bin zu streng. Durch meines Bruders Schicksal erschreckt, bin ich mistrauisch und argwöhnisch geworden, vielleicht zu ernst für ein Wesen wie Adelaide. Sie liebt nicht das Ernste —"

„Ja", sagte ich, „sie beweist es. Sie ist gar zu ungern bei Ihnen, sie scheut Sie sogar."

Er lächelte, ward aber im Augenblicke wieder ernst und sagte: „Warum ging sie gerade jetzt fort, jetzt, wo ich den Abend mit ihr hinzubringen und mein Lieblingsvergnügen mit ihr zu theilen wünschte? — Und es im Stiche zu lassen wegen einiger Meerkatzen!“

„Die Geschichte da“, sagte ich, auf Macbeth hinschielend, „ist gar zu ernst für ein siebzehnjähriges Mädchen, und ein Affenschauspiel ist noch etwas ganz Neues für Adelaide. Der Affe ist außerdem interessant als ein Naturspiel. — Nun aber, haben sie nicht gemerkt, wie seit einiger Zeit Adelaide weit mehr Aufmerksamkeit auf Gegenstände von höherm Interesse verwendet, besonders wenn Sie davon reden?“

„Ich habe es nicht gemerkt“, antwortete Alarich, jedoch mit sichtbarer Freude über meinen großen Scharfblick. „Ich liebe sie innig“, fuhr er mit starker Bewegung fort, „ja bis zur Abgötterei trotz aller ihrer Fehler. Aber gerade dieses Gefühl ist es, was mich erschreckt. Die Furcht, Adelaiden nicht genug zu sein, die Furcht, daß sie zu große Gewalt über mich erlangen und sie misbrauchen könnte, macht, daß ich oft denke, es wäre am besten —“ er zauderte und fügte fast lautlos hinzu: „daß ich mich von ihr trennte, ehe es zu spät wäre.“

„Sich von Adelaide trennen?“ rief ich aus. „O, wie unzart kann nicht die Liebe der Männer sein, wie egoistisch sind nicht diese Philosophen!“

„Ich wollte für sie sterben“, sagte Alarich, „aber nicht leben, um sie durch mich unglücklich, oder mich durch sie geschmäht zu sehen.“

Jetzt hörten wir ein paar Zimmer von uns entfernt mit voller Stimme singen. Es war Adelaidens klare, junge Stimme. Sie kam hereingetanzt, froh wie die Maisonne, stutzte aber bei Alarich's Anblick, der, die Arme über den Tisch gekreuzt, unbeweglich dasaß und einen strengen und scharfen Blick auf sie heftete.

Sie näherte sich ihm nichtsdestoweniger, legte ihre Hand auf seine Schulter und sah ihm mit einem bezaubernden Ausdruck von Liebe und Unruhe in die Augen. Er öffnete ihr seine Arme, sie schlang ihre Arme um seinen Hals und legte mit kindlicher Anmuth ihre Wange an die seinige.

„Die Eiche und die Weinrebe", dachte ich froh. Ich fühlte mich überflüssig und machte, was bei solchen Umständen machen zu können immer schön ist, mich unsichtbar.

Die Erziehung der Frauenzimmer.

Unser Haushalt ist unsere Republik,
Unsere Politik die Toilette.

Bleib bei deinen Bändern, deinem Zeug,
Deinen Stickereien und Kleidergarniren,
Und glaube, man kann Volk und Reich
Ganz wohl auch ohne uns regieren.

Madame Lenngren.

Es kommt mir oft so vor, wie die künstlichen Schalen, die die Schnecke um sich ablagert, dadurch in Ruhe bleibend vor den Einwirkungen des Lichts und der Elemente, welche möglicherweise das bebende Leben in seiner Armuth zerstören und den Eingang zu einem reichern, mehr umfassenden öffnen könnten.

Aus einem Briefe von B......n.

Auf Edla's Bitte hatte ich den Präsidenten vermocht, sie zu Hause zu lassen, wenn wir auf Bälle und in Gesellschaften fuhren. Aber bald war der Präsident hierüber unzufrieden, und ich mußte viele und lange Reden über die selige Frederike und ihre Principien mitanhören: daß sich junge Mädchen nie durch Ungewöhnlichkeiten auszeichnen müßten; daß auch das Gesellschaftsleben seine Ansprüche an den Menschen habe und der Mensch seine Pflichten gegen die Gesellschaft; daß Frauenzimmer sich

früh gewöhnen müßten, sich einem gewissen Zwange zu unterwerfen; denn auf der Fähigkeit, sich mit guter Miene nach den Wünschen anderer richten zu können, beruhe ihr Glück im Leben. Die beste Weise, sagte der Präsident, junge Leute menschenscheu und zu Misanthropen zu machen, wäre, ihnen zu erlauben, sich einzuschließen, u. s. w.

Schon längst war mir die selige Präsidentin mit aller ihrer Weisheit ziemlich langweilig erschienen, und mir ward ganz ängstlich zu Muthe, sobald der Präsident mit ihr hervorkommen wollte; aber da ich es nicht wagte, mich in eigener Person ihrem ehrfurchtgebietenden Schatten entgegenzusetzen, so sah ich mich nach einer Autorität um, die ich vor dem Präsidenten ihr entgegenstellen könnte. Ich fand diese auch; denn zu allem Glück hatte ich einen Schwager gehabt, Namens Stapplander, der Bürgermeister in Westerwik, früher ein Universitätsfreund des Präsidenten gewesen und von ihm wegen seines guten Kopfes und seiner Kenntnisse sehr geschätzt worden war. Wenn jetzt der Präsident mit der seligen Frederike hervorkam, so griff ich zum seligen Stapplander, und nicht wenig wunderte sich der Präsident — und nicht weniger würde der gute Mann selbst erstaunt sein, wenn er wiedergekommen wäre und gehorcht hätte — über die Gedanken und Reden von der Erziehung junger Frauenzimmer, mit denen er von mir beschenkt ward. Indessen hatte diese Methode ihre ganz gute Wirkung. Jedoch sagte der Präsident oft, wenn Edla von irgendeinem Souper zu Hause blieb: „Ich weiß nicht, wozu dies dienen soll! Auch spielt und zeichnet sie nicht mehr; sie erscheint kaum bei den Mahlzeiten. Was thut sie denn?“

Ich antwortete eine Zeit lang ausweichend auf alle diese Fragen, denn ich glaubte, daß der Präsident noch nicht gehörig vorbereitet wäre, um über Edla's Beschäftigungen Rechenschaft zu erhalten. Eines Tages ging er selbst zu ihr hinauf und überraschte sie mitten unter ihren Papieren und Büchern. Ganz blaß und ernstlich böse kam er zu

mir herunter, setzte sich mir gegenüber und begann mit feierlichem Ernste:

„Ich hatte geglaubt, daß die Person, die ich in mein Haus genommen, um für die Erziehung meiner Töchter zu sorgen, die Person, der ich das wichtige Amt anvertraute, meine selige Frau bei ihren Kindern zu ersetzen, — ich hatte geglaubt, daß diese es sich zum Gesetz machen würde, gewissenhaft die Principien zu befolgen, von denen sie in Kenntniß zu setzen ich mir angelegen sein ließ.“

„Das mag Gott wissen“, dachte ich.

„Ich habe geglaubt“, fuhr der Präsident fort, „daß meinem herzlichen Vertrauen entsprochen werden würde, — ich hatte nicht erwartet, daß ich den Kummer haben würde, meine Töchter dazu ermuntert zu sehen, sich gegen meinen bestimmten Willen, meinen Geschmack und meine Freude aufzulehnen, — den Kummer, anstatt häuslicher und liebenswürdiger Frauenzimmer hochgelahrte, pedantische, tintenbekleckste in meinem Hause zu sehen —“

Ich war nahe daran, zu lachen, ward aber statt dessen ganz unvermuthet gerührt und antwortete mit Thränen in den Augen:

„Ich bin davon überzeugt, daß Sie Ihre Töchter glücklich sehen wollen.“

„Und deshalb“, antwortete er, „sollen sie in ihrem Berufe verbleiben, sollen sie ihrer Bestimmung folgen.“

„Und was ist des Weibes Bestimmung, Herr Präsident?“

„Gattin und Mutter zu werden.“

„Sollten denn alle, die kein Ehebündniß schließen, alle die, welche die Natur stiefmütterlich behandelt hat, alle, welche edler Pflichten halber, oder aus Neigung, oder aus welcher Ursache es auch sei, unverheirathet alt werden, sollte auch ich als Unverheirathete mit allen diesen meine Bestimmung verfehlt haben, sollte unser Leben zwecklos sein?

Der Präsident schwieg eine Weile, sagte aber dann lächelnd und mit einer kleinen Beugung des Kopfes, ich sei noch jung und würde wahrscheinlich noch meine Lebensstellung ändern.

„Wahrscheinlich nicht, denn ich bin arm und nicht schön."

Der Präsident war so gütig, zu dem letztern eine Beifall verweigernde Miene zu machen; aber ich fuhr fort:

„Und wenn auch ich mich verheirathen sollte, so gilt doch meine Frage hinsichtlich der Millionen Frauenzimmer, die sich nicht verheirathen. Sollten diese ihre Bestimmung nicht verfehlt haben, sind sie zu nichts in der Welt nütze?"

Da der Präsideut nicht antwortete, so fuhr ich fort: „Wenn wir dem Weibe eine verschiedene, der des Mannes unähnliche Wirksamkeit zuschreiben wollten, sollten wir diese nicht überhaupt in die mildernde, ordnende und belebende Kraft setzen, welche der Schöpfer vorzugsweise in das Weib niedergelegt zu haben scheint? Die Wirksamkeit des Weibes als Gattin und Mutter ist nur eine besondere Weise, vielleicht die vornehmste, in der diese Wirksamkeit hervortritt. Aber unzählige Lücken finden sich noch im Leben, die diese Kraft auszufüllen hätte. Viele derselben sehen wir von weiblicher Wirksamkeit ausgefüllt und segensreich gemacht, viele sind noch übrig. — Das Weib ist noch nicht für die Menschheit, was es sein könnte, und es ist noch nicht so frei und glücklich, wie es sein könnte."

„Da haben wir wieder das alte Lied von den Rechten der Frauenzimmer", sagte der Präsident. „Aber wenn ich auch zugebe, daß Sie recht haben, wenn ich auch zugebe, daß das Weib auch außerhalb der Ehe nützlich werden und glücklich machen kann, so sehe ich auch dieses nur in einer Wirksamkeit, die ihren Kräften analog ist. Es bleibt immer innerhalb des häuslichen Lebens, als Freundin, als Erzieherin, als Pflegerin der innern Angelegenheiten des

Hauses u. s. w. Aber sagen Sie mir, meine beste Demoiselle, was soll das Studiren von Philosophie und Dialektik dem Weibe helfen, um nützlicher und glücklicher in der Welt zu werden? Was, um Gottes willen, soll ein junges Mädchen mit Plato machen?"

„Von ihm lernen, geordnet und consequent zu denken; von ihm lernen, klar in sich selbst und in die sie umgebende Welt zu sehen."

„Und wohin wird dieses abstracte Denken sie führen? Dahin, untauglich zu werden für die Beschäftigungen und die Annehmlichkeit unsers Alltagslebens und pedantisch, disputirend und unerträglich. Welche Freude wird dieses Studiren ihr und andern bringen?"

„Die größte und dauerhafteste, die der Mensch genießen kann, die Freude, sich selbst und die Welt klar zu verstehen, ihren Platz in derselben und in der Wirksamkeit zu finden, die für ihre Anlagen passend ist. Die Folge davon ist Genuß ihrer selbst und ihres Lebens und das Vermögen, ihre Kraft für andere wirksam zu machen. Die Glückseligkeit selbst ist ja nichts anderes als eine unsern Bedürfnissen angemessene Wirksamkeit."

„Was soll Edla mit Plato machen?" sagte der Präsident ungeduldig.

„Sie soll durch seine Mithülfe ihre herrlichen Verstandesgaben entwickeln und in dem Denken über die Welt einen vollen Ersatz für das finden, was von den zartern Genüssen des Gefühls und der Sympathie ihr das Glück versagt hat. Edla ist häßlich, von einem stillen und zurückhaltenden Wesen; sie wird nicht leicht geliebt werden. Das Schicksal versagte ihr die lieblichen Taubenfreuden des Menschen auf der Erde; nun wohlan, sie soll sich als Paradiesvogel über sie erheben."

Der Präsident sah zum Fenster hinaus; ich sah, daß er gerührt war. Nach einem Augenblicke sagte er:

„Gibt es nicht andere, näher liegende Mittel, um sie Ersatz finden zu lassen, als philosophische Studien? Sind

nicht Talente, weiblicher Fleiß, das Gesellschaftsleben und vor allem die Genüsse, welche die Religion und ein wirksames Wohlthun verleihen, sind dies nicht noch zweckdienlichere Mittel?"

„Ja, für viele Menschen! Nicht für Edla. Wäre sie schön und anmuthig, so würde ich nicht so ganz zu dem Wege rathen, den ihre bestimmten Anlagen als den einzig richtigen für sie zeigen. Edla hat einen starken und forschenden, einen wirklich männlichen Geist."

„Ja, ja", sagte der Präsident seufzend, „den hat sie von ihrem Vater." Er schien dies nicht so gar schlimm zu finden.

Ich fuhr fort: „Edla hat keine Talente. Sie macht ja weder in der Musik, noch im Zeichnen Fortschritte. Ueberhaupt, wenn das Talent wirklich eines Menschen Leben erfüllen soll, muß er vom bloßen Kunstliebhaber sich zum Künstler ausbilden können. Für weibliche Arbeiten hat Edla weder Anlage noch Neigung —"

„Und weil sie nicht Lust hat, etwas zu thun", unterbrach mich der Präsident, „soll man ihr vielleicht gestatten, unthätig zu sein? Demoiselle Rönnquist, ich kann mich in diese Ideen nicht finden! Ganz anders dachte meine selige Frederike. Sie hielt dafür, daß die Erziehung mit oder gegen des Kindes Willen alle die Kräfte entwickeln müßte, die im Menschen lägen, sowie die Gymnastik durch allseitige Uebung alle Glieder des Menschen ausbildet. Das Kind kann aus Unverstand dem widerstreben, wird aber in reifern Jahren finden, daß es nur auf diesem Wege ein völlig entwickelter Mensch geworden ist."

„Das Kind, aber nicht der junge Mensch muß gezwungen werden. Der selige Stapplander sagte, daß in dem Kinde die Anlagen schlummerten und unter allseitiger Uebung geweckt werden müßten, damit der Mensch sich dieser bewußt würde. Aber bald sieht man eine Anlage vor den andern hervorragen, und je weiter der Mensch in der Entwickelung fortschreitet, desto mehr muß er diese

eigene Anlage ausbilden — vorausgesetzt, daß sie auf etwas Gutes gerichtet ist — mit Hintansetzung (selten mit gänzlicher Vernachlässigung) von niedern Fähigkeiten und Talenten; Stapplander sagte, daß sonst der Mensch Gefahr liefe, für sein ganzes Leben ein Invalide, ein formloses Wesen zu werden, das nicht einmal sich selbst gefaßt hätte. Edla soll sich nicht der Unthätigkeit hingeben, im Gegentheil, sie soll mehr als jemals, aber in einer bestimmten Richtung arbeiten; sie soll nicht in einer vielseitigen Wirksamkeit ihre Kraft zersplittern, sie soll sie zu einem gegegebenen Ziele sammeln."

„Stapplander glaubte also", sagte der Präsident gedankenvoll, „daß jeder Mensch seine eigene bestimmte und mitgeborene Anlage hätte?"

„Ja; aber er glaubte, daß diese Anlage oft spät, oft gar nicht während dieses ganzen Lebens deutlich beim Menschen hervortrete. Die Ursachen können vielfach sein; am öftersten liegen sie in der mehr einschränkenden und abstumpfenden als befreienden Kraft der Erziehung. Das gilt vorzüglich hinsichtlich der Erziehung der Frauenzimmer. Indessen ist dies nicht der Fall bei Edla: ihre natürlichen Anlagen sind ebenso von einer innern Nothwendigkeit bestimmt, wie es ihr Leben von einer äußern zu sein scheint. Von ihrer Religion wird Edla erst dann vollen, wirkungsreichen Genuß haben, wenn sie über das, was andere nur mit ihrem Gefühl aufzufassen brauchen, nachdenken und es klar verstehen kann. Und das Gesellschaftsleben — wie sollte Edla hieran Vergnügen finden, da ihr Aeußeres und mehr noch ihr Gemüth alle von ihr entfernen. Man kann sich den leichten und gefälligen Gesellschaftsgeist ebenso wenig geben, wie man sich Schönheit geben kann. Aber lassen Sie Edla ihre schönen Verstandsgaben ausbilden, lassen Sie sie in der Welt und deren Einrichtungen mehr heimisch werden, lassen Sie sie gründliche Kenntnisse gewinnen, und sie wird dann Genuß vom Gesellschaftsleben haben, wenn auch auf eine andere als die gewöhn-

liche Weise. Sie wird dort eine Menge von Gegenständen für ihr Nachdenken finden, sie wird viele Menschen treffen, die sich glücklich fühlen, eine lehrreiche Unterhaltung zu führen, und sie wird auf einem erhabenen Standpunkte aus dem Wechselvertrage zwischen Menschen den Genuß schöpfen, welcher einer der größten des Lebens ist. Ich bin gewiß, daß auch Sie dann große Freude an Ihrer Tochter haben werden."

„Mag es sein", sagte der Präsident, „daß sie in der Stadt einigen Genuß von ihrer Gelehrsamkeit haben kann; was aber soll sie damit auf dem Lande machen — an einem einsamen und entlegenen Orte, wo ich mich künftig niederzulassen gedenke?"

„Gerade auf dem Lande wird sie von ihren Kenntnissen die größte Freude haben. Sie hat große Neigung für die Naturwissenschaft, und diese scheint vor allen andern für das Weib besonders passend zu sein. Der selige Stapplander sagte: Bei dem feinen Takte, der dem Weibe eigen ist, bei ihrem Instincte, der bis zur Divination klar ist — wie unendlich viel Gutes könnte es nicht mit einer größern Kenntniß von dem Organismus der Natur und von der Anwendung ihrer Producte wirken? Und neben dem Genusse, in die Mysterien der Natur eingeweiht zu werden, könnte sie gerade dadurch auch den sich erwerben, den eine wirksame Wohlthätigkeit verleiht. Das der Naturwissenschaft kundige Weib könnte leicht des Landmanns guter Genius werden."

„Ja, und sein Doctor und Quacksalber u. s. w. Des einen Ruin, des andern Spott. Meine beste Demoiselle Rönnquist, man mag für die Gelehrsamkeit sagen, was man will: was wird doch am Ende aus diesen unsern gelehrten Damen? — Stehen sie nicht überall, wo sie auftreten, wie misglückte Figuren da, ebenso unerträglich wie lächerlich?"

„Ja, in Büchern! Aber finden wir sie jetzt in der Wirklichkeit oft so, wie in Büchern? Und stehen sie nicht

gerade deshalb als solche da, weil sie in der Wirklichkeit nicht dasjenige besessen haben, was man ihnen geben sollte, nämlich gründliche und wahre Kenntnisse, — weil ihre natürlichen Anlagen im Finstern und gegen Hindernisse kämpfen mußten, die sie, einsam und ohne Schutz, zu überwinden nicht die Kraft hatten? Die Menschen nahmen das Mislungene für das Unmögliche, sahen in den Fehlgriffen Fehler der Richtung selbst und verwarfen den Weg, auf den sie selbst die Steine geschleudert hatten, und mehr als einmal wurden die Weiber, gleich den kühnen Titanen, von den höhern Regionen, die sie erobern wollten, vertrieben; mehr als einmal wurden sie, bald mit Hohn, bald mit artigen Ermahnungen in die Küche und an den Spinnrocken verwiesen; doch diese Zeiten der Schwäche bei den Starken sind längst vorbei. — Wie viel Gutes das Weib für die Menschheit wirken kann, wenn es mit gründlichen Kenntnissen und Klarheit des Geistes ins öffentliche Leben hervortritt, das zeigt unter vielen andern Englands Miß Martineau. Aber auch ohne ins öffentliche Leben hervorzutreten, scheint das Weib in unserer Zeit mehr als je dazu berufen zu sein, ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihr Denken zu befestigen. Wie manche Mutter wird nicht veranlaßt, ihres Sohnes Erziehung zu leiten; wie mancher edle Mann sucht nicht in seiner Gattin eine Freundin, die sein Streben verstehen, durch liebevolle Theilnahme seine Wirksamkeit beleben und das zu theilen vermag, was er für die hohen Interessen der Menschheit fühlt!"

„Und muß man nothwendig Plato lesen, um dies zu verstehen?" sagte der Präsident mit sarkastischer Miene. „Gibt es keinen Weg zum Lichte als nur durch Plato?"

Ich antwortete: „Wenn es sich darum handelt, einen jungen Menschen in Stand zu setzen, sich selbst seine innere und äußere Welt zu ordnen, einen Ueberblick von ihrem Ganzen und ihren Theilen und Einsicht in deren Leben und Zusammenhang zu erhalten: so weiß ich ihn

an keinen bessern Lehrer zu weisen, als an den eben genannten, wenn er nämlich im Stande ist, ihn zu verstehen. Er ist überdies ein Lehrer, der zum Nachdenken anleitet."

„Lassen Sie sie indeß, meine gute Demoiselle, nicht davon reden, daß sie ihn liest, denn sie kann sich sonst auf eine reiche Ernte von Spott von seiten der meisten Menschen gefaßt machen."

„Und was macht das, Herr Präsident? Lassen Sie die Menschen lachen; aber lassen Sie Edla lernen und sich früher oder später des Beifalls der Klugen und Denkenden erfreuen. Aber Kenntnisse sind nicht nur deshalb gut, weil sie Mittel gewähren, um sich Achtung zu erwerben; nicht einmal blos wegen ihres wirksamen Nutzens: sie machen ihren Besitzer für sich selbst glücklich; sie schaffen ihm sein enges Zimmer zu einer reichen Welt um, und bei seiner einsamen Lampe kann er den Reichthum der Schöpfung Gottes, welcher in dem Leben des Geistes und der Natur waltet, vor seinem bewundernden Blicke erscheinen lassen. Und die Welt, die er versteht, worin seine Gedanken leben, wird ihm lieb werden, und er wird, wenn auch arm an Gold und an der Liebe der Menschen, doch genug und mehr als genug haben. Die Welt ist voller Beispiele, welche zeigen, daß das Leben keinem so reich und werth ist als dem Denker. Unschuldig und glücklich auf Erden zu leben, Herr Präsident, ist schon so schön —"

„Machen Sie mir Edla nur zu keinem pedantischen und anspruchsvollen Weibe", sagte der Präsident; „solche dulde ich nicht!"

„Ihr reiner weiblicher Sinn, ihre Schüchternheit und vor allem der Ernst, die Frömmigkeit und Andacht ihrer Wißbegierde werden sie davor bewahren."

„Und wenn Edla Lust und Neigung zu Kriegsthaten hätte — würden Sie einen General aus ihr machen wollen? Oder, wenn sie entschiedene Lust zur Anatomie hätte, einen Professor der Anatomie? Demoiselle gehören vermuthlich zu den Saint-Simonisten, und Demoiselle wollen,

wie diese, überall im bürgerlichen Leben dem Weibe dieselben Privilegien wie dem Manne geben."

(Der Präsident demoisellirte mich immer sehr, wenn er unzufrieden mit mir war.)

„Nein, gewiß nicht", antwortete ich, „denn daraus entstände Unordnung und keine Harmonie. Solche Neigungen, wie Sie eben nannten, sind, glaube ich, als wirklich falsche Richtungen beim Weibe zu betrachten und könnten vielleicht leicht genug berichtigt werden. Sie treten außerdem so selten hervor, daß wegen Ungewöhnlichkeiten bei einigen wenigen nicht das Wohl des Ganzen verrückt würde; und das Wohl des Ganzen gründet sich darauf, daß ein jeder seinen von Gott und der Natur ihm angewiesenen Beruf im Leben erfülle."

„Und doch klagen die Weiber seit Anbeginn der Welt bis auf unsere Tage, daß ihre Rechte durch den Despotismus der Männer beschränkt würden. Doch wollen Sie selbst Edla zu einem Philosophen machen, — warum nicht ebenso gern zu einem General oder einem Professor der Anatomie, wenn sie Lust dazu hätte? Ich sehe nicht ein, warum nicht?"

„Es gibt einen factisch gegebenen, großen Unterschied zwischen einer Wirksamkeit, wie es z. B. die Entwickelung des Lebens in der Welt des Gedankens ist, welche nicht im geringsten das Weib aus dem ihr vom Schöpfer angewiesenen Platze verdrängt, welche blos ihre Welt und ihr Wesen ihr selbst verklärt und sie andern interessant macht; es ist ein großer Unterschied zwischen einer solchen Wirksamkeit und zwischen Beschäftigungen, deren Ausübung das Eigentliche der Weiblichkeit wegnehmen würde, ihre echte Schönheit und, wenn ich so sagen darf, den edlern Nutzen ihres Lebens. — Was die Klage meines Geschlechts betrifft, so erlauben Sie mir, Herr Präsident, zu sagen, daß niemals etwas unaufhörlich während Jahrtausenden bestanden und sich wiederholt hat, ohne einen wahren Grund zu haben. Das Weib hat wirklich noch

von der Menschheit und von der allgemeinen Meinung eine Erweiterung ihres Wirkungskreises und Elemente für ihre mannichfaltigen Kräfte zu fordern. Doch soll sie keineswegs die Wirkungssphäre der Männer erobern, das wäre das gemeinsame Unglück beider Geschlechter."

„Ja, ja", sagte der Präsident, „aber es ist gerade ein solches Unglück, wie es die Prätensionen der Frauenzimmer jetzt auf die Bahn zu bringen scheinen."

„Man kläre sie auf", sagte ich, „und die Gefahr wird vorüber sein. Man gebe ihnen, was ihnen zukommt, und sie werden nicht mehr klagen. Gerade in dieser Zeit, wo die Ehen immer seltener werden, erscheint es immer nothwendiger, dem Weibe eine von der Ehe unabhängige Wirksamkeit zu sichern — und ihm die Möglichkeit zu verschaffen, in Klarheit und Freuden durch sich selbst bestehen zu können."

„Und warum sind die Ehen so selten, Demoiselle Rönnquist? Ja, gerade wegen der übertriebenen Ansprüche der Weiber. Früh werden des Mannes Kräfte von bürgerlicher Wirksamkeit in Anspruch genommen; er soll sein Brot verdienen und muß die schönen Wissenschaften für ernstere und oft langweilige Beschäftigungen verlassen; und wenn es ihm durch Fleiß und Mühen geglückt ist, festen Fuß im Leben zu fassen, und er dies mit einer Gattin theilen will, so findet er blos feine und vornehme Damen, die nichts weiter zu thun hatten, als belesen und talentvoll zu werden, und die den redlichen Mann viel zu roh finden, ebenso wie er sie viel zu fein findet. Unsere Frauenzimmer, Demoiselle Rönnquist, sollten mehr Verstand haben. Sie sollten ihre Bildung nach dem Manne richten, mit dem sie Aussicht hätten, sich zu verbinden — sie sollten so klug sein, ihm etwas nachzugeben, und wir würden mehr und glücklichere Ehen haben."

„Verbildung ist nicht wahre Bildung", antwortete ich. „Das mit Talenten und Anmuth begabte Mädchen, welches den redlichen und geschickten Mitbürger für roh hält,

ist ein verbildetes Geschöpf. Sollten ihre Gaben ihr nicht gerade dazu dienen, den Kreis zu beleben, in dem er lebt? Er gibt ihr Schutz und einen Wirkungskreis; ihr liegt es ob, ihm Wohlbehagen und Freude zu verleihen. Aber kein Mensch soll im Wachsthume aufgehalten werden, damit ein anderer aufkommen möge. Uebrigens liegen das rechte Gedeihen und die rechte Kraft wol nicht in der Entwickelung der feinen Bildung — also in dieser Hinsicht nicht auf Seite des Frauenzimmers. Vielleicht auch müssen wir die Seltenheit der Heirathen andern Ursachen als einem solchen Misverhältnisse zuschreiben; vielleicht gibt es auf gewissen Theilen der Erde mehr Menschen, als diese erhalten kann. — Ja, es ließe sich viel über diesen Gegenstand sagen; aber, Herr Präsident, wie viel unglückliche Ehen weniger, wie viel glückliche Menschen mehr würde es nicht in der Welt geben, wenn dem Weibe eine größere und freiere Wirksamkeit erlaubt wäre, wenn die ungleichen Anlagen, die im Geschlechte liegen, gründlich ausgebildet und weise benutzt würden! Staat und Familienleben würden dadurch gewinnen; es würden nicht so viele gute und edle Kräfte, wie jetzt so oft geschieht, aus Mangel an Nahrung in Todesschlummer versinken oder zu Friedensstörern ausarten; wir würden nicht so viele Nullwesen in der Welt sehen, die doch an diesem Gefühle leiden. In Wahrheit, es gibt Augenblicke, wo das lutherische Weib die Katholiken um ihre Klöster beneiden kann, so finster und misverstanden diese Zufluchtsörter auch sein mögen."

„Bah, bah! Sophismen, Sophismen, meine beste Demoiselle!" sagte der Präsident, indem er aufstand. „Nun, machen Sie mit Edla", fuhr er fort, „was Sie wollen, und womit sie zufrieden ist. Aber was ich mir ausdrücklich vorbehalte, ist, daß Sie mir aus den Kleinen keine gelehrten Damen machen. Versprechen Sie mir dies, Demoiselle Rönnquist?"

Ich konnte es dreist versprechen, denn die Kleinen

hatten sehr wenig Lust zu lernen, soviel Quecksilber sie übrigens in ihrem Wesen hatten. Der Präsident ging, stand aber in der Thür still und sagte, indem er nach dem Dache hinaufblickte:

„Wenn Edla Bücher nöthig hat, oder wenn sie noch einiger Privatstunden bedarf, so benachrichtigen Sie mich davon, Demoiselle Rönnquist!"

Ich versprach es dankend, und froh über Edla's Emancipation, eilte ich, sie davon in Kenntniß zu setzen.

Der Geist der Liebe.

> Des Lebens Sphären sind sich nicht mechanisch untergeordnet, sondern sie sind innerlich Glieder voneinander. Und wenn der Mann sich am Busen des Weibes heimisch fühlt, das Weib an des Mannes Brust, so ist es der Widerklang seines geahnten Himmels, dem er hier lauscht, und die Ahnung höherer Kraft, welche sie an ihn bindet — sie sind beide Sonnen füreinander.
>
> B . . . n.

Unterdessen kam der Frühling. Mit einem Liebesblicke von Gott lächelte die Sonne über der Erde; sie empfand es, erwachte aus ihrem Schlafe und hauchte ihr Morgengebet in der stillen, aber duftenden Sprache der Blumen hervor.

Ich möchte wol wissen, was in deinem Schose vorgeht, o Erde, wenn deine Vögel zu singen anfangen, deine Wogen zu tanzen; wenn du dich in ein Gewand kleidest, so schön, daß selbst während der Schatten der Nacht die Sterne des Himmels und des Menschen Auge dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleiner geflügelter Wesen aus deinen Blumenbeeten aufsteigen und die Luft mit dem harmonischen Geräusche ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudezuckungen alle deine Adern durcheilen, wenn die ganze inspirirte Natur *ein* Liebesblick und *ein* Freudenhymnus ist, — ich möchte wol wissen, ob du die Freude

fühlst, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du aushauchst! Was ich weiß, ist, daß du dem Herzen des Menschen neues Leben gibst, seinem Blute einen raschern Umlauf, daß du seinen Geist von des Lebens drückendem Grauwinter befreiest, daß er am Busen der Natur ruhend eine Wonne empfinden kann, die von allem andern unabhängig ist, ein reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben. O könnte ich jeden am Gemüthe oder Körper Erkrankten in den Frühlingsmorgen hinausführen, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn schauen lassen den dunkelblauen Himmel und alle die ruhige und lebende Herrlichkeit, welche die Erde erzeugt; ihn fühlen lassen die Wärme im Sonnenstrahle, die balsamische Kühlung des Windes, alle diese innerliche Güte in der Luft und der Natur, welche zum Herzen spricht mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blicke von Gott! Gewiß würde hier der Unglückliche für einen Augenblick die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan; die Qualen vergessen, die an seinem Lebensfaden zerren; selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzeihung glauben, der oft Betrogene würde aufs neue hoffen; gewiß würde der Sohn der Leiden noch vor seinem Tode einige Stunden sorgenfreier Glückseligkeit genossen haben; er würde an seinem Abende auf diesen Frühlingsmorgen zurückblicken können und sagen: „Auch ich bin auf der Erde glücklich gewesen!“

Es ist Frühling im Norden, und aller Städte Bewohner werden zur ländlichen Feier zu Gaste gebeten. Veronica und Stelleria haben den prachtvollen Teppich gewirkt, der den festlichen Tisch bekleidet. Die Mittagsfackel ist angezündet, der Vogel mit den melodischen Seufzern — die wandernde Stimme — und die jubelnde Lerche rufen hinaus zu den laubreichen Hainen, zu den sonnenbeglänzten Feldern, sie singen: „Kommt, kommt! Herrlich ist das Leben auf dem Lande!“ Und der Städte Thore öffnen sich, und eine unzählbare Volksschar strömt heraus — aus dem Engen ins Freie. Hier sehen wir die Familien-

kalesche mit Papa und Mama und kleinen Söhnchen und Töchterchen zwischen Bündeln und Packeten eingepflanzt; hier das bescheidene Eingespann, mit Vater und Mutter und dem Kleinen, das eng dazwischen sitzt; hier die stattliche Kutsche mit dem Hofmarschall, der Gräfin und dem Papagai. — Wohin wollen sie alle? Aufs Land, aufs Land, zu Gut und Hof, Orangerie, Fasanerie, Brennerei u. s. w. u. s. w. Wer will sie zählen, alle die wogenden Wagen, welche mittagslustige Herren nach den Wirthshäusern im Grünen hinausführen? Welche Gesundheiten dort dem Andenken Bellmann's! Lasset uns die Fußgänger betrachten, die aus Stockholms Thoren hinauswandern, um das Leben in den schönen Umgegenden zu genießen. Hier haben wir die gemüthliche Handwerkerfamilie, welche hinausgeht, ihr Eßbündel auf den grünen Matten des Thiergartens aufzudecken; hier ein liebendes Paar, welches geht, um Vergißmeinnicht zu pflücken und seine Namen am Fußgestelle irgendeiner Statue im Parke zu Drottningholm aufzukritzeln. Seht diese elegante Gesellschaft! Damen mit Parasolitten, Herren in Fracks stehen, Spreezweige in den Händen, um die große Urne bei Rosendal, schwatzen und schauen sich um, ob die Königlichen wol erscheinen werden. Wollt ihr mehr ausführlichere und witzigere Zeichnungen, so seht weiter bei Hjalmar Mörner; — nur noch einige flüchtige Conturen von den freundlichen Auftritten des Frühlings.

Junge Mädchen tanzen mit leichten Füßen hinaus auf die Fluren, vergessen alle Eitelkeit, womit sie das Weltleben befleckt hat, und Blumen unter den Blumen werden sie einfach, schön und schuldlos wie diese; sie schließen Freundschaft; sie binden Kränze, preisen Gott und sind glücklich. Die jungen Männer schwärmen hinaus durch Wälder, Wind und Wogen, — die Kraft, welche die Natur durchströmt, steigert das Leben in ihrer Brust; sie glauben, die ganze Welt gehöre ihnen; jede Morgenröthe, jede goldene Abendwolke schreibt ihnen eine Verheißung

von Sieg und Ehre. Und die Alten — auch sie gehen aus, gestützt auf den Arm eines Sohnes, öfter einer sorgenvollen Tochter, noch öfter vielleicht auf eine Krücke; sie gehen hinaus, um in der Sonne sich zu wärmen, auf einer Bank zu sitzen und den Gesang der Vögel zu hören und die frische Luft einzuathmen; sie freuen sich mit der Sonne, die Glücklichern unter ihnen freuen sich an der Freude ihrer Enkel. Und die Kinder — die Kinder, o ihr kleinen, lieblichen, schönen, unschuldsvollen Wesen, Gottes und der Menschen Lieblinge, für euch scheint der Frühling geschaffen zu sein und ihr für den Frühling; wenn ich euch unter den Blumen erblicke, umtanzt von glänzenden Schmetterlingen, so weiß ich nicht, was wol die höhere Welt Schöneres haben könnte!

Auch die Familie des Präsidenten folgte dem Rufe des Frühlings. Wir verließen die Stadt, und am Ende des Maimonats befanden wir uns auf des Präsidenten schönem Landgute einige Meilen von Stockholm. Hier gab es keine Prachtwohnung, aber der Aufenthalt hier war unendlich gemüthlich. Die Lieblingsstelle der Familie war eine kleine, schöne, mit Gemälden und einigen schönen Marmorstücken geschmückte Galerie. Adelaide schmückte sie jeden Tag mit frischen Blumen. Adelaide lebte immer völlig in der Gegenwart, und hier auf dem Lande, von weltlichen Vergnügungen und Zerstreuungen getrennt, war sie noch einmal so liebenswürdig wie in der Stadt. Hier ward sie Alarich's aufmerksame Schülerin, und die Natur, deren Mysterien er ihr deutete und deren Liebesleben sie ihn kennen lehrte, ward ihnen beiden doppelt lieb und werth. Hier weihete Pygmalion seine Galathea zu einer höhern Liebe ein, hier schlug ihr junges Herz von unendlich süßen Ahnungen. Eva erwachte an Adam's Brust, er sah sein Bild in ihrem Auge verklärt, und Eden umschloß sie beide, und Vögel und Blumen und flüsternde Winde schienen mit ihnen zu bezeugen: „O, wie lieblich ist es, zu lieben!“

Hier machte ich des Morgens lange Wanderungen mit den Kleinen und ließ sie eine nähere Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Natur anknüpfen, in deren Schose sie einst als Frauen so vielen Trost und so viel reine Glückseligkeit sollten finden können. Es war eine Freude, die kleinen, schönen und lebendigen Kinder umherspringen und Blumen pflücken zu sehen, die ich, die schwedische Flora in der Hand, betrachtete, benannte und mit deren Eigenschaften ich die kleinen Botaniker bekannt machte.

Hier hatte ich auch Gelegenheit, Graf Alarich's Charakter und Gemüth näher kennen zu lernen. Ich studirte sie mit einer Aufmerksamkeit, die meine Liebe zu Adelaide hervorrief, und ich war nicht immer zufrieden, ja manchesmal empfand ich eine unruhige Ahnung wegen Adelaidens Zukunft. Alarich war ein edler und kraftvoller Mann, aber heftig von Gemüth und geneigt, einen despotischen Willen zu haben; er war zuweilen argwöhnisch und dann oft unbillig. Dennoch liebte er Adelaide gar zu stark und heftig, und so sehr er auch Philosoph war, so huldigte er doch ihrer Schönheit und war zuweilen ein Sklave unter ihrer Herrschaft. Er wollte außerdem Adelaide gar zu ausschließend blos für sich haben; es gab Augenblicke, wo er dem Vater, den Schwestern und Freunden ihre Gesellschaft, ihre freundlichen Blicke misgönnte, ja wol nicht einmal die Sonne sie ansehen durfte. Wenn wir ausgingen, so wollte er, daß sie einen dichten Schleier trüge; er wollte sie in seiner Nähe, wie ein Geheimniß, nur ihm bekannt, haben; er hätte, glaube ich, gewünscht, ihr Herz und ihre Person hinter Schloß und Riegel halten zu können. Diese Herrschsucht über Adelaide schien zuzunehmen, mit jedem Tage ruhte sein Blick strenger auf ihr und es zogen sich seine Augenbrauen schneller zusammen, wenn er auch nur in der Entfernung den jungen Otto zu Gesicht bekam, und mit jedem Tage wurden seine Launen schwerer zu ertragen. Adelaide war die einzige von uns, die es nicht merkte. Sie liebte zu sehr, war zugleich zu flüchtigen Sinnes und

ließ sich überhaupt nicht im geringsten durch Alarich's despotischen Geist unterjochen. Mit unbeschreiblicher Zartheit gab sie zuweilen seinem Willen oder seinen Launen nach, und es schien ihr Freude zu machen, sich beherrschen zu lassen; ein anderes mal war sie Despot, und mit einer bald spielenden, bald trotzigen Anmuth widerstand sie seinem Willen und zwang ihn durch eine Art Zaubergewalt, dem ihrigen zu gehorchen. Wenn aber Graf Alarich seine bösen Stunden hatte, so mußte man doch anerkennen, daß er während seiner guten reichen Ersatz dafür gab. Niemand konnte dann einnehmender sein als er, niemand einen noch wohlthuendern Einfluß auf aller Gemüther ausüben.

Es war während einer dieser guten Stunden, daß wir an einem schönen Abende, im Anfange des Juni, einen Spaziergang in der schönen Gegend unternahmen. Adelaide ging an Alarich's Arme. Er ward mild und froh; seine Stimme, wenn er sprach, war unbeschreiblich lieblich, und er betrachtete Adelaide mit inniger Liebe. Wir gingen in einem Thale, das von Bergströmen durchschnitten war, die Luft war warm, und mit innerm Wohlbehagen sah man die kühlen, dunkelgrünen Wellen und hörte ihr Brausen. Adelaide nahm den Hut ab und ließ einen Augenblick den aufsteigenden Silberstaub der Wogen ihr Gesicht und ihr schönes Haar benetzen.

„Sieh, wie perlenumkränzt du wirst!“ sagte Edla, welche jetzt ihre schöne Schwester mit neidlosem Entzücken betrachtete. „Ich sah dich heute Nacht im Traum mit Perlen in den Haaren.“

„Perlen“, sagte Adelaide, „bedeuten Thränen“, und schnell, wie von einer traurigen Ahnung hervorgerufen, flossen wirkliche Thränen über ihre Wangen. Alarich ward unruhig, wir alle traten um sie herum, und in diesem Augenblicke schenkte sie uns eins ihrer freundlichsten und schönsten Lächeln, trocknete ihre Thränen, und wir setzten unsere Wanderung fort; aber wir waren alle betrübt, wir

wußten nicht warum. Am Ende des Thals kamen wir zu den Ueberbleibseln einiger niedergebrannter Häuser. „Hier", erzählte Adelaide, „hat vor einigen Jahren ein Bauerhof gestanden. Das Feuer war dort während der Nacht ausgebrochen. Der Mann war nicht zu Hause, und mit Mühe glückte es der Hausfrau, sich und ihre drei Kinder aus den Flammen zu retten. Einige Nachbarn, die hinzukamen, sahen der Zerstörung stumm und rathlos zu. Sobald die junge Frau sich hatte sammeln können, sah sie sich um und stieß einen Schrei des Schreckens aus; ihres Mannes alte Mutter, die lahm und sinnesschwach war, lag noch in einem Zimmer der brennenden Wohnung. Mit der Angst der Verzweiflung bat sie die Umstehenden, die Arme aus einem so schrecklichen Tode zu retten; aber keiner wagte sich ins Haus, dessen Dach jetzt dem Einsturze nahe war. Als sie sah, daß ihre Bitten fruchtlos waren, legte sie ihr jüngstes Kind, das sie in den Armen hielt, auf den Boden nieder, warf einen flehenden Blick zum Himmel und stürzte entschlossen ins Haus. Einen Augenblick darauf stürzte das Dach ein. Ein durchdringender Schrei einer Menschenstimme machte sich durch das Geprassel der einstürzenden Wohnung Bahn, aber nur ein Schrei — dann war es still. Die Nachbarn sahen mit stieren Blicken in die hoch aufwirbelnden Flammen; die Kinder riefen weinend; aber keine Mutter kehrte aus den Flammen zu ihnen zurück — man fand ihre Gebeine am folgenden Tage unter der Asche."

Diese Erzählung, die Adelaide so einfach und zugleich mit so lebendigem und wahrem Gefühle vortrug, machte auf uns alle einen traurigen, aber wohlthuenden Eindruck. Ist es doch so stärkend, so wohlthuend, einer reinen und kraftvollen That seine Bewunderung widmen zu können! Alarich brach das Stillschweigen durch Erkundigung nach dem Namen dieses Weibes; aber Adelaide wußte ihn nicht, konnte sich auch nicht erinnern, ihnen je nennen gehört zu haben. Eine Wolke lagerte sich hierbei auf Edla's Stirne.

„Dieses Weib“, sagte sie, „vollbrachte ein wirklich edle That — und sie ist vergessen und man weiß ihren Namen nicht; — aber ein Mann, der während seines ganzen Lebens keine völlig reine und selbstverleugnende Handlung gethan, allein die zufällige Gabe des Genies erhalten hat, wird von seiner Mitwelt gefeiert, und seine Werke und sein Name leben von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, — und mit Recht, denn ihm verlieh das Glück, Samen für die Unendlichkeit auszustreuen; aber es ist sein Glück, und dieses wird mit dem Lorber bekränzt, während ihr Verdienst und ihr Herz von Asche verdeckt werden. Welch großer Unterschied, welch wunderbare Ungerechtigkeit in dem Leben dieser beiden Menschen und in der Wirkung ihrer Thaten auf Erden!“

„Nicht so groß, wie es vielleicht beim ersten Anblicke erscheint“, sagte Alarich, „und ohne Thaten der Art und des Geistes, wie die soeben erzählte, hätte das Genie auf Erden wenig zu sagen gehabt.“

„Wie meinst du das?“ fragte Adelaide aufmerksam.

„Daß der Liebe Genius dem der Kunst im Leben vorangeht. Es gibt Menschen, welche schön handeln, andere, die diese Handlungen besingen und verewigen. Ohne die tiefe, kraftvolle Liebe, welche macht, daß Verwandte und Freunde mit Freuden füreinander leiden und sterben, ohne Thaten, welche zeigen, daß «die Liebe stärker ist als der Tod», hätten Pinsel und Meißel nie ihre Meisterstücke geschaffen, kein Mittlerauge hätte aus dem Gesange hervorgeblickt und die Musik hätte — — — Es ist der Liebe begeisterter Blick, der das Wort auf die Feuerzunge der Kunst legt — sie kann nichts Schönes aussprechen, das nicht jene dictirt hätte.“

„Aber die Ehre, aber das Gerücht“, rief Edla aus. „Die Individuen, welche dem Gesange Stoff geben, sterben und werden vergessen — wenn nicht irgendeine Zufälligkeit, wie Geburt oder Reichthum, ihre Namen aus der Nacht heraufwirft. Die Thaten der Geringern sterben

mit ihnen, oder leben blos durch den Dichter, — aber der Dichter selbst lebt ewig auf der Erde und ist dort unsterblich."

„Glückselig die, welche Gutes thun und vergessen werden, — die das Unsterbliche wirken und unbesungen sterben", sagte Graf Alarich mit unbeschreiblichem Ausdrucke in seinem schönen Gesichte; „kein Eigennutz, keine Eitelkeit hat ihre Herzen befleckt, sie thun das Gute des Guten wegen."

Edla erröthete peinlich; es that mir leid, und da ich glaubte, daß sie in dem Gefühle, das sie ausdrückte, nicht ganz unrecht hatte, so suchte ich es gegen Alarich zu vertheidigen.

„Ein schöner und ehrenvoller Ruf muß doch etwas Gutes sein", sagte ich, „und es darf dem Menschen nicht gleichgültig sein, von seinen Mitmenschen gepriesen zu werden. Einen edeln Stolz hierüber zu hegen, scheint mir nicht nur menschlich, sondern auch recht. Außerdem ist Berühmtheit nicht nur ein schöner Lorber, sie ist auch eine wirkliche Macht, womit der Besitzer unendlich viel Gutes stiften kann."

„Als solches, oder als Mittel, das, was man will, zu wirken, betrachte ich es auch als etwas Gutes", sagte Alarich; „übrigens —" er hielt inne und ein ironisches Lächeln schwebte auf seinen feinen Lippen; dann fuhr er mit mildem Ernste fort:

„Die Folgen, die die Handlungen des Menschen nach sich ziehen können, liegen meistentheils, was ihre Ausdehnung betrifft, außerhalb seiner Berechnung. Ein unbedeutendes Samenkorn kann zum großen Baume anwachsen, ein loderndes Feuer zur Asche zusammenfallen. Ob die Siege des Helden mehr für der Menschheit Bestes gewirkt haben, als eines ungekannten Menschen stilles Liebesleben, das sieht allein das allwissende Auge über uns. Ein jeder thue das Gute auf seinem Wege und in seinem Berufe, und sein Werk wird bleiben, wenn es auch

zu vergehen schien, und wird zu seiner Zeit Früchte tragen. — Ehrenreiches Gerücht, beste Edla", fuhr er fort, indem er sich mit einem vollen und herzlichen Blicke zu ihr hinwendete, „muß nicht mit Unsterblichkeit auf Erden verwechselt werden." Ein Name wird durch Jahrtausende hindurch von Millionen wiederholt — es ist Gerücht; das Gute, das du gedacht und geübt hast, der Geist, der von dir durch unendliche Generationen fortwirkt, das ist die wahre Unsterblichkeit auf Erden."

Edla.

O wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Botschaftsbringer, die da Frieden verkündigen, die da Gutes verkündigen.

Jesaias 51, 7.

Beim Schlusse des Junimonats reiste Graf Alarich auf seine Güter, um dort alles zum Empfange seiner jungen Gattin vorzubereiten. Die Trennung der Liebenden sollte nicht länger als zwei Monate dauern, aber man hätte beim Abschiede glauben können, daß es mehrere Jahre gelte. Adelaide bemühte sich vergebens zu lächeln; die Thränen flossen über ihr jugendlich schönes Antlitz. Alarich konnte sich nicht von ihr trennen, bis Adelaide selbst, von seiner unruhigen Heftigkeit erschreckt, ihn sanft von sich schob, worauf er, nachdem er noch einmal ihre kleinen Hände geküßt und an seine Brust gepreßt hatte, sich entschlossen losriß und aus dem Zimmer stürzte. Ich konnte im Anfange nicht unterlassen, mit Adelaide zu weinen, suchte sie aber dann mit den Zubereitungen zu ihrer Hochzeit zu zerstreuen und mit Reden über alles, was wir zur Aussteuer zuzuschneiden und zu nähen hatten. Bald war ihre gewandte und fleißige Hand in voller Arbeit. Der

Gedanke, vor Alarich zierlich und nett zu erscheinen, lieh der Nähnadel Flügel, und bei der Arbeit sang sie ein fröhliches Lied nach dem andern.

Mit herzlicher Freude sah der Präsident ihren Fleiß und hörte ihren fröhlichen Gesang. „Adelaide", sagte er oft, „wird eine wahrhaft gute Gattin und Hausfrau; — aber Edla — arme Edla!" und er zuckte mit schwerer Grimasse die Achseln. Die arme Edla theilte unterdessen ungestört ihre Zeit zwischen ihren Büchern und einsamen Wanderungen ins Freie, und durfte sich ungestört nach ihrem Geschmacke beschäftigen.

Habt ihr an einem finstern Tage gesehen, wie bei freundlichen Lüften der Himmel sich aufheitert, wie durch die dunkeln Wolken sein blaues Auge immer klarer und freier hervorblickt? — Dann habt ihr ein Bild von dem gesehen, was mit Edla vorging. Ein neues Leben ging in ihr auf, wieder und wieder brach durch die Nacht langen Leidens ein Strahl schöner Hoffnung, von Tage zu Tage ward sie freundlicher und froher, ja es gab Stunden, wo ihr sonst so häßliches Gesicht durch den Ausdruck von Ruhe und Klarheit, der auf demselben ruhte, wirklich anmuthig erschien. Sie mischte sich oft ins Gespräch, und man hörte keine bittere Anmerkung mehr, auch kein Wort, das Anspruch auf Gelehrsamkeit verrieth, keine Schultermen oder dergleichen, aber dagegen manches Wort, welches durch den klaren Gedanken, den es bündig aussprach, Freude machte, manches, das Gespräche von hohem Interesse anregte. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß der Präsident oft, während er eine Zeitung zu lesen schien, aufmerksam nach dem, was sie sagte, hinhorchte, obgleich er sich hütete, sich davon etwas merken zu lassen.

Der Präsident hatte, nachdem er Edla Freiheit gelassen, ihren eigenen Weg zu gehen, sich fast noch kälter als früher gegen sie gezeigt. Ihr dagegen merkte man es an, daß des Vaters Nachgiebigkeit ihr Herz ihm zugeneigt hatte. Sie war aufmerksam auf seine kleinsten Wünsche,

seine Lieblingsspeisen kamen während ihres Wirthschaftsmonats oft auf den Tisch; sein Thee war immer stark und warm; er fand sich zu Hause immer behaglicher, er wußte im Anfange selbst nicht, woher es kam — ja, er fing an, dies alles auf meine Rechnung zu setzen, und ein und das andere mal glaubte er, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen mir und der seligen Frederike zu finden, bald in der Stimme, bald wieder im Geschmacke des Ankleidens, zuweilen im Profile, von der linken Seite gesehen. — Wäre ich nicht so eifrig gewesen, Edla's Verdienste geltend zu machen und dadurch die Summe meiner eigenen zu vermindern, wer weiß, bis zu welchem Grade meine Aehnlichkeit mit der seligen Präsidentin hätte steigen können? — Wer weiß es noch? Hum, hum!

Der Präsident war um diese Zeit in großer Sorge wegen einer Reise, die er nach seinem Bergwerke an der lappländischen Grenze unternehmen mußte, und von welcher er nicht eher als bis zu Adelaide's Hochzeit zurückkehren konnte. Der Sommer war regnerisch und kalt, der Präsident ward von seinen Rheumatismen sehr geplagt und, unter uns gesagt, war er etwas unbeholfen darin, sich selbst zu pflegen, zumal wenn er krank war. Er war mehr als irgendjemand an Pflege und Bequemlichkeiten verwöhnt.

Eines Abends waren wir ums Kaminfeuer versammelt, denn das Wetter war so kalt, daß man fast in allen Zimmern heizen mußte. Ich saß nahe am Ofen, meine Füße wärmend, Edla servirte Thee etwas weiter hinten im Zimmer, und im Vorgemache hörten wir Adelaide, welche ihren kleinen Schwestern „Die kleinen Köhlerknaben" singen lehrte. Der Präsident saß in einem Lehnstuhle gerade dem Feuer gegenüber und dachte an seine Reise, die am folgenden Tage angetreten werden sollte.

„Wäre Adelaide nicht verlobt und hätte sie nicht so vollauf zu thun, so würde ich sie mit mir nehmen — ich wäre dann wenigstens gewiß, wohl gepflegt zu werden. —

Aber daran ist jetzt nicht zu denken, — der Haushalt dort oben muß auch besorgt werden, — und wer soll das thun? Wenn die selige Frederike noch lebte —"

Ich saß gerade mit der Seite meines Profils dem Präsidenten zugewandt, die mit der seligen Präsidentin Aehnlichkeit hatte, und war gespannt darauf, ob nicht jetzt im Augenblicke der Sorge die Aehnlichkeit ihm noch frappanter erscheinen würde. Aber er schwieg und sah starr ins Feuer, während er auf seinen Siegelring biß.

„Wenn ich dürfte, wenn ich könnte", sagte jetzt Edla mit einer Stimme, so schwach und zitternd, daß sie kaum gehört wurde.

Mein Genius gab mir ein, meinen Strickstrumpf im anstoßenden Zimmer zu suchen, von wo aus ich folgendes Gespräch vernahm:

„Was sagst du?" war des Präsidenten Frage auf Edla's stotterndes Anerbieten.

„Lieber Vater, wenn ich ihnen nützlich sein könnte", sagte sie bestimmter, indem sie näher trat, „so würde mich dies glücklich machen!"

„Du?" sagte der Präsident nicht ohne Bitterkeit. „Du hast wichtigere Sachen für dich zu thun. Bleibe du bei deinen Studien, deinen Büchern, deinem Plato."

Edla war verletzt und machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen, bezwang sich aber und bat mit thränenvollen Augen: „Lassen Sie mich mitkommen und Sie pflegen, mein Vater! — Ich verlasse gern alles dafür —"

„Ich fordere nicht so große Opfer von meinen Kindern", sagte der Präsident kalt. „Ich begehre nicht, daß sie wegen meiner Behaglichkeit ihren Vergnügungen entsagen sollen. Ich habe es vielleicht früher gethan — habe aber mein Unrecht eingesehen. Bleibe du bei deinen Büchern, Edla!"

Dieser Moment war entscheidend. Ich zitterte vor Furcht, daß Edla's verletztes Gefühl sie abhalten möchte, einen neuen Versuch auf ihres Vaters Herz zu machen;

ich fürchtete, daß dieser Augenblick Vater und Kind noch mehr voneinander entfernen könnte. Aber Edla zog sich nicht zurück, sondern sagte mild:

„Und wenn gerade meine Bücher mich an meine Pflicht mahnen? Und wenn die Güte, die Sie mir erwiesen haben, mir diese Pflicht theuerer als alles andere gemacht hat?“ — Sie hielt inne. Der Präsident sagte nichts. „Ich werde nicht mehr bitten“, fuhr sie fort, „ich werde nicht zudringlich sein. — Vater — Sie lieben mich nicht mehr — und ich weiß, ich bin nicht gut gewesen — ich habe nicht verdient, geliebt zu werden; aber ich wollte, wenn es mir möglich wäre, wieder gut machen —“ Sie schwieg wieder.

„Der Fehler ist wol gegenseitig gewesen“, sagte der Präsident kalt-freundlich. „Ich hatte kein Recht, Liebe von dir zu erwarten, da ich dich nicht glücklich gemacht habe, und es wäre Egoismus, mich jetzt dessen zu bedienen, was dein Pflichtgefühl gebietet.“

„O, dies ist hart, sehr hart!“ sagte Edla mit tiefem Schmerz, aber ohne Bitterkeit. Sie zog sich zurück und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

„Edla!“ rief jetzt schnell der Präsident, indem er sich umwandte und ihr seine Arme entgegenstreckte. „Edla, mein Kind, komm hierher!“ Große Thränen standen in seinen Augen. Edla warf sich weinend an seine Brust. Eine stumme, eine lange, eine innige Umarmung, zu der die Engel lächelten.

„Verzeih, verzeih, mein Kind“, sagte der Präsident mit gebrochener Stimme, „ich wollte dich prüfen. — Deine Sanftmuth entzückt mich! — Wir reisen zusammen — Gott segne dich, mein Kind! Dieses hatte noch meinem Glücke gefehlt.“ Edla ließ ihren Kopf auf des Vaters Schulter ruhen. Ihre Thränen flossen. Leise und melodisch erhob sich Adelaidens Silberstimme im angrenzenden Zimmer. Sie sang zur Zither:

Selig alle, welche weinen
Still an der versöhnten Brust,
Die da segnen und verzeihen
Mit der Liebe reiner Lust.

Selig alle, die gewinnen
Wieder den verlornen Freund
Und den Himmel wiederfinden
Noch einmal mit ihm vereint.

Laßt den Zweifel uns vergessen,
Lieben jedes wunde Herz.
Ströme, Liebesquelle, ströme,
Heilige Versöhnungsthrän'.

Es war das erste mal, daß Edla an der Brust eines Freundes geweint hatte, und dieser Freund war ihr Vater; es war das erste mal, daß sie das Süße des Verhältnisses zwischen Aeltern und Kind empfunden hatte. Ihr Gefühl war übervoll, aber ihre Schüchternheit und ihre Gewohnheit, sich zu beherrschen, machten, daß sie nach der Hingebung der ersten Augenblicke sich schnell fassen konnte. Noch einmal umarmte sie dankbar ihren Vater und verließ dann das Zimmer.

Der Präsident war zugleich gerührt und innig froh, und viel sprach er diesen Abend nicht von der seligen Präsidentin und ihren Principien, desto mehr aber von den seinigen, die er mit den meinigen verwechselt hatte, und gab sich Mühe, mir ganz ernstlich alles das zu beweisen, was kurz vorher ich ihm zu beweisen gesucht hatte. Viel und mit väterlicher Liebe sprach er auch von Edla und ihrer Zukunft.

„Gott weiß", sagte er zuletzt, „wie es mit meiner Pflege auf der Reise gehen wird. Gelehrte Frauenzimmer pflegen mit so kleinen irdischen Sorgen nicht recht fertig zu werden. Aber es mag nun gehen wie es will, so danke ich Gott für das, was heute Abend vorgefallen ist. Ich hätte Edla nicht für so gefühlvoll gehalten. Sie soll nie mehr ein böses Wort von mir hören."

Unterdessen half Adelaide der Schwester ihre Sachen einpacken und alles besorgen, was zu ihres Vaters Bequemlichkeit und Freude beitragen könnte. Auch die Dienstleute im Hause schienen zu merken, daß etwas Freudiges vorgefallen war; sie sahen alle fröhlich aus und waren doch dienstwilliger als gewöhnlich. Es ist angenehm, zu sehen, wie unter guten Herren die Dienenden Freude und Kummer mit den erstern theilen, wie alles ein Haus und eine Familie ist.

Spät des Abends, als Adelaide schon zu Bett gegangen war, kam Edla und setzte sich neben sie.

„Schläfst du, Adelaide?" fragte sie leise.

„Nein", antwortete diese und legte die Hand in den Schos der Schwester. Edla ergriff die schwanenweiße Hand und führte sie an ihre Lippen, während sie mit weicher Stimme sagte:

„Adelaide, verzeih alle meine Unfreundlichkeit gegen dich!"

„Sprich nicht so, Edla! Du bist nie unfreundlich gegen mich gewesen. — Du warst nur nicht glücklich."

„Nein, ich bin es nicht gewesen — aber ich werde es werden; denn ich werde von dir lernen, Adelaide, gut und sanft zu sein."

„Liebe Edla!" rief Adelaide aus und schlang ihre Arme um der Schwester Hals, „ich bin nicht die Gute; — o, ich bin so voller Fehler!"

„Höre, Adelaide!" sagte Edla mit feierlicher Innigkeit, „mache Alarich glücklich! Bleibe seiner würdig. Du bist ein guter Engel; bleibe es. Aber deine Fehler, deinen Leichtsinn, deine Unbesonnenheit — ändere sie, lege sie ab, Alarich's wegen."

„Ich will es, ich werde es!" sagte Adelaide mit thränenvollen Augen.

„Gehe während seiner Abwesenheit nicht zu Tante Ulla", fuhr Edla fort; „sieh Otto nicht oft, es würde ihm

vielleicht nicht recht sein. Mache ihn glücklich, Adelaide, er ist der beste, der edelste Mensch und" — ihre Stimme zitterte — „und jetzt — Gott segne dich, meine liebe, meine gute, meine glückliche Schwester!" sagte sie, indem sie aufstand, sich über Adelaide hinbeugte und sie küßte. „Gott segne dich!" und sie eilte fort, das Tuch vor den Augen.

Am folgenden Tage standen die Sonne und der Präsident ganz klar und freudenvoll auf. Die Wolken, die heraufzukommen drohten, wurden von dem Westwinde „gute Laune" weggescheucht. — Beim Frühstück war die Bouillon versalzen; aber der Präsident schluckte sie schweigend hinunter und als Edla ihren Verdruß darüber äußerte, sagte er: „Eine recht gute, kräftige Suppe, mein Kind — vielleicht etwas zu salzig, aber das ist magenstärkend; ich glaube, es wird mir recht wohl bekommen."

Gleich nach dem Frühstück reiste der Präsident mit seiner Tochter und mit der besten Laune von der Welt ab. Er hatte mir an demselben Morgen eine bedeutende Summe Geldes gegeben, um während Edla's Abwesenheit Bücher für sie einzukaufen und Bücherschränke in ihrem Zimmer einzurichten.

Als ich nach des Präsidenten Abreise auf mein Zimmer ging, fand ich dort auf dem Toilettentische ein versiegeltes Packet mit der Adresse an mich von Edla's Hand. Ich erbrach es und las folgende, auf einem losen Stückchen Papier geschriebene Worte:

„Ich habe dir Unruhe gemacht, ich möchte dir einige Freude machen können. Erblicke in meiner Seele die Gedanken, die seit einiger Zeit dort klar zu werden begonnen haben. Ich weiß, dies wird der beste Dank für alle deine Sorgfalt sein."

Das Packet enthielt außerdem einige Blätter, auf denen Edla ihre Gefühle und ihre Gedanken aufgezeichnet hatte. Diese Stücke waren von verschiedenem Datum

und ließen dadurch die fortschreitende Entwickelung ihrer Seele erkennen. Ich werde hier einige derselben vorlegen.

Ich muß rein und völlig mich vom Weltleben trennen, nicht in dem Aeußern, sondern im Innern! O, es ist hart, unbeschreiblich hart, das Gnadenbrot der Welt zu essen! Ich bin stolz genug, lieber ohne dieses hungern zu wollen, als es zu erbetteln; aber ich muß es nicht einmal bedürfen, nicht danach hungrig sein. Ich muß ein anderes Brot finden, ich muß mir selbst genug werden.

Sich selbst kennen, seine natürlichen Anlagen, seine Fähigkeit, wissen, was man will, dies unausgesetzt wollen, vorausgesetzt, daß es etwas Gutes ist, auf Erreichung seines Zweckes all sein Streben hinrichten, das sind die Bedingungen zum Genusse seiner selbst und der Gabe des Lebens, ja wol auch zur Erreichung der Achtung und Freundschaft der Menschen; zugleich die Bedingung, um sie ruhig entbehren zu können, wenn sie von uns durch unfreundliche Schicksale fern gehalten werden.

Ich habe früher nicht so gedacht und gefühlt. Ich habe es für das größte und einzige Glück angesehen, zu gefallen, bewundert und geliebt zu werden. Ich hätte dieses Los auf Kosten eigener Tugend und der Glückseligkeit anderer erkaufen mögen. Ich wünsche es nicht mehr. Diese Zeit ist vorüber, Gottlob! für immer vorüber. Ich begehre nicht mehr vor allem der Menschen Beifall und Liebe, ich will Klarheit und Gewißheit in meinem eigenen Geiste haben, Harmonie mit mir selbst, Frieden mit Gott, mit seiner Stimme in mir, mit meinem ewigen Genius.

Noch ahne ich mehr, als daß ich bewußtlos die Glückseligkeit des Zustandes empfinde, wo man die Welt ge-

braucht, als gebrauchte man sie nicht; wo man Welt und Menschen geduldig und leicht trägt und sich von diesen an seine Einsamkeit, an sein stilles Zimmer, an sein eigenes Herz wendet und sich ungestört findet, und fortfährt, in Frieden und Klarheit in seinem eigenen Geiste und nach dem einmal angenommenen Lebensplane zu arbeiten. Ist das nicht schon auf Erden ein Zustand wahrer Freiheit und Glückseligkeit! O gebe Gott, ich könnte dazu gelangen! Gebe Gott, daß jedes Geschöpf in meiner Lage diesen stillen und sichern Hafen erreichen könne! Ich werde wenigstens nicht aufhören zu hoffen, zu arbeiten.

Wäre ich nur gut — wäre ich nur recht gut, — so würde alles leichter und ich glücklicher sein. Warum ist Adelaide so glücklich? Nicht blos deshalb, weil sie so schön, so geliebt, sondern vorzüglich, weil sie so gut ist. Sie hat Frieden in ihrem Herzen, Frieden mit der ganzen Welt; sie weiß nicht, was Bitterkeit, was Groll, was Murren heißt. Wäre ich nur gut! Mein Gott, mache mich gut!

Resignation! O wer dein stilles und stärkendes Leben vollkommen zu erfassen vermöchte! Resignation — d. i. Entsagung in Ergebenheit. Ist es nicht fast allen Menschen vorbehalten, sich etwas zu versagen, wenn sie etwas gewinnen wollen? Entsagen ist das Gesetz, Ergebenheit ist Evangelium.

O, es ist doch schön, zu leben, wenn auch nur, um in Gottes Schöpfung hineinzuschauen, um darüber zu denken!

Und wenn die Gedanken klarer werden, wenn sie sich harmonisch ineinanderreihen, da beginnen sie zu strahlen, da beleben sie das Herz, da erleuchten sie den Weg.

Es ist gut, von den großen Herzen zu lesen, welche für ewige Wahrheiten geschlagen und geblutet haben. Man fühlt sich wie ein Tropfen neben diesen Oceanen von Kraft und Liebe. Wenn der Tropfen leidet, was macht das in dem großen Ganzen? Nationen verbluten, Heldenleben schwinden in Fesseln dahin — Tropfen, klage nicht!

Und du großer und guter Ordner des Lebens, du ewiger, du nothwendiger Wille, der du die Welt der Zufälligkeiten beherrschst und früher oder später das Ungleiche ausgleichst, das Gesetz deiner ewigen Güte wirken lässest und einer jeden Tugend ihren Tempel, jeder Kraft ihren Scepter gibst — es sind die Gedanken unablässig auf dich gerichtet, daß ich in das Leben und dessen Umwälzungen schauen will. Mag alles vor meinem Blicke sich verwirren, mag ich schwindelnd in den wirbelnden Strom der Begebenheiten niedersinken — dich halte ich fest.

Man hatte mir gesagt: „Bete Gott in der Natur an!" Ich suchte ihn dort, den Allweisen, den Allguten — ich fand ihn nicht. Ich suchte ihn im Menschenleben; ich fragte trostlos: „Wo ist mein Gott?" Ich suchte ihn in der Versöhnungslehre — ich habe ihn gefunden; und jetzt erst verstehe ich seine Worte in der Natur und dem Menschenleben. Sonne und Blume, Güte und Geist, ihr Strahlen seines Lebens, jetzt kann ich euch aus vollem Herzen lieben und bewundern!

Bewunderung — reiche Quelle des Genusses! Warum bist du nicht mehr gesucht? Deine reine Ader wird nie dem Durstenden versiegen; heute kann er auf der kleinen Erde von dir erquickt werden, in tausend Jahren in einer

höhern Entwickelung der unendlichen Schöpfung Gottes wird er dich ebenso jung und ebenso frisch trinken. Glücklich derjenige, der früh das Bewundernswerthe zu bewundern verstand.

Meine Gedanken klären sich auf eine Weise auf, die mir große Freude verursacht. Die Begriffe und Dinge ordnen sich.

Der Mangel an Unterscheidung ist wol das, was die Unklarheit und Schiefheit verschuldet, die man so oft im Leben der Menschheit sieht und in ihren Urtheilen hört. Die Erziehung müßte den Menschen zur eigenen Unterscheidung heranbilden. Man lernt nicht die Dinge betrachten und unterscheiden, ohne auch sich selbst betrachten und beurtheilen zu lernen. So viele verunglückte Menschenleben, so manche Menschencaricaturen entstehen wol blos daher, daß man seinen Genius nicht hat kennen lernen, oder den ewigen Gedanken des Schöpfers, den man berufen ist im Leben auszusprechen, und der des Menschen eigentliches Ich ist. Man versteht sich selbst nicht, man schwebt in fremde Sphären hinüber, man ahmt andern nach und vergißt, sich selbst ähnlich zu werden; man verliert seine eigene Kraft, seine echte Originalität. Welch verunglücktes Wesen würde das nicht werden, welches Adelaide nachahmen wollte, oder das, welches ohne Kopf philosophiren wollte! Jeder verbleibe in seiner Wahrheit; jede Wahrheit hat eine Lüge zum Schweigen zu bringen.

Und wie? — Genuß, Freude — sie sind mir keine fremden Namen mehr! Wie schnell enteilt nicht der Tag, wie frisch ist nicht die Sonne am Abend, wie froh der Gedanke, daß ich heute reicher bin, als ich gestern war; wie licht der Blick am morgenden Tage! O, diese

friedlichen Eroberungen in der Welt des Gedankens, wie segensreich sind sie nicht!

Ich fühle, daß ich auf einem Wege bin, der mit meinen Naturanlagen und meinen Neigungen in Harmonie ist. Ich fühle, daß ich jeden Tag fortschreite; es macht mich glücklich. Ich werde mir selbst und andern klarer; dies macht mich milder und besser.

O, mein Vater, du liebst mich also! Ich werde dich glücklich machen, mein Vater! Gesegnet seien deine Thränen, gesegnet dieser Tag!

Ja, mein Gott — ja, meine guten, leitenden Freunde, ich glaube es jetzt, ich fühle es an der Ruhe und Kraft in meiner Brust, ich werde gut werden, ich werde glücklich werden und gewiß noch Gott für die Leiden danken, die mich auf den rechten Weg und zur rechten Freude geführt haben.

So Edla — so wol noch mancher, den Unglück und Leiden in der Jugend betroffen haben. Es glich dem Tode, und sieh, es war nur eine Prüfung, eine Berufung zu höherm Leben. Ich hatte die Feder ergriffen, um eins und das andere in Edla's Papieren zu berichtigen, und ließ sie sich sodann in folgenden Zeilen ergehen, die meine Betrachtungen über Edla und manche ihrer Mitschwestern hervorriefen:

Die Schneeflocke im Frühling,
oder die Jugendsorgen.

Ein Maitag kam so bleich daher,
Es blies ein Nordwind kühl;
Der Himmel hing wie Blei so schwer —
Da sieh, aus grauer Winterwolk'
Zur Erd' ein' Schneeflock' fiel.

Doch der milde Strahl der Sonne brach
Bald die eisigen Schuppen los.
Eine Perle schön die Schneeflock' lag
Und klar zum blauen Himmel sah,
Und sank in der Erde Schos.

Geweckt von Himmelsthränen ward
Ein Same und brach auf,
Und Blatt und Stengel sproßten zart;
Aus ihnen eines Morgens stieg
Die schönste Blume auf.

Der ungebetene Gast.

Madame will heute doch hinaus,
Ließ sämmtliche Gäste durch Karten bitten.
Madame Lenngren.

Bald nach des Präsidenten Abreise zog Gräfin Augusta zu uns heraus. Sie wollte, wie sie sagte, Adelaiden bei der Verfertigung ihrer Aussteuer behülflich sein. Ich war nicht sehr damit zufrieden, denn ich hätte gewünscht, diese Zeit allein mit Adelaiden und meinen Kleinen hinzubringen. Aber Gräfin Augusta schien so gemüthlich, freundlich und fleißig, daß ich allmählich ihre Gesellschaft recht gern hatte. Sie besaß Kenntnisse, sprach nicht viel, konnte aber interessant über viele Gegenstände reden, und mit einer solchen Fähigkeit hält es nicht schwer, sich auf die Länge beliebt zu machen.

Seitdem Graf Alarich fort war, ließen die Baronin und der junge Otto sich wieder öfter sehen. Adelaide war immer freundlich gegen sie; sie war froh, wenn sie kamen: denn ihr Herz war so liebevoll, daß alle, die ihr Zärtlichkeit bewiesen, ihr theuer wurden.

Unser Leben während dieser Monate verfloß angenehm, aber so einförmig, daß ich, um es kurz zu schildern, nichts Besseres zu thun weiß, als das Modell zu benutzen, das ich in dem Tagebuche einer jungen Dame gefunden habe.

Den 1. Juli Promenade, Lesen, Arbeit.
» 2. » desgl.
» 3. » desgl.
» 4. » desgl.
» 5. » desgl.
» 6. » desgl.
» 7. » der Prediger hier zum Besuche;

und so weiter Woche für Woche. Aber es lebe die fröhliche Einförmigkeit, die die Tage schnell schwinden läßt und die Seele bei Muth und Kraft erhält!

Unvermerkt nahte sich die Zeit für Alarich's Rückkehr. Adelaide sah ihr mit innigem Entzücken entgegen, und oftmals streckte sie ihre Arme aus, um ihn zu empfangen, und nannte seinen Namen in den lieblichsten, herzlichsten Tönen.

Auch noch ein anderer Tag nahte heran, nämlich der Geburtstag der Excellenz G., und die Baronin und Otto bestürmten Adelaide mit Bitten, eine Rolle in einem kleinem Stücke zu übernehmen, welches man an diesem merkwürdigen Tage, der Excellenz zur Ueberraschung und der ganzen Nachbarschaft nah und fern zur Erbauung, aufführen wollte. Ich rieth Adelaiden davon ab, ihre Zustimmung zu geben, denn ich fürchtete, daß Alarich es sehr übel aufnehmen würde; aber Adelaide hielt es für so unfreundlich, für so ganz unmöglich, Nein zu sagen, und war überdies so gewiß, Alarich bald wieder gut und zufrieden zu machen, daß ich zuletzt schwieg; aber ich sah sie doch mit wirklicher Herzensangst von der triumphirenden Baronin weggehen. Die Kleinen hatten den unglücklichen Einfall gehabt, sich das kalte Fieber zuzuziehen, sodaß ich Adelaide nicht begleiten konnte, um über sie zu wachen. Gräfin Augusta blieb bei mir, um, wie sie sagte, mir bei

der Pflege der Kleinen behülflich zu sein. Ich wußte nie recht, ob ich ihr trauen sollte.

Das Stück, welches aufgeführt werden sollte, hieß „Der ungebetene Gast“. Die Excellenz, welche damit und mit noch siebzig gebetenen Gästen überrascht werden sollte, war so artig, sich für all das Nageln und Hämmern im Hause taub zu stellen, und blind für alles, was um ihn her vorging. Er schien es gar nicht zu begreifen, daß man etwas Ungewöhnliches vorhabe, und während alle Welt sich bemühte, ihn zu überraschen, amusirte er sich seinerseits damit, die Karpfen in einem lindenumschatteten Teiche zu überraschen.

Die Baronin war die glücklichste und beschäftigtste Person von der Welt; sie ordnete Spiegel und Coulissen, Toiletten und Beleuchtung, und vermittelte unaufhörlich zwischen den streitenden Schauspielern, was gerade nicht das Leichteste war; denn während man unter Freunden und Bekannten sich Rollen ausbat und nahm, fand es sich oft, daß die Tochter im Stücke fünf Mütter bekommen sollte, und bald hatte man wieder acht Töchter und keine Mutter. Otto hielt für sich die Rolle des Liebhabers unerschütterlich fest; aber es ward ihm bodenlos schwer, sie auswendig zu lernen. Morgens, mittags und abends hörte man sie ihn wiederholen, aber jedesmal, wenn er ausgerufen hatte: „Himmel, was sehe ich!“ mußte er im Buche nachsehen, was er denn eigentlich sähe. Er war jedoch so guten Muths und bei so guter Laune und außerdem so eigensinnig, daß niemand daran dachte, ihm die Rolle streitig zu machen. Die unvorsichtige Adelaide ließ sich, obgleich nach langem Sträuben, überreden, die Rolle der Liebhaberin zu spielen, überhörte Otto in der seinigen, und lachte recht herzlich mit ihm über sein schlechtes Gedächtniß.

Und der große Tag kam. Die Schauspieler waren im Costüm, die Gäste versammelt, die Lichter angezündet. Das Orchester spielte Rossini, der Vorhang ging in die Höhe. Seine Excellenz sagte: „Ah!“

Wer war schön, wer war eine liebenswürdige Liebhaberin, wer bezauberte aller Augen und Herzen, wenn nicht Adelaide? Wer war entzückt und wer gerieth außer sich, wenn nicht Otto? Wer half ihm, wer war von großem Werthe, obgleich vergessen und verborgen, jetzt wie oft, wenn nicht der Souffleur? Wir sind auf dem Zuge, durch Fragen zu erzählen; laßt uns denn weiter so fortfahren. Wer ist der Mann mit den bleichen, strengen Zügen, der sich still unter die Zuschauer schleicht, sich im Hintergrunde des Saales verbirgt und sein finsteres Auge von der in Jugend und Schönheit strahlenden Adelaide nicht wegwendet? Was verursacht, daß Adelaidens Spiel mit einem mal unsicher wird, daß ihr Blick unruhig suchend unter den Zuschauern irrt, als wäre ihr dort irgendein Bild vorbeigeschwunden?

Der Moment der Liebeserklärung war gekommen. Otto rief aus: „Göttliche Julie, bleibe, höre mich!"

Aber Julie hörte nicht mehr, ihr strahlender Blick war unbeweglich auf einen Gegenstand im Hintergrunde des Saales geheftet. Ohne Entschuldigung sprang sie von dem überraschten Otto in die Coulissen hinein. Sprachlos vor Freude und Entzücken öffnete hier Adelaide ihre Arme dem, der ihr jetzt entgegenkam; aber es war eine kalte Hand, die die ihrige faßte, es war eine strenge, obgleich geliebte Stimme, welche sie ermahnte, auf die Bühne zurückzukehren und ihre Rolle weiter zu spielen. Adelaide, überrascht und erschreckt, unterdrückte ihre Thränen und ging. Das Schauspiel war bald zu Ende; aber ein anderes begann jetzt.

Es war nicht Eleonore, die von ihres Geliebten Geiste in der Nacht entführt wird, aber etwas Aehnliches — denn als Adelaide von der Bühne herabging, erfaßte sie dieselbe kalte Hand wie vorher, ein Mantel ward um sie gehüllt und sie in einen Wagen getragen, der, von feurigen Pferden gezogen, mit der Schnelligkeit des Windes davonrasselte. Adelaide sagte kein Wort, machte keine Miene

zum Widerstande; aber, als der Sturm um den Wagen pfiff, der Regen an die Fenster schlug und rings umher schwarze Nacht herrschte, und die hohe Gestalt an ihrer Seite bleich wie ein Gespenst dasaß und stumm und unbeweglich, — da fühlte sie ihr Herz brechen, und was die Liebe Süßes, die Reue Rührendes hat, Lächeln, Bitten, Thränen, das ergoß sie über das Bild an ihrer Seite. Aber alles fruchtlos. Alarich sah sie nur mit einem durchdringenden Blicke an, sprach aber nicht. Zuletzt verlor Adelaide den Muth, ihr Herz zog sich zusammen, ihre Zunge erlahmte, ihre Wangen erbleichten, sie schwieg verzagt und niedergeschlagen.

Schweigend, wie er sie in den Wagen gebracht hatte, führte Alarich sie auch aus demselben und übergab sie mir, die ihnen entgegenkam. Er selbst verlangte eine Unterredung mit der Gräfin Augusta. Adelaide war anfangs ganz stumm vor Schmerz und Schrecken. Aber bald gelang es mir, sie wieder zu sich selbst zu bringen, und sie machte ihren Thränen und ihrer Verzweiflung Luft. „Ach, wenn er noch stürmte", sagte sie, „wenn er mir noch so heftige und harte Vorwürfe machte, das würde mir angenehm sein gegen diese Kälte, dieses Schweigen — das tödtet mich."

Was Augusta Alarich gesagt hatte, weiß ich nicht; aber es ist gewiß, daß er sie in einer sanftern Gemüthsstimmung verließ. Ich sprach auch mit ihm, um Adelaide zu entschuldigen; er hörte mich höflich, aber kalt an; ich konnte merken, daß er mir nicht traute, daß er mit mir unzufrieden war, und die Wahrheit zu sagen, war ich es auch mit ihm. Anstatt aufrichtig mit Adelaiden zu reden, ihr ihre Unbesonnenheit, ihren Leichtsinn, wenn er ihren Jugendfehler so hart beurtheilen wollte, vorzuwerfen; anstatt dann verzeihend und liebevoll sie an seine Brust zu schließen — ging er eine halbe Versöhnung in einer väterlichen Manier mit ihr ein. Er stellte ihr mit einer steifen Milde die Unvorsichtigkeit vor, jetzt die Rolle einer

Liebhaberin mit einem jungen Manne zu spielen, dessen Liebe zu ihr der ganzen Welt so wie ihr selbst bekannt wäre.

Adelaide erkannte alles, aber Alarich's scheinbare Kälte legte ihrem jungen Herzen einen bisher fremden Zwang auf; sie ward verlegen und furchtsam. Ich war böse auf Alarich und begann immer mehr zu fürchten, daß er nichts weniger als der vollkommene Mann war, wofür ich ihn früher gehalten hatte. Ich war böse auf ihn, denn er war der erste, der Adelaidens schöne, liebenswürdige Sicherheit gestört hatte; er war es, der sie peinliche Furcht und Unruhe kennen gelehrt hatte. Der Sünder! Konnte es ihm möglich sein, ihre Unschuld, ihre Liebe nicht in ihrem Auge, in ihrem ganzen Wesen zu lesen? Ja, denn er war schwach, er war brennend eifersüchtig. Außerdem hege ich den Verdacht, daß er fürchtete, seine eigene Würde bloßzugeben, wenn er eine Liebe zeigte, die er unerwidert glaubte — ich war sehr böse auf Graf Alarich.

Eine Krise.

Ein bitteres Herz strebt Schaden zu stiften; aber ein fürchterlicher Engel wird über ihn kommen.

Der Zustand von Spannung, worin Adelaide und ihr Bräutigam sich befanden, ward mit jedem Tage gewaltsamer, und man sah, daß es bald zu einem Bruche kommen müßte. Adelaide war zärtlich, aber unruhig; ihre Blicke suchten die seinigen, aber sie waren oft von Thränen verhüllt. Er hingegen war zuweilen bis zur Härte kalt gegen sie; seine Blicke verriethen Argwohn, seine Worte waren bitter; diesem Zustande folgten oft Ausbrüche leidenschaftlicher Liebe, die oft Adelaide selbst in Schrecken setzten. Es war schön mit anzusehen, wie sie ihn dann beruhigte, wie sie in den süßesten Worten zu ihm sprach und in die schwedische Sprache den ganzen Reichthum der italienischen an Benennungen für Geliebte übertrug. Schön war es zu sehen, wie dann das Unruhige und Wilde in seinem Wesen allmählich sich milderte. Ganze Stunden konnte er zu ihren Füßen sitzen und seinen Blick in dem ihrigen sonnen, der von Güte und Liebe strahlte. Sie spielte mit den Locken seiner

Haare, sie sang ihm die lieblichsten Gesänge, und von wonnigen, seligen Gefühlen eingewiegt, stützte er seinen Kopf gegen ihre Knie, und manches mal flossen dann Thränen über seine männlichen Wangen; das Leben war beiden wieder harmonisch und lieblich. Nach solchen Stunden überließ sich Adelaide aufs neue ihrer ganzen natürlichen Fröhlichkeit; sie lachte, sang und spielte mit allem, was sie umgab, bis daß ein strenger Blick Alarich's, eine plötzliche Kälte in seinem Wesen wieder ihre unschuldige Freude unterdrückte.

Gräfin Augusta sprach oft allein mit Alarich; dies machte mir besondere Unruhe. Eines Abends, als die Liebenden die ganze Welt vergessen zu haben schienen, um blos zu fühlen, daß sie einander angehörten, als sie dastanden, Mund an Mund, schön und selig, da überraschte ich in der Gräfin finsterm Auge einen Blick, einen flüchtigen Blick — denn sie erhob sich dabei heftig und verließ das Zimmer; — aber dieser Blick machte mich schaudern, Neid, Haß, Verzweiflung lagen in diesem Blicke, er glich einem mordenden Pfeile. Und ein dunkler Argwohn gegen Gräfin Augusta regte sich in mir; ich beschloß, sie genau zu beobachten.

Ich ging hinaus, um den Thee zu bereiten, und beschäftigte mich nebenbei, den Köpfen der Kleinen einzuprägen, daß der Thee in China wachse u. s. w. Gräfin Augusta kam und setzte sich neben mich, entfernte die Kleinen unter irgendeinem Vorwande und, während ihre zitternde Hand mit dem Theesiebe spielte, sagte sie mit halblauter Stimme:

„Demoiselle Rönnquist, Sie können sich nicht vorstellen, wie der Anblick zweier glücklich Liebenden mein Herz schmerzlich erregt — welche niederschlagende Erinnerungen dieses Bild bei mir hervorruft. Ich fühle wieder alle Glückseligkeit, die ich einst besaß, um zugleich zu fühlen, was ich verloren, was ich für ewig verloren habe. Ich könnte in einem solchen Augenblicke wahnsinnig werden,

und ich eile dann, einem Anblick zu entgehen, der mich umbringt."

Die Wahrscheinlichkeit in dieser Erklärung, die einfache Weise, in der sie dieselbe gab, der Ausdruck bittern Schmerzes in ihrem jungen, schönen Gesicht, ihre Thränen, alles bewog mich, ihr in meinem Herzen stille Abbitte für den gehegten Verdacht zu thun. Hierzu kam, daß ihre Zärtlichkeit für Adelaide zuzunehmen schien, je näher der Tag der Hochzeit herankam. Sie verlangte, daß Adelaide wenigstens die Nächte in ihrem Zimmer zubringen möge, indem sie vorgab, daß die häufigen nächtlichen Gewitter stark auf ihre Nerven wirkten und ihr den Schlaf raubten, und sie könne keine andere um sich haben als Adelaide.

Da Adelaide einwilligte, so konnte ich es nicht verweigern; aber es kostete mich viel, die Nähe meines Lieblings zu entbehren, nicht mehr der stille Zeuge ihres Liebewaltens sein zu dürfen, welches, wenn alles schwieg und in stiller Nacht ruhte, sich oft in Gebeten für den Geliebten aussprach, in Ausdrücken innigster Dankbarkeit gegen den allgütigen Ursprung aller reinen Liebe und Glückseligkeit.

Was ich bald mit Unruhe merkte, war, daß Adelaidens Fröhlichkeit sichtbar abnahm seit dem Augenblicke, wo sie zu Gräfin Augusta gezogen war, welche in dem einen Flügel des Hauses wohnte, während ich mit den Kleinen den andern bewohnte — und sonderbar genug, schien ihre Zärtlichkeit für die Schwester täglich zuzunehmen.

Alarich suchte öfter Augustens als Adelaidens Gesellschaft, und auf diese warf er oft Blicke, die ich mir nicht erklären konnte, so flammend und doch so finster. Ich suchte Aufklärung bei Adelaide, aber sie wich mir aus; dasselbe that auch Alarich mit sichtbarer Kälte, wenn ich ihm meines Herzens Unruhe verrathen wollte. Es war eine unruhige Zeit, und einige Verwandte des Präsidenten,

die auf einige Wochen zum Besuch kamen, waren zur Zerstreuung recht willkommen; aber daß es jetzt einer solchen bedurfte, darin lag nichts Gutes.

Um nicht die Ordnung in meiner Erzählung zu stören, will ich die Rolle einer Clairvoyante spielen und nacheinander, wie sie in der Wirklichkeit vorkamen, die Auftritte vorführen, die erst lange nachdem sie vorbei waren, mir erzählt wurden. So sei denn der Vorhang dem Leser aufgezogen und Gräfin Augusta trete hervor!

„Ich bin deine Freundin, Alarich", sagte die Gräfin zu ihm in den Unterredungen, die sie oft mit ihm hatte. „Deine Freundin in der tiefsten, innigsten Bedeutung des Wortes. Dein Wohl, dein Glück sind mein lebhaftester Wunsch auf Erden. O, was wollte ich nicht hingeben, wäre Adelaide deiner ganz würdig! Ich will mein Urtheil nicht übereilen, aber Adelaidens Flüchtigkeit, ihre grenzenlose Begierde nach Pracht und Vergnügungen, welche sie nur deinetwegen jetzt nicht blicken läßt, ihre Freundschaft für Otto, seine Liebe, sein Reichthum, ihr Benehmen gegen ihn während deiner Abwesenheit — alles macht mich unruhig. Doch bin ich gewiß, daß Adelaide dich liebt, sowie sie lieben kann; aber sie ist so leichtsinnig. — Was? Du willst offen mit Adelaiden reden? Laß sie nur eine Ahnung von deinen Zweifeln, deinem Schmerz erhalten, und sie wird dir Versicherungen ihrer ewigen Liebe geben, die alle deine Zweifel für den Augenblick zerstreuen werden — aber wie bald erlischt nicht dies lodernde Feuer! Laß uns nichts übereilen. Schweige, sei ruhig gegen Adelaide, sei aufmerksam auf ihr Leben und ihr Wesen, und bald wirst du einsehen können, ob sie dich glücklich machen kann, ob sie dich zu lieben versteht."

„Es ist natürlich", sagte sie ein anderes mal, als Alarich aufgeregt und heftig die Fessel des Argwohns, in die es ihr geglückt war, seine Seele zu legen, sprengen wollte; „es ist natürlich, daß diese Spannung, diese Ver-

stellung gegen diejenige, die du so zärtlichst liebst, dir unerträglich vorkommen muß. Geh denn, Alarich, — deine schwesterliche Freundin will dich nur warnen, — geh denn zur Geliebten, äußere deine Unruhe, deinen Schmerz, empfange ihre Eide, ihre Thränen, und gehe dann, das heilige Band mit ihr zu knüpfen, das nur der Tod auflösen wird. — O Gott, Alarich, — wird es dein Glück sichern oder zerstören?"

Alarich, unruhig und gepeinigt, äußerte den Wunsch, mit mir über Adelaide zu reden.

„Demoiselle Rönnquist?" unterbrach ihn verwundert die Gräfin, „Demoiselle Rönnquist ist eine gute Närrin*), die keinen eigenen Gedanken, keine eigene Ueberzeugung hat, die alles blind glaubt, was Adelaide ihr sagt."

„Du, Alarich", flüsterte sie bei einer andern Gelegenheit, „du bist nicht der Mann, der sich von Leidenschaft verblenden lassen und einige Augenblicke rauschender Freude mit dem Verluste der klaren, besonnenen Glückseligkeit eines ganzen Lebens erkaufen wollte. Du bist kein Sklave des Zufalls, der Gewalt eines andern, des eigenen Herzens. — O mein Freund, wie bewundere ich dich, wie wenige sind dir gleich! Und bald wird wol diese peinliche Unruhe aufhören. Ich selbst habe täglich mehr Gelegenheit, in Adelaidens Herz zu blicken, — bald wirst du Licht und Gewißheit haben; — und wäre diese Gewißheit auch schmerzlich, ich kenne dich — ruhig, wenn auch leidend, wirst du der Wahrheit ins Antlitz schauen, du bist ein Mann."

Es gibt beim Mann eine sehr schwache Seite für Schmeichelei, und besonders für die Schmeichelei, welche seine Selbständigkeit und höhere Weisheit preist — und er wird so leicht gebunden, gerade deshalb, weil er sich so frei glaubt.

Alarich war ein edler, kraftvoller Mann, ich wieder-

---

*) Unendlich verbunden, gnädige Gräfin!

hole es jetzt in diesem Augenblick, wo der Leser ihn recht schwach finden dürfte. Aber ist er wol die einzige edle und starke Natur, die eine schwache und verwundbare Seite gehabt hätte, — die von einer listigen Sirenenzunge verführt wurde, sich von der liebenden, treuen Brust wegzuwenden, die nur für ihn athmete? — Wir wollen jetzt Augusta mit Adelaiden zusammen sehen.

Wenn sie des Abends sich in ihr Zimmer begeben hatte, so hob Gräfin Augusta meistens heftig zu weinen und zu klagen an. Sie sagte, sie sei das unglücklichste Wesen in der Welt und hoffe bald zu sterben. Deutlicher äußerte sie sich nicht. Vergebens suchte Adelaide durch Bitten, Liebkosungen und theilnehmende Thränen sie zu vermögen, die Ursache ihres Schmerzes anzugeben und dessen Ausdrücke zu mildern. Augusta antwortete nur mit Thränen, und diese Scenen erneuerten sich oft während der Nacht und raubten Adelaiden sowol den Schlaf als die Ruhe des Gemüths. Augusta beschwor sie, verschwiegen zu sein und, wolle sie nicht ihre Schwester ewig unglücklich sehen, keinem Menschen, am wenigsten aber Alarich, ihre Unruhe und ihr Leiden zu erzählen. Sie forderte hierauf Adelaidens Eid, und diese gab ihn.

Eines Abends war Augusta ruhiger als gewöhnlich. Sie scherzte heiter mit Adelaiden, welche aber diesen Abend unruhig und still war. Sie nahm ihre Juwelen, ihre Perlen und Kostbarkeiten hervor, schmückte damit Adelaidens Haar, Hals und Arme, und führte sie so vor den Spiegel, indem sie sagte:

„Sieh, wie schön du bist, wie blendend schön! Du könntest die ganze Welt entzücken."

Adelaide stand vor dem Spiegel, sich betrachtend und fast von ihrer eigenen Schönheit geblendet. Ein unwillkürliches Lächeln begann sich über ihr Antlitz zu verbreiten und mit den Diamanten zu wetteifern.

„Sieh", rief Augusta aus, „wie wohl dieser fürstliche

Schmuck dich kleidet! Schade, daß dich in Zukunft niemand so sehen wird — daß du nie Juwelen wirst tragen können!“

Schnell wandte sich jetzt Adelaide vom Spiegel.

„Nimm sie weg, nimm sie weg!“ rief sie tief erröthend, „ihm wird es nicht gefallen.“

„Ihm, wem?“

„Alarich!“ antwortete Adelaide, und sie entledigte sich der kostbaren Geschmeide mit einer Eile, als hätten diese sie gestochen. Sie sammelte sie in ihren Händen und sagte heiter lächelnd: „Sieh, Augusta, alles dieses gebe ich hin für einen Blick von ihm.“

Augusta nahm ihr Geschmeide zurück und legte es, ohne ein Wort zu sagen, wieder in ihre Schachtel. Hierauf erfolgte ein Ausbruch von Schmerz, heftiger als einer der vorhergegangenen. Sie schien der Verzweiflung nahe zu sein. Außer sich vor Mitgefühl und Schrecken umschlang Adelaide die weinende Schwester.

„Sage mir, o sage mir, Augusta, warum du so tief leidest; sage mir, auf welche Weise ich dir helfen kann; ich will alles, alles für dich thun!“

„Alles?“ wiederholte die Gräfin Augusta und sah die Schwester mit mistrauischem und betrübtem Blick an.

„Ja, alles, alles, wenn es nur nicht Alarich zuwider ist.“

„Und wenn es so wäre — ach Gott! — ich Unglückliche! — Alarich! Geliebter Alarich!“

Adelaide blickte auf die Schwester mit stummem Erstaunen.

„Ich liebe ihn, Adelaide, ich bete ihn an — und er ist dein; sieh da meinen geheimen Kummer, meine Verzweiflung, meinen Tod. Ich werde den Tag nicht überleben, der ihn für immer mit dir vereinigt. Und wohl mir, wenn dieses Herz aufhören wird zu bluten, wenn es seinen langen Kampf beenden darf. Verlasse

mich, Adelaide, verlasse mich, du kannst mir nicht helfen, du kannst, du willst ihn mir nicht geben."

„Und wie sollte ich", sagte die bleiche und zitternde Adelaide, „dir ihn geben können? Es ist ja sein Glück, seine Wahl, um was es sich fragt. Er liebt ja mich."

„Und wenn, Adelaide, wenn seine Wahl doch frei, sein Glück doch gesichert werden könnte — "

Adelaide betrachtete die Schwester überrascht und fragend. Diese setzte sich neben sie hin und fuhr mit einer grausamen Vertraulichkeit fort:

„Sage mir, Adelaide, glaubst du, daß Alarich ein Mann ist, der allein nach des Körpers Schönheit beim Weibe fragt? Glaubst du nicht, daß er in seiner Gattin auch einer Gesellschafterin, einer Freundin bedarf, welche seine erhabenen Gedanken, seine genialen Lebensansichten theilt, welche liebt, was er liebt, für das lebt, wofür er lebt, welche für das Tiefste, das seine Seele birgt, empfänglich ist, und alles für ihn ist, wie er alles für sie? Oder ist meine Ueberzeugung von der Glückseligkeit, die Alarich sucht, ungegründet und nur ein Traum?"

Adelaide stutzte; sie antwortete nicht, aber Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen; sie athmete kurz und schnell.

„Glaubst du, Adelaide, daß du alles hast, was Alarich glücklich machen kann? — Du, die du an seinen Genüssen nicht theilnehmen kannst, sein Streben nicht verstehst? Verzeihe mir, Adelaide, ich wollte dir nicht wehe thun, ich wollte dir nur eine Wahrheit zeigen, die du dir doch nicht lange mehr verhehlen konntest; du bist nicht genug für Alarich."

Adelaide fühlte sich getroffen. Sie erbleichte völlig, faltete ihre Hände auf dem Schose zusammen und große, schwere Tropfen entströmten ihren Augen.

„Nein, Adelaide, du bist ihm nicht genug. Noch fesselt ihn deine Schönheit und deine Liebe, aber du

mußt selbst fühlen, daß dieses Band mit jedem Tage loser wird. Mit jedem Tage fühlt er mehr, daß er mit dir nicht glücklich werden kann, daß du nicht erfüllen kannst, was seine große Seele bedarf — jeden Tag entfernt er sich mehr und mehr —"

„Er liebt mich, er liebt mich doch!" rief Adelaide mit gewaltsamer Bewegung.

„Seine Zärtlichkeit bezeugt, daß er glaubt, es wäre schade um dich, — seine zunehmende Kälte, daß er wünscht, deiner ledig zu sein."

„Meiner ledig?" rief Adelaide aus, und stolz erhob sich der Kopf, schwellte die Brust, während Unmuth in dem thränenvollen Auge leuchtete. „Vom ersten Augenblick eines solchen Wunsches ist er frei. Aber", und hier erlosch auf einmal aller Unmuth, „warum redest du so, Augusta, du kannst ja seine Gedanken nicht wissen, du kannst —"

„Und wenn ich sie doch wüßte? — Wenn ich dir jetzt sichere Beweise zeigen könnte, daß ich seine Gedanken und Wünsche kenne. — O, Adelaide, thörichte Adelaide! bedarf es wol anderer Beweise, als die jeder Tag uns gibt? Zu wem wendet sich Alarich, wenn seine Seele voll ist von großen und schönen Gedanken, wenn er sich aussprechen und verstanden werden will? Zu wem wendet er sich, wenn sein Herz betrübt ist, wenn er unmuthig von dir geht; zu wem, Adelaide?"

„Gib mir andere Beweise, ich muß andere haben, andere sehen!" rief außer sich Adelaide.

„Auch diese sind da und können gezeigt werden", fuhr Gräfin Augusta mit schrecklicher Kälte fort, und indem sie eine Haarkette löste, nahm sie ein kleines goldenes Medaillon hervor, drückte auf eine Feder, und es öffnete sich eine Kapsel und zeigte Adelaiden das Bild ihres Geliebten; noch eine andere Feder sprang, und sie erkannte eine Haarlocke von ihm.

„Kennst du dieses Bild?" fragte Augusta; „kennst

du dieses Haar? — Nein, strecke nicht die Hand danach aus, es ist nicht dein, es gehört mir; er gab es mir zum Andenken an ihn, als Beweis von —" sie endete nicht.

Adelaide sprang auf, und wild die Hände zusammenschlagend rief sie aus: „Ist es möglich! Mein Gott, ist es möglich!"

„Und warum", fragte die Schwester mit einem höhnenden Lächeln, „sollte es so unmöglich, so unnatürlich sein? Alarich fühlt, daß er und ich in allem sympathisiren, daß unsere Seelen nur eins sind. — Adelaide, höre mich und richte zwischen uns! Ich war Alarich's erste Neigung — er liebte mich, ehe er dich liebte; man wußte es allgemein, man sprach überall davon, man betrachtete eine Verbindung zwischen uns als so gut wie entschieden; ich selbst that es, denn ich liebte ihn, und sein geringes Vermögen war in meinen Augen eher ein Grund für, als gegen ihn. Da, Adelaide, tratest du zwischen uns! deine Schönheit blendete Alarich, er ward gleichsam durch dich bezaubert; aber du besaßest ihn niemals — du konntest ihn niemals besitzen. Jetzt fühlt er es; jetzt, wo die Verblendung allmählich aufgehört, sieht er mit Sehnsucht auf mich zurück; er fühlt, daß uns der Himmel füreinander schuf, daß er nur mit mir das dauerhafte und edle Glück finden kann, das er im Leben sucht; — ist es zu verwundern, wenn ihn der bezaubernde Reiz gereut, der seine Sinne an eine andere fesselte, die Schwäche, die ihn für sein ganzes Leben zum Sklaven machte? Deine Eigenliebe, Adelaide, dein Uebermuth —"

„Bin ich übermüthig gewesen?"

„Ja, du warst es, Adelaide!"

„So verzeihe mir Gott!"

„Hast du je daran gezweifelt, daß alle dich lieben müßten, daß dein Wille für alle Gesetz sein sollte? Warst du je geneigt, dich nach den Wünschen anderer

zu richten? Hast du nicht die Liebe, die dir geschenkt ward, wie einen schuldigen Tribut, deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit gezollt, entgegengenommen? — Findest du es nicht noch jetzt ganz natürlich, daß Alarich dich mit allen deinen Fehlern vergöttert? — Ist dies nicht Uebermuth, kühner, unerhörter Uebermuth?“

„Du bist hart, Augusta! Bin ich übermüthig gewesen, o so bin ich hart gestraft.“

„Nicht du allein bist schuld an Alarich's veränderter Gemüthsstimmung, Adlaide — auch das Glück ist gegen dich. Du bist arm, Adelaide — ich bin reich; Alarich ist kein Schwärmer, er ist ein verständiger Mann. Er fühlt, daß er nicht dazu gemacht ist, um sich in einen engen Kreis einzumauern; er fühlt, daß er für einen höhern Wirkungskreis geschaffen ist, geschaffen, um in der Welt zu glänzen, um sie zu erleuchten, und er weiß, daß ich das besitze, was ihn in Stand setzen kann, seinen Wirkungskreis zu erweitern, daß ich ihm die Mittel verleihen kann, das zu erreichen, dem seine ehrgeizige Seele nachstrebt.“

„Reichthümer“, sagte Adelaide mit einem Tone tiefer Traurigkeit, „Reichthümer, Ehre, können sie ihm wol mehr Glück verleihen, als meine Zärtlichkeit, meine innige Zärtlichkeit, meine innige Liebe?“

„Auch ich habe Zärtlichkeit, auch ich habe Liebe!“ sagte Augusta, indem sie ihre Hand auf der Schwester Arm legte und ihn heftig drückte. „O! niemand weiß, wie ich ihn geliebt habe — und meine Liebe wird nur mit meinem Leben aufhören. Wenn deine Liebe, Adelaide, ihm genug wäre, warum ist er denn nicht glücklich, warum quält er sich sowol wie dich, warum scheint er immer unruhiger und unglücklicher zu werden, je näher der Tag euerer Vereinigung heranrückt? Sei überzeugt, Adelaide, daß er froh sein würde, eine Veranlassung zu haben, mit dir zu brechen und eine Verbin-

dung aufzulösen, die so wenig für ihn paßt. Nur Mitleiden mit dir ist es, was ihn zurückhält."

Adelaide weinte heftig. „Ich will mit ihm reden", rief sie aus, „ich will ihn fragen, ob er mich nicht mehr liebt, und wenn ich das Wort aus seinem eigenen Munde höre, so soll er frei sein."

„Du wirst ihn fragen? Damit er dir die Wahrheit, aus Mitleid zu dir, verhehlen soll; damit er seinem Glücke deinethalben entsage? Ist das edel, Adelaide?"

„Ich werde eine Freundin fragen, wie ich verfahren soll, werde reden mit —"

„Emma Rönnquist? — Damit sie mit Alarich rede und ihn durch Bitten und Thränen dahin bringe, dir treu zu bleiben! Denn du weißt wohl, daß sie dich über alles in der Welt liebt und ohne Bedenken das Glück aller andern Menschen für dich hinopfern würde."

„Mein Gott, was soll ich thun?" rief Adelaide in Verzweiflung aus.

„Wo ist jetzt, Adelaide, deine so gepriesene Güte, wo dein heller Verstand? Du siehst, du weißt, daß du mit einer einzigen muthigen, selbstversagenden Handlung zwei Menschen glücklich machen kannst — den Mann, den du über alles zu lieben vorgibst, und deine Schwester — du weißt es und zauderst noch? — Und du willst sie beide deines Glücks wegen opfern? Und welches Glück kannst du hiernach noch erwarten aus der Verbindung mit einem Manne, der dich nicht liebt, der dich nur gezwungen zur Gattin nimmt? Sieh, Adelaide! Ich habe lange mit meiner Liebe geschwiegen, ich habe lange gegen sie gekämpft, — ich wollte, daß du glücklich werden solltest, und ich — ich wollte sterben; — aber heute ist es mir klar geworden, daß ich mit meinem Glück auch das Alarich's aufopferte. Diese Gewißheit, dieser doppelte Schmerz hat mir mein Geheimniß entlockt. Vergib mir, Adelaide, vergib das Leiden, das

ich dir verursacht; ich werde von jetzt an schweigen, und bald — bald wird der Tod diese Lippen versiegeln; — denn ich weiß es, Adelaide, was du bei dir beschlossen hast, ich weiß es!"

„Nein, du weißt es nicht!" sagte Adelaide, indem sie mit stolzer Selbstbeherrschung aufstand, das Auge klar von erhabener Entsagung. „Aber" — und sie sah zur Schwester mit gefalteten Händen auf, mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst — „Augusta, kannst du ihn glücklich machen?"

„Du zweifelst noch daran nach dem, was du gesehen und gehört hast? Gute Nacht, Adelaide!"

„Nein, bleibe! Verzeihe! Aber ach, ich habe ihn so sehr geliebt! — Es lag eine solche Gewißheit hier", und sie legte die Hand aufs Herz, „eine Gewißheit, daß ich ihn glücklich machen könnte, daß niemand so wie ich es könnte, daß ich allein den Schlüssel zu seinem Herzen hätte — daß er mich ewig lieben müßte, wie ich ihn ungeachtet aller zufälligen Reibungen, ungeachtet aller meiner Fehler; — es war eine Gewißheit, und ich glaubte, daß nichts in der Welt mir diese zu rauben vermöchte, und — wie ist es jetzt?" fragte sie in stiller Verwirrung, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr. „Ist sie fort, fort?" Sie ergriff das auf dem Tische liegende Medaillon. — „Gab dir dies Alarich?"

„Ja!"

„Augusta" sagte Adelaide feierlich, aber mit zitternder Stimme, indem sie sich an den Tisch stützte, „Alarich wird dein werden — ich werde euch nicht trennen. — O wie unwürdig wäre ich nicht, wenn ich zwischen seinem und meinem Glück noch schwanken könnte! — Aber", und sie führte wieder die Hand zur Stirn, „daß sie nicht eins sind, das ist es, was ich noch nicht recht begreife. Ich weiß wohl, daß ich seiner nicht würdig war, daß ich es nie vollkommen werden würde, — aber daß er mich so unwürdig beurtheilen sollte! Ich bin noch so

jung, ich bewunderte ihn so hoch, ich liebte ihn so innig — o, daß er mich so verachten sollte!"

„Vergelte ihm Gleiches mit Gleichem, Adelaide! Dieser Stolz steht dem Weibe wohl an. Verachte ihn, verschmähe ihn!"

„Nie, nie!" sagte Adelaide. „Er kann mich verlassen und ich werde ihn doch immer lieben; er kann mich verachten und ich werde ihn doch immer segnen. Es kann nicht anders werden. Augusta!" rief sie, indem ihre Thränen aufs neue zu strömen begannen, „in meinem Herzen ist nichts als Liebe zu ihm — jetzt, jetzt in diesem Augenblick, wo ich die Beweise seiner Untreue gegen mich sehe, seine Verachtung meiner Liebe — ist dort kein Tropfen Bitterkeit gegen ihn, — jetzt, wie immer, wollte ich für ihn sterben! — Ach! ich thue ja mehr, ich entsage aller meiner Lebensfreude seinetwegen!"

„Edelmüthige Adelaide!" rief Gräfin Augusta und schloß sie in ihre Arme.

Adelaide saß stumm und unbeweglich da.

„Und jetzt, Adelaide, sei vollkommen edelmüthig! Wolle auch die Mittel, die zum Zwecke führen."

„Was soll ich thun?"

„Schreibe morgen früh an Tante Ulla! Bitte sie, herzukommen und dich auf einige Tage nach R. abzuholen."

„Nach R.? — Was würde Alarich denken? Otto ist ja —"

„Ich glaubte, es wäre deine Absicht, Alarich seine Freiheit wiederzugeben", sagte trocken Augusta.

„Es ist wahr, o es ist wahr! Ja, ich werde schreiben, ich werde hinfahren — und er wird dann die Veranlassung haben, die er sucht. Und jetzt — verlasse mich, Augusta, verlasse mich, ich muß allein sein!"

„Wenn es dich aber gereute, Adelaide?"

‚Nie, dies nicht; — aber verlaß mich jetzt — bleibe,

Augusta, küsse mich erst! O, wenn du ihn glücklich machst, so werde ich gern allen Schmerz vergeben, den du mir zufügst. Gott segne dich, wenn du Alarich glücklich machst!"

Die Schwestern trennten sich und verbrachten beide ine schlaflose Nacht.

Früh am folgenden Tage vermochte Augusta ihre Schwester, das verabredete Billet zu schreiben. Sie selbst schrieb insgeheim eins an Otto, welches so lautete:

„Frischen Muth, lieber Otto! Was ich lange erwartet und vorausgesagt habe, ist eingetroffen. Adelaide ist Alarich's ewigen Misvergnügens, sowie er ihres flüchtigen Wesens müde geworden. Das Band, welches sie jetzt vereint, ist so schwach, daß es beim geringsten Hauche reißen wird. Adelaide denkt deiner mit Zärtlichkeit. Komm heute Vormittag nach B. Komm mit deiner Mutter, aber gehe sogleich bei deiner Ankunft herunter in den Garten in die Laube zur linken Hand; warte dort. — Sei ein Mann, Otto, und du wirst in derjenigen, die du liebst, ein Weib finden. Aber im Anfange stelle dich verzweifelnd und untröstlich. Heimlichkeit und Pünktlichkeit."

Als sie geschrieben, ging sie hinaus, um den Boten abzusenden.

„Schon auf und aus?" sagte Alarich, der, von einer seiner gewöhnlichen Morgenwanderungen zurückkehrend, ihr auf der Treppe begegnete.

„Der schöne Morgen hat auch mich herausgelockt. Ich habe eine unruhige Nacht gehabt — ich mußte mich an der reinen frischen Luft erquicken."

„Was macht Adelaide?"

„Ich weiß nicht — sie schreibt ein Billet, glaube ich. O, Alarich! meine Furcht ist fast bestätigt, Adelaide ist nur ein schwaches und eitles Weib. Otto und seine Reichthümer leben mehr in ihrem Sinne, als du und ich argwöhnen, sodaß nur Mitleiden, vielleicht auch

Furcht sie abhält, es offen zu erkennen zu geben. Gestern Abend bekleidete sie sich mit meinen Juwelen —"

„Gestern Abend?"

„Ja — und stand lange vor dem Spiegel, ihre wirklich blendend schöne Gestalt mit tiefen Seufzern betrachtend."

Alarich neigte sich gegen einen der Pfeiler der Balustrade und kühlte an ihm seine brennende Stirn.

„Alarich, woran denkst du? fragte nach einigem Stillschweigen die Gräfin.

„Ich wollte, ich könnte ihr Juwelen geben", antworte er bitter lächelnd. „Ja", fuhr er leiser und gleichsam mit sich selbst redend fort, „so schwach bin ich, daß ich jetzt nichts schmerzlicher empfinde, als ihr keine Juwelen geben zu können."

„Beklagenswerther Alarich!" seufzte Augusta. „Alarich, mein Freund, wenn es dich glücklich machen kann — so nimm meine Kostbarkeiten — nimm sie alle — was soll ich damit machen? — Eine freudenleere Brust schmücken? Nimm sie und mache Adelaiden —"

„Kein Wort mehr davon!" sagte Alarich mit Heftigkeit. „Vergib mir, Augusta. Aber du kennst mich zu wenig. Wo ist Adelaide?"

„In ihrem Zimmer. Suche sie jetzt nicht auf, denn ich fürchte, du würdest nicht willkommen sein. Sei ruhig, gelassen und warte noch einige Zeit; vielleicht geben uns die Ereignisse in kurzem eine Klarheit, welche unser Verfahren bestimmen kann."

„Ja, Gewißheit, Gewißheit", sagte Alarich, „wenn auch die bitterste, nur nicht länger diese martervollen Zweifel!"

„Mögen sie aufhören, um dir dein Glück zu bereiten. Unterdessen höre meine Bitte. Beunruhige Adelaide nicht. Laß uns still und wachsam sein; es ahnt mir, daß wir noch heute die erforderliche Aufklärung haben werden."

Sie entfernte sich und suchte Adelaide auf, welche sie in Thränen gebadet antraf. Augusta suchte bald durch Lob, bald durch Vorwürfe bei der Schwester eine andere Gemüthsstimmung hervorzurufen. „Diese Thränen", sagte sie, „diese bleichen Wangen werden dich verrathen und deine edle Selbstopferung vereiteln. Wenn dein Vorsatz, Adelaide, nicht blos ein leeres Gaukelspiel ist, so fasse für ein paar Stunden Muth und Entschlossenheit; willst du nicht Alarich's Mitleiden erwecken und dadurch seiner Freiheit eine Fessel anlegen, so trockne deine Thränen, rufe die Farbe auf deine Wangen hervor, gib deinem Wesen Sicherheit — sei völlig ein Engel — entsage ganz und handle kraftvoll, sonst hast du nichts gethan für den, welchen du liebst!"

Als Adelaide zum Frühstücke herauskam, glich sie einer Fieberkranken. Eine wilde, unbehagliche Munterkeit herrschte in ihrem Wesen, das sonst so anmuthsvoll fröhlich und ruhig war. Alarich wandte seinen Blick nicht von ihr weg; aber es war keines zärtlichen und unruhigen Liebenden Blick, es war ein durchdringender und scharfer. Zuweilen verrieth sich eine tiefe Bewegung in seinen Gesichtszügen, aber er blieb ruhig. Adelaide's Blick senkte sich vor dem, der auf sie gerichtet ward, ihre Verwirrung stieg mit jedem Augenblicke. Lange konnte sie es so nicht aushalten, sie stand plötzlich auf und ging hinaus. Auch Alarich erhob sich und ging ans Fenster. In demselben Augenblicke ward das Rollen eines Wagens gehört, und vier schnaubende feurige Schecken flogen vors Thor mit der Equipage der Excellenz G. Mit geheimem, aber kochendem Unmuthe sah Alarich die Baronin und ihren Sohn Otto aussteigen. Dieser letztere begleitete jedoch seine Mutter nicht herauf, sondern begab sich sogleich in den Garten. Alarich folgte ihm mit den Augen. Die Saalthüren wurden jetzt aufgeschlagen, Seidengewänder rauschten und herein trat die Baronin.

„Ich höre", sagte sie, nachdem sie alle mit der

gewöhnlichen Freundlichkeit begrüßt hatte, „daß ich heute meine Adelaide zu mir bekomme. Das liebe Mädchen hat mir selbst geschrieben, und ich komme jetzt ganz stolz und glücklich, um sie abzuholen; — aber wo ist sie?"

„Ich werde ihr sagen, daß Sie hier sind", sagte Augusta, indem sie hinausging und Alarich einen Blick zuwarf. Sie traf Adelaide in einem Zustande der tiefsten Gemüthsbewegung.

„Ich weiß, was du zu sagen hast, Augusta", rief sie, „ich weiß, wer hier ist und was du willst; aber ich kann jetzt nicht, ich kann jetzt nicht zu ihnen hineingehen, nicht vor den Augen aller ihm und seinem Willen trotzen; meine Knie tragen mich nicht, denn es ist mir, als wollte das Leben mich verlassen."

„Adelaide, beste Adelaide, beruhige dich — du sollst uns nicht verlassen, wenn du nicht willst; alles hängt ja von dir ab; niemand zwingt dich. Beruhige dich, komm mit mir in den Garten — du weist, wir können durch die Hinterpforte dahin gelangen, ohne von den Fenstern aus gesehen zu werden. Die frische Luft wird dir wohl thun und die entscheidende Stunde wird verzögert. Du erhältst Zeit, nachzudenken und dich zu entschließen."

Adelaide ließ sich von der Gräfin führen. Sie waren noch nicht lange in einem der gewölbten Gänge des Gartens gegangen, als Otto hervorsprang und Adelaide zu Füßen fiel. Diese warf ihm einen überraschten und unmuthvollen Blick zu und wollte entfliehen, aber er umfaßte ihre Knie und hielt sie zurück.

„O Cousine Adelaide, höre mich nur ein einziges mal, ich muß mit dir reden. — Was habe ich gethan, daß du mich so grausam verabscheuest?"

„Ich verabscheue dich nicht, Otto; aber verlasse mich, ich bitte dich darum, ich will es."

„Höre mich nur noch ein einziges mal — das letzte

mal, dann werde ich für immer fliehen — ich werde reisen, bis ans Ende der Welt."

„Höre ihn", bat leise Augusta, „er liebt dich ja so innig — höre ihn und du entgehst dann leichter seiner Zudringlichkeit; ich werde etwas beiseite gehen und darüber wachen, daß kein unwillkommener Gast uns störe." Sie entfernte sich bei diesen Worten und eilte aus dem Garten. Auf dem Hofe begegnete ihr Alarich.

„Wo ist Adelaide?" fragte er heftig.

„Im Garten in der Laube zur linken Hand — und meine Ahnung — beklagenswerther Alarich!" Sie enteilte, und Alarich stürzte mit glühenden Wangen nach dem ihm bezeichneten Orte hin.

Adelaide hatte Otto erlaubt, sie in die Laube zu führen, und auf einer Bank sitzend hörte sie die Aeußerungen seiner tödlichen, aber innigen Liebe. Es war nichts von Strenge in Adelaidens Herzen. Ihre natürliche Güte, die Freundschaft, die sie für ihren jungen Verwandten hegte, das Gefühl eigenen bittern Leidens machte sie in diesem Augenblicke weich. Sie sagte ihm, daß sie ihn nicht lieben könnte, daß sie nur Alarich allein auf der Welt liebe; aber dabei erlaubte sie ihm, auf den Knien vor ihr liegend, ihre eine Hand mit Küssen und Thränen zu bedecken. „Mein guter Otto", sagte Adelaide's liebliche Stimme; aber plötzlich verstummte sie, denn vor ihr stand Alarich, tausend Dämonen in seinem Blicke.

Ein Schreckensruf arbeitete sich aus Adelaidens Brust hervor. Sie stieß Otto von sich, und besinnungslos und in Verzweiflung lief sie aus dem Garten hinauf ins Haus und in die Galerie, wo ich allein war.

In einigen Minuten sammelte sie sich jedoch wieder, und mit einer Ruhe, als hätte sie beschlossen, mit Festigkeit dem Aergsten entgegenzugehen, saß sie still und todtenbleich da, die Augen gesenkt, und nur ihr schnelles und bedrücktes Athemholen verrieth die Unruhe in ihrer

Brust. Angstvoll fragte ich sie um die Ursache ihrer Gemüthsbewegung.

„Frage mich jetzt nicht“, antwortete sie kurz; „bald, bald wird alles gesagt sein.“

Jetzt hörte man jemand mit langsamen und gleichsam widerstrebenden Schritten sich der Thüre nähern. Adelaide stand auf, sie begann heftig zu zittern, ihr Gesicht war farblos wie die Marmorurne, gegen die sie sich stützen mußte. Eine Hand faßte draußen ans Schloß, aber zögerte, es umzudrehen; endlich ging die Thüre langsam auf und Alarich trat ins Zimmer. Ich erschrak bei seinem Anblicke. In seinem Gesichte lag ein furchtbarer Ausdruck. Da stand Verzweiflung, da stand Verurtheilung, beschlossenes, unabwendbares Unglück. Er näherte sich Adelaide langsam und blieb einige Schritte vor ihr stehen. Adelaide war ruhiger geworden, sie zitterte nicht mehr und sah ihn an, mit einem Blicke — ein Himmel von Unschuld und Liebe lag darin; aber er senkte sich schnell vor dem unbeweglichen Urtheile, das in dem seinigen zu lesen war. Bei ihm war der Sturm schon unterdrückt, aber daß er schrecklich gewesen war, das stand auf seiner Stirn und seinen bleichen Lippen geschrieben.

„Adelaide!“ sagte er in einem Tone so traurig und strenge, daß Todesangst dabei mein Herz erfaßte, „Adelaide — wir müssen uns trennen, trennen für ewig. Ich habe längst geahnt, daß wir füreinander nicht paßten; — du warst der Liebe nicht werth, die ich dir bewies; ich fürchtete es früher, jetzt weiß ich es. — Adelaide, ich vergebe dir, aber ich beklage dich. — Der Engel, der dir seine Gestalt lieh, lockte mich, bezauberte mich. Ich glaubte — aber es ist vorbei — für immer vorbei. Dein Leichtsinn, dein strafbarer Leichtsinn hat uns für immer geschieden. O daß ich vergessen könnte!“ — Er schwieg, von seinen gewaltsamen Gefühlen überwältigt.

Ich konnte es nicht aushalten, diese Sprache gegen

Adelaide reden zu hören und sie in einem solchen Zustande vor ihm zu sehen. Ich trat zu ihr heran:

„Adelaide, warum sprichst du nicht, warum vertheidigst du dich nicht? Du bist ja unschuldig, mein Liebling, du kannst diese Sprache nicht verdienen.“

Adelaide antwortete nicht, sie stand unbeweglich; ich trat näher; ich wollte ihre Hand ergreifen; sie schob mich sanft zurück.

Alarich fuhr mit einer Bewegung fort, die er vergebens zu beherrschen suchte: „Möchtest du glücklich werden, Adelaide! Erinnere dich, daß das Erdenleben kurz ist, — daß die Eitelkeit einen flüchtigen Genuß gewährt. — Aber warum sage ich dir dies?“ fügte er mit einem Zucken des Mundes hinzu, das einem Lächeln ähneln sollte. „Ich suche dich nur, um dir zu sagen, daß du frei bist. Lebe wohl!“

Er wendete sich um und ging. Adelaide folgte ihm dem Aussehen nach fast bewußtlos. In der Thüre faßte sie seine Hand, hielt ihn zurück und sah zu ihm herauf mit einem Ausdrucke, der zu sagen schien: „Ist es wirklich wahr? Ist es möglich, daß wir uns trennen? Ist es Ernst?“

Er machte seine Hand aus der ihrigen los, stand aber still und betrachtete sie, die jetzt mit einem rührenden Ausdrucke treuer Engelsliebe ihm ihre Arme entgegenstreckte. Ein dämonischer Ausdruck flog über sein Antlitz und entstellte die schönen Gesichtszüge; gewaltsam schob er sie zurück und verschwand. Der Stoß von seiner Hand, noch mehr der Schrecken dieses Augenblicks warf Adelaide auf den Marmorboden nieder. Hier lag sie still und bleich wie eine Sterbende. Ich hob sie auf, ich trug sie auf meinen Armen in ihr Zimmer. Ich redete hier mit den tröstlichsten, eindringlichsten Worten zu ihr; aber vergebens, sie blieb still, athmete kurz, schnell und hielt die Hände über die Brust,

als suchte sie hier irgendeinen großen Schmerz zu unterdrücken.

Ich bat die Baronin, zu Adelaide hineinzugehen, und eilte, Alarich aufzusuchen, um womöglich ihn wieder zu Sinnen zu bringen und einige Aufklärung über den sonderbaren Auftritt zu erhalten, dem ich soeben beigewohnt hatte.

Als Alarich Adelaide verließ, gab er sogleich Befehl zur Abreise, und in einigen Minuten war sein Wagen vor der Thüre. Da trat plötzlich und ungemeldet die Gräfin Augusta in sein Zimmer.

„Ich wollte dir etwas sagen, Alarich", redete sie ihn an und ihre Wangen glühten. — „Alarich, wenn die Zeit deinen Schmerz gelindert und du eine Unwürdige vergessen hast, so denke, so erinnere dich, daß Augusta dich liebt, dich innig und warm liebt!"

Er sah sie verwundert an. Sie trat ihm näher und reichte ihm die Hand.

„Augusta", sagte er, sie mit finsterm Ernste entfernend, „ich kann dir nicht einmal danken. Du kannst nichts für mich sein. Meines Lebens Freude ist fort — ich habe keine Liebe mehr zu geben. Leb' wohl; vergiß mich!" Und er entfernte sich schnell. Auf der Treppe begegnete ich ihm. Ich hielt ihn auf und fragte:

„Um Gottes willen, sagen Sie mir, was ist geschehen?"

Er heftete die Augen auf ein kleines Halstuch, das Adelaide gehörte und das ich zufällig in der Hand hatte; entriß es mir und, ohne auf meine Frage zu antworten, eilte er fort, das Tuch mit Küssen bedeckend. Jetzt sah ich Augusta mit glühenden Wangen aus seinem Zimmer kommen.

„Was ist geschehen?" fragte ich sie, „was bedeutet dies alles?"

„Ich weiß es kaum selbst. — Wie befindet sich Adelaide?“

„Schlecht. — Was sagt Graf Alarich?“

„Mir liegt nicht ob, von ihm und seinen Handlungen Rechenschaft zu geben“, sagte unmuthvoll die Gräfin. In demselben Augenblicke hörten wir einen Wagen rollen. Alarich war abgereist.

Liebe bis in den Tod.

> Ich singe, denn ich sterbe, und frei von seinen Banden
> Hebt der Geist sich aus des Erdenlebens Zwang.
> Leb' wohl! Ich fliege zu den lichten Landen,
> Und dort werd' ich mit schönerem Gesang
> Mein Leben, meine Liebe noch einmal besingen.
>
> Schwanengesang.

Als ich zu Adelaide zurückkehrte, fand ich die Baronin neben ihr sitzend und damit beschäftigt, ihr eine Masse von Moral und Maximen einzugeben, welche wol einen Gesunden krank machen konnten und daher vielleicht nach den Berechnungen der Homöopathie einen Kranken gesund machen müßten. Aber bei meiner armen Adelaide zeigten sie nicht die geringste Wirkung. Sie lag still und unbeweglich da und schien zu leiden. Ich beeilte mich, die Baronin auf das artigste zu beurlauben; sodann setzte ich mich schweigend neben Adelaide hin, nur mit ihr beschäftigt und auf ein Mittel sinnend, um sie zum Sprechen oder wenigstens zum Weinen zu bringen. Ach, es war der erste Schmerz, welcher dieses junge, weiche Herz traf; es war noch zu wenig gehärtet, es schien unter der Bürde brechen zu wollen.

Aus einem Zustande todter Ruhe, worin Adelaide bis

zum Nachmittage lag, verfiel sie in eine rastlose Unruhe. Sie ging aus dem einen Zimmer ins andere und schien etwas zu suchen, aber ohne selbst zu wissen was. Meine Unruhe ihretwegen war unbeschreiblich; ich ließ nach Aerzten aus der Stadt schicken, und folgte indeß Adelaide still und treu wie ihr Schatten. Nachdem sie fast durch das ganze Haus gewandert war, ging sie hinaus; ich ließ sie gehen, folgte ihr aber schweigend nach. Ich war froh, daß sie ausging, und hoffte, daß die Bewegung und die frische Luft sie zur Besinnung zurückrufen würden. Sie nahm denselben Weg, den Alarich gereist war, und ging immer schneller und schneller, bis sie beinahe zu laufen anfing. Sodann wich sie vom Wege ab und setzte unregelmäßig, bald gehend, bald laufend, ihre Wanderung durch wilde Waldgegenden fort. Ich konnte ihr nur mit Mühe folgen; aber ihr weißes Kleid, welches zwischen den Bäumen flatterte, glänzte mir auf ihrer Spur vor. Fast eine Stunde setzten wir diese peinliche Wanderung fort. Ich hatte Adelaide zurückhalten wollen, aber sie schien meine Absicht zu ahnen, und jedesmal, wenn ich mich ihr näherte, entfloh sie mir mit der Schnelligkeit einer Taube. Mein Rufen und meine Bitten schien sie nicht zu hören. Auf einmal sah ich sie sich kopfüber auf den Boden werfen. Ich lief hinzu und sah, daß sie sich niedergeworfen hatte, um aus einem kleinen Quell zu trinken, der zwischen Steinen und Gebüsch hervorrauschte.

In demselben Augenblicke, als ich mich zu ihr niederbeugte, sah ich einen klaren Blutstrom hervorquellen und sich mit dem Wasser des Quells vermischen. Er kam aus der Brust meiner armen Adelaide, welche ich jetzt bleich und bewußtlos in meinen Armen hielt. Ich war der Verzweiflung nahe. Es war spät am Abend und fing an dunkel zu werden. Wir waren mitten im Walde, keine Spur einer menschlichen Wohnung war ringsumher zu sehen. Wohin sollte ich mich mit Adelaide begeben? Wo Hülfe für sie finden?

Ich hatte mir oftmals gesagt, daß es eitel wäre, Gott um weltliche Hülfe anzurufen, denn er könne nicht eines Menschen halber mit willkürlicher Hand in die Ereignisse eingreifen, deren freies Spiel er einmal erlaubt hat, und daß er nicht hemmen kann, ohne das Gesetz umzustoßen, das er der Natur eingeschrieben hat; ich hatte daher lange keine Bitte für etwas Zeitliches emporgesandt — aber in dieser Stunde der Angst waren alle Vernunftgründe ohnmächtig; ich folgte des Herzens unmittelbarem Triebe — ich betete — betete zu Gott um Hülfe für meinen Liebling. Aber alles blieb stumm um uns herum, blos die blutgefärbte Quelle murmelte und der Kreuzschnabel hackte die herunterfallenden Eicheln — dann und wann rauschte es im Walde und in weiter Entfernung hörte man die Töne eines Waldhorns. Adelaide lag mit geschlossenen Augen, still, todtenbleich und blutig da; ich glaubte, ihre letzte Stunde wäre gekommen. Ich rief mehreremal laut, aber nur ein Echo antwortete mir. Wiederum betete ich still und unter Thränen — da traf ein Rettungston mein Ohr. Es war das Geläute einer kleinen Kuhglocke und die Stimme eines treibenden Weibes. Und bald trat aus den Gebüschen ein altes Weib und eine Kuh hervor, die erschreckt bei unserm Anblicke stille stand. Ich rief die nicht minder erschreckte Frau an, erzählte ihr in Eile, was geschehen war, und bat um ihre Hülfe. Ihre Wohnung war nicht sehr fern, und sie half mir Adelaide tragen. Adelaidens Blut strömte nicht mehr, aber sie lag in todtengleicher Ohnmacht da. Ungefähr hundert Schritte von der Quelle, gerade am Ende des Waldes, lag die kleine Hütte. Wir trugen Adelaide in die enge, finstere, aber reinliche Stube und legten sie dort auf ein Strohlager. Die Alte eilte sogleich nach dem Gute, um dort das Vorgefallene zu berichten und alle mögliche Hülfe herbeizuschaffen. Ich hoffte, daß der Arzt um diese Zeit schon dort angekommen sein würde.

Ich blieb in der Stube allein mit Adelaiden, und die

schmerzlichsten Gefühle erfüllten mein Herz. Da lag mein weißer Schwan, mein Liebling, blutig und bleich — so schön noch, aber vielleicht dem Tode nahe. Sollte ich dies Auge, strahlend von Güte und Heiterkeit, sich nicht mehr öffnen sehen? Dies schöne Leben von Gesang und Liebe, sollte es aufgehört haben zu athmen?

So saß ich und weinte die bittersten Thränen, als Adelaide die Augen ein wenig öffnete und mit schwacher Stimme zu trinken begehrte. Ich sah mich in der Stube um, doch hier war weder Trockenes noch Nasses. Ich gerieth schon in die größte Angst, als ich das Schnauben der Kuh draußen vor dem Fenster hörte. Froh sprang ich aus dem Stübchen, melkte die Kuh und, zu Adelaiden zurückkehrend, goß ich Milch in eine kleine Tasse und brachte den milden Trank an ihre Lippen. Sie trank begierig.

„Ach, das war schön, das war sehr gut!“ sagte sie, während ich ihr Haupt wieder leise aufs Lager niederlegte. Sie sah auf, blickte mich klar und freundlich an und reichte mir ihre Hand. „Es ist jetzt besser!“ sagte sie. „Ach, er war fürchterlich, dieser Schmerz hier“, sie legte die Hand auf die Brust; „ich erstickte fast, aber ich konnte nicht sterben. Jetzt ist es besser. O, vergib mir, ich habe dir gewiß viel Unruhe gemacht, vergib mir!“

„Sprich jetzt nicht“, bat ich, ihre Hand mit Küssen und Freudenthränen bedeckend, „sprich nicht jetzt; sei still und ruhig, sei es meinethalben, sei es aller derer wegen, die dich lieben — und es wird alles gut werden!“ Sie machte hierbei eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe; Schmerz breitete sich über ihre Züge und Thränen entströmten ihren Augen. Ich freute mich darüber; sie bedurfte dieser Linderung.

Das Hüttchen, worin wir uns jetzt befanden, lag ungefähr eine Viertelmeile vom Gute entfernt, und es verging fast eine Stunde, ehe Leute von dort zu uns kamen. Die tiefste Bestürzung über Adelaidens Unfall herrschte

unter den Angekommenen. Gräfin Augusta, sagte man, sei krank geworden. Der Arzt war noch nicht aus der Stadt angelangt. Adelaide schien zu schwach zu sein, um weggebracht werden zu können; ich befürchtete, daß die Bewegung hierbei ihr einen neuen Blutsturz zuziehen könne; sie selbst wünschte, die Nacht über ruhig zu sein. Ich beschloß daher, es jetzt dabei bewenden zu lassen, schickte nur nach einigen Kleidern und Medicamenten, und behielt ein Mädchen bei mir, um während der Nacht bei Adelaide zu sein. — Spät am Abende kam die Nachricht, der Arzt sei aus der Stadt gereist gewesen, als wir nach ihm geschickt hatten; man konnte ihn daher erst am folgenden Tage in B. erwarten. Ich war hierüber tief betrübt, und nachdem das Mädchen und die Alte sich zur Ruhe begeben hatten, setzte ich mich neben Adelaidens Bett und blieb dort die Nacht über.

Die Nacht war stürmisch und Regenströme schlugen gegen die Fenster; die Eulen ließen ihre gellenden, unheimlichen Töne hören; aber die beruhigenden Mittel, die ich Adelaide gegeben hatte, verschafften ihr einen tiefen, obwol unruhigen Schlaf. Dunkle Phantasien beschäftigten sie und sie warf die Arme unruhig umher.

„Sie fahren nach dem unrechten Orte mit dem Leichenwagen", sprach sie träumend, „weise sie hierher — in die Kirche bei A., dort liegt meine Mutter, dort will auch ich ruhen — nicht in dem vermauerten Grabe. Ich will nicht dorthin — legt mich unter Gottes freien Himmel; lasset die Sonne auf mein Grab scheinen — lasset die Blumen dort wachsen."

So fuhr sie lange zu meinem unbeschreiblichen Schmerze fort; allmählich ward sie jedoch ruhiger und schlief bis zum Morgen; da fuhr sie plötzlich auf mit den Worten: „Luft, ich ersticke!" Ich riß die Thüre auf, und die frische Morgenluft strömte herein. Adelaide sog sie begierig ein; ihre Kräfte schienen zum Theil zurückgekehrt zu sein. „Emma", sagte sie, „ich habe weder gestern noch heute gebetet.

O Gott, verzeihe mir, daß ich deiner vergessen habe! Emma, ich fühle so sehr, der Mensch sollte seiner Sorgen wegen nicht Gott vergessen. Aber ich bin so krank gewesen; jetzt ist mein Verstand wieder klar. Komm laß uns beten!"

Ich fiel neben ihrem Bette auf die Knie. Mit tiefem Ernste, mit ergreifender Innigkeit betete Adelaide für alle Leidenden, alle Kranken, für ihren Vater, ihre Geschwister — zuletzt betete sie für Alarich mit dem ganzen warmen Leben der Liebe. Sie betete noch, als sie ermattet auf ihr Lager zurücksank; hierauf schlief sie ungefähr eine Stunde ruhig und gut. Da erwachte sie sichtbar gestärkt und sagte: „Ich möchte wol den Himmel sehen und frische Luft schöpfen; dies würde mir wohlthun. Laß uns hinausgehen, ich bin wieder stark." Ich ließ sie sich warm ankleiden und führte sie aus der Hütte. Wir setzten uns auf die Schwelle der Hütte und athmeten die reine und ungewöhnlich milde Septemberluft ein. Die Hütte lag auf einer Anhöhe im Walde. Ein weit ausgedehntes Feld, von Nadelholz umkränzt, breitete sich vor uns aus; Wege kreuzten sich dort nach verschiedenen Seiten durch Felder und Wiesen. Es hatte die ganze Nacht geregnet und gestürmt, aber der Sturm war jetzt vollkommen beruhigt und jede Wasserpfütze auf den Wegen lag zu einem Himmelsspiegel verklärt, worin das sich aufhellende Blau und die zögernden Wolken zu verweilen schienen. Kleine gelbe Blumen wiegten sich vor uns im Morgenwinde auf ihren zarten Stengeln, begrüßten einander und küßten sich, und Chöre kleiner Insekten stiegen aus dem geperlten Grase nur in der Absicht auf, um zu tanzen und zu singen. Der Falke schwebte in weiten Kreisen über dem Felde und schlug die Wolken mit seinen kühnen Flügeln, während die kleinern Vögel in der vergelbenden Birke neben uns in sorgloser Munterkeit zwitscherten. Die Sonne schien nicht, aber es lag ein milder Schein über der Ebene, welcher behaglicher war als Sonnenschein, und

längs dem dunkelgrünen Waldrande stiegen aus den weißen Schornsteinen der Häuser kleine Säulen bläulichen Rauchs auf, die, sich langsam ausbreitend, in der ruhigen Luft verschwanden. Rings umher erschallten Stimmen von Menschen und Thieren.

„Welches Leben!“ rief Adelaide aus, und ihr Blick begann wieder zu strahlen, „wie schön ist doch die Erde! Ach, könnte man so recht gut und ergeben sein, so würde das Unglück nicht so bitter empfunden und uns nicht hindern, die gütigen Gaben Gottes dankbar zu genießen. Emma, warum muß meine Trauer mich hindern, über alles Herrliche, was ich jetzt sehe, froh zu sein? Alle diese Stimmen, die um uns gehört werden, sie zeugen von frohen und glücklichen Wesen — warum kann ich mich nicht bei ihrer Freude freuen? Siehst du alle die kleinen Rauchsäulen, die zum Himmel emporsteigen; reden sie nicht von den gemüthlichen Freuden des Hauses und der Familie, von Gatten und Kindern, die sich zum gemeinsamen Mahle versammeln? Sind sie nicht gleichsam Dankopfer, welche von den Kindern der Erde zu einem segensreichen Himmel hinaufgesendet werden? — Warum kann ich nicht meine Seele erheben, um Gott für die Freuden anderer zu danken, obgleich ich selbst leide? Wie egoistisch ist doch der Mensch, Emma, oder richtiger, wie sehr bin ich es! Ich beziehe alles auf mich, fühle so wenig für andere. Ich könnte über mich weinen!“ Sie neigte ihr Haupt an meine Brust und ihre Thränen begannen reichlich zu fließen.

„Gute, geliebte Adelaide!“ war alles, was ich hervorbringen konnte.

„Ach, Emma“, begann sie wieder, „ich bin nicht gut gewesen. Ich war stolz, leichtsinnig, übermüthig. War ich nicht übermüthig?“

Ich antwortete nicht, denn ich konnte nicht Nein sagen.

„Ja, ich bin übermüthig gewesen, und mit so wenig

Grund. Alarich konnte mich nicht lieben. Ich bin so voller Fehler, und er ist mir so überlegen."

„Nicht überlegen", sagte ich mit dem Unmuthe, den ich seinetwegen empfand; „er ist unbillig, ja hart und grausam gegen dich gewesen."

„Kein Wort gegen ihn", bat Adelaide mit feierlichem Ernste. „Ich will, ich muß an ihn glauben, — er hat mich verurtheilt, ich muß es also verdient haben. Ich will an ihn und seine Vortrefflichkeit glauben — wenn er auch aufgehört hat, mich zu lieben — ach! er kann mir nicht ins Herz sehen, sonst würde er mir um meiner Liebe willen verzeihen."

Ich ward aufs höchste über diese Ausdrücke verwundert, doch wagte ich es nicht, eine Erklärung zu verlangen, aus Furcht, Adelaide noch mehr aufzuregen. Ich begnügte mich damit, ihr aufs kräftigste zu versichern, daß Alarich sie und keine andere liebe. Ich erzählte ihr den keinen Vorfall auf der Treppe, als er abreiste.

„Mache mir keine Hoffnung", rief Adelaide mit verwirrtem Blicke, „es ist fürchterlich, sie wieder zu verlieren! Sage nichts, Emma; ach, ich weiß ja alles, weiß zu gut, nur zu gut, wie es ist."

Die Ankunft des Arztes hinderte mich, ihr zu antworten. Er wurde von Leuten begleitet, die eine bequem gebettete Tragbahre mit sich führten; auf diese ward Adelaide gelegt und mit äußerster Sorgfalt nach Hause getragen. Die Reise ging glücklich, obgleich langsam von statten. Adelaide spielte anmuthig mit den Blumen, die ich auf dem Wege für sie pflückte; sie war ruhig und freundlich. Als wir angekommen waren und ich Adelaide auf ihrer Stube und in ihrem Bette sah, schrieb ich einen Brief an den Präsidenten, den ich auf den Rath des Arztes von der Krankheit seiner Tochter benachrichtigte. Als ich zu Adelaide zurückkehrte, hörte ich in ihrem Zimmer eifrig sprechen. Ich blieb in der Thüre stehen und sah Adelaide zur Hälfte aufgerichtet, mit gefalteten Händen und flehen=

dem Blicke zur Gräfin Augusta reden, die neben ihrem Bette saß.

„Sage mir“, bat sie, „ob alles wahr ist, was du mir gestern sagtest. In Gottes Namen bei allem, was heilig ist, beschwöre ich dich, Augusta, antworte mir, rede die Wahrheit. O, Augusta, ich habe vielleicht nicht lange mehr zu leben. Alarich kann dein werden, wenn ich nicht mehr auf Erden bin — aber jetzt, aus Barmherzigkeit, sage mir die Wahrheit! Sagte er, daß er dich liebte, daß er mich nicht mehr liebte?“

Keine Antwort kam von den Lippen der Gräfin Augusta.

„Augusta, sei nicht grausam“ fuhr die bittende Adelaide fort, „denn wüßtest du nur, wie leicht es mir sein würde, aus der Welt zu gehen, wenn ich nur gewiß wäre, daß er mich nicht verachtete! Augusta, ich will versprechen, keinen Schritt zu thun, um mich wieder mit ihm zu vereinigen; ich kann es auch nicht, da er mich so entfernt hat. — Aber sage mir, daß er mich liebte, obgleich er mich schwach fand. Gib diesen Himmel meinem Herzen, beste Augusta!“

Gräfin Augusta schwieg noch. Sie wandte sich ab und das Profil ihres Gesichts bot sich mir dar. Ein heftiger Kampf verrieth sich hier.

„Glaubst du“, begann wieder Adelaidens matte und liebliche Stimme, „glaubst du, daß ich dir zürnen würde, wenn du mich getäuscht, wenn du Alarich's Herz von mir abgewendet hättest? Ach, glaube das nicht, Augusta, du liebst ja Alarich, und dies erklärt, dies entschuldigt alles. Von meinem ganzen Herzen will ich dir die Leiden verzeihen, die du mir gemacht hast. Du bist ungeduldig, du willst gehen — Augusta, bleibe noch! — Glaube auch nicht, daß ich vorbehaltsam bin mit meiner Vergebung, daß ich eine Bedingung daran knüpfen will — nein, jetzt, jetzt, wenn du auch kein Wort sagen würdest, um mir Frieden zu schenken, will ich sie dir geben! Augusta, wenn du je eine bittere Stunde auf Erden

haben solltest, wenn es dich reuen sollte — dann" — sie richtete sich auf und streckte die Arme gegen die Schwester aus, — „dann erinnere dich, daß ich dir verziehen habe." Sie wollte ihre Arme um den Hals der Schwester schlingen, sank aber ermattet auf ihr Bett zurück.

Augusta eilte von Adelaide fort, aber in dem Vorzimmer erfaßte ich ihren Arm, und indem ich sie zurückhielt, sagte ich:

„Gräfin! Ich habe Adelaidens Bitten gehört und verstehe jetzt alles. In diesem Augenblicke schreibe ich an Graf Alarich, sofern Sie es nicht für gut finden, durch ein aufrichtiges Bekenntniß vor ihm und vor Adelaide das, was Sie gefehlt haben, wieder gut zu machen."

Sie stammelte einige unverständliche Worte, machte ihren Arm los und eilte fort. Eine halbe Stunde darauf rollte ihr Wagen über den Hof.

Das Gespräch mit der Schwester hatte Adelaide heftig erschüttert und ein neuer Blutsturz war die Folge. Dieser war so gewaltsam, dauerte so lange und der Zustand der Kranken war danach so angegriffen, daß der Arzt erklärte, ein neuer Anfall würde unfehlbar den Tod mit sich führen, und auch jetzt könne er nicht für den Ausgang stehen.

Diese Nachricht verbreitete große Trauer im ganzen Hause und jedes Wort, jeder Blick verkündete, wie innig Adelaide von allen geliebt ward. Als sie nach einem kurzen Schlafe sich wieder erholt hatte, las sie Unruhe und Trauer in den Blicken derer, die sie umgaben. Sie winkte mich zu sich und bat mich, ihr aufrichtig die Meinung des Arztes über ihren Zustand mitzutheilen. Ich wiederholte ihr die Worte des Doctors, konnte aber dabei meine Thränen nicht zurückhalten.

„So werde ich denn sterben", sprach sie mit freudig verklärtem Gesicht. „Ach, Gott sei Lob! Weine nicht, meine Emma, ich bin ja glücklich", und sie trocknete mit ihrer Hand meine Thränen weg. „Jetzt kann ich doch

verlangen ihn zu sehen! Jetzt kann es doch nicht den Anstand verletzen, wenn ich ihn suche? Es ist ja der Tod, — Emma, muß nicht alles dem Tode weichen? O, jetzt darf ich ihn noch einmal sehen, darf ihm sagen, wie unendlich ich ihn liebe, darf vielleicht an seinem Herzen sterben! Schreibe ihm, Emma, beste Emma! Ach, es ist also der Tod, der uns vereinigen soll!"

Ich schrieb sogleich und sandte den Brief nach seinem Gute, wohin ich vermuthete, daß er gereist sei.

Ich offenbarte Adelaide meinen Verdacht gegen die Gräfin Augusta, und wollte ihr zeigen, wie das unglückliche Misverständniß vermuthlich entstanden wäre; doch Adelaide unterbrach mich:

„Sage jetzt nichts! Mein Verstand ist nicht klar, ich kann nicht gehörig fassen. — Kaum weiß ich mehr, wie es gewesen ist. Aber was liegt jetzt daran", fügte sie mit einem leichten Blicke hinzu, „ich werde ja sterben, — ich werde vorher ihn noch wiedersehen, — er wird in meinem Herzen lesen. Er wird dort so viel Liebe finden, daß er mich deshalb lieben wird. Alles wird wieder klar und gut zwischen uns werden; ich hege keinen Zweifel darüber, ich fühle es. Ach, ich bin so froh, Emma! Alles ist so leicht, so schön."

Der Arzt verbot Adelaide, so viel zu sprechen. Sie verlangte ihre kleinen Schwestern zu sehen und versprach, still zu sein. Die Kleinen kamen ganz erstaunt, ganz beklommen und ganz neugierig. Sie krochen hinauf zum Bette der Schwester und setzten sich ihr zur Seite. Man hatte ihnen gesagt, daß sie nicht sprechen sollten; sie begriffen die Gefahr der Schwester nicht; als sie diese aber so bleich sahen, fingen sie an zu weinen. Sie liebkoste sie zärtlich und spielte mit ihren hellgelockten Haaren. Es war ein schönes und rührendes Bild.

Die ganze Nacht und den andern Tag verblieb Adelaide in ihrem ruhigen, heitern Zustande, hatte aber keinen Schlaf. Sie schien etwas zu erwarten, doch ohne Unruhe. Sie sprach heiter vom Tode und vom Zustande

nach demselben. Alle Bilder in ihrer Phantasie waren hell und freundlich. Man konnte sagen, daß sie in den Armen ihres himmlischen Vaters ruhte, und seiner Liebe gewiß, hatte sie ruhig und froh ihm ihr Schicksal überlassen. Sie wollte nur noch einem Freunde Lebewohl sagen, um dann still einzuschlafen.

Während dieser Zeit beschäftigte sie sich auch mit dem Ordnen ihrer kleinen irdischen Angelegenheiten. Kein Millionär machte sein Testament mit solcher Sorgfalt. Hier waren es Alte und Kranke, denen sie jährlich etwas Gewisses zur Unterstützung gab, hier Kinder, die sie in die Schule gehen ließ u. s. w. Adelaide hatte dies bisher mit ihrem Taschengelde bestritten und wünschte jetzt, daß nach ihrem Tode ihre Kleider und kleinen Kostbarkeiten verkauft und das Geld dafür zur fernern Bestreitung dieser kleinen Pensionen angewendet würde. Bei dieser Gelegenheit, wie schon öfter, erregte es meine Bewunderung, zu sehen, wie viel Gutes man mit geringen Mitteln stiften könne, wenn diese mit innerlich gutem Willen, verständiger Vorsorge und Wirksamkeit benutzt werden. Gegen den Abend des nächsten Tages ward Adelaide unruhiger und weinte still. Nach einer Weile ward sie ruhiger und verlangte ihre Zither. Sie setzte sich auf, schlug einige Accorde an und begann zu singen.

„Sie darf nicht singen", sagte der Arzt, der jetzt aus dem andern Zimmer hereintrat.

Sie sah ihn mit einer ernsten, etwas trotzigen Miene an. „Sie dürfen mir nicht untersagen, was mir Vergnügen macht. Das schadet mir nichts", und sie fuhr mit ihrem Gesange fort. Ich bat sie, aufzuhören.

„Versage mir nicht, was ich jetzt wünsche", sagte Adelaide mit einigem Eifer. „Sollte ich nicht singen dürfen", fuhr sie fort, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, „singt der Schwan nicht in seiner Todesstunde? Ich bin ja ein Schwan, — ich sterbe, — ich kann also singen!" Und sie sang:

Es ist vorbei! Mein Leben ist gelichtet,
Ich will singen, denn ich sterbe gern.
Wol ist schön der Strand, der vor mir flüchtet;
Doch schöner hinterm See, dort fern
Seh' ich der Glückseligkeit Eiland winken.

Ich singe, denn ich sterbe, und frei von seinen Banden
Hebt der Geist sich aus des Erdenlebens Zwang.
Leb' wohl! Ich fliege zu den lichten Landen,
Und dort werd' ich mit schönerem Gesang
Mein Leben, meine Liebe noch einmal besingen.

Wir dachten nicht mehr daran, sie zu hindern. Der Arzt hatte sich niedergesetzt und wischte sich die Thränen aus den Augen. Adelaide fuhr fort zu singen. Immer sicherer, immer melodischer ward ihre Stimme, immer strahlender ihr Blick; ich betrachtete sie mit Erstaunen und Bewunderung. Die gemeißelte Schönheit ihrer Züge ward mehr als je in diesem Augenblicke sichtbar, wo ihr Antlitz weiß wie Marmor war, eine liebliche Verklärung darüber ausgebreitet lag, und während sie sich ganz dem Gesange hingab, schien das fromme ernste Auge schon die Heimat der Seligen zu schauen. Ich fürchtete fast, daß ihre Seele während dieses Todtengesanges, der immer gebrochener und schwächer ward, entschweben würde. Jetzt rasselte es auf dem Hofe. Mit donnerähnlichem Geräusche fuhr ein Wagen hinauf und hielt an.

Die Zither entfiel Adelaiden. „Er ist's, er ist's!" rief sie aus, während eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte, worauf sie erbleichend zurücksank. Ich überließ sie der Sorge des Arztes und ging hinaus, um mich nach dem Neuangekommenen zu erkundigen. Es war wirklich Graf Alarich. An der stummen Verzweiflung, die auf seinem Gesicht geschrieben stand, sah ich, daß er bereits alles wisse.

„Haben Sie die Gräfin Augusta getroffen?" fragte ich rasch.

Er neigte bejahend das Haupt. „Ich weiß alles", sagte er; er sah mich an mit einem Blicke von unaussprechlicher Angst, seine bleichen Lippen stammelten: „Adelaide?"

„Sie lebt!" sagte ich, konnte aber dabei meine Thränen nicht zurückhalten. Er warf einen Blick glühender Dankbarkeit gen Himmel, faßte stürmisch meine Hand und rief aus: „Führen Sie mich zu ihren Füßen."

Ich benachrichtigte ihn von Adelaidens Schwäche, stellte ihm vor, daß er geduldig, vorsichtig sein und daß man alles vermeiden müsse, was sie aufregen könne. Ich ward jedoch bald unterbrochen, indem mich Adelaide hereinrufen ließ. Sie saß aufrecht im Bette, die Augen voll Liebe und Ungeduld. „Warum kommt er nicht?" fragte sie. „Warum zögert er? Will er seine Adelaide nicht sehen? Weiß er, daß sie ihn ruft, daß sie an seinem Herzen sterben will?"

Der Arzt wollte für diesen Abend die Zusammenkunft verhindern, weil die Kranke dadurch zu sehr für die Nacht aufgeregt werden würde.

„Wollen Sie, daß ich vor Sehnsucht und Ungeduld sterben soll?" fragte Adelaide. „O, lassen Sie mich ihn sehen, ich verspreche Ihnen, dann ruhig zu werden; früher kann ich es doch nicht."

Alarich schickte jetzt wieder herein, er wollte durchaus zu Adelaide hereinkommen. Es half zu nichts, die Vereinigung dieser beiden Liebenden länger verhindern zu wollen. Ich führte Alarich herein. Adelaide richtete sich mit einem schwachen Rufe auf und streckte ihm ihre Arme entgegen; er stürzte vor, warf sich neben ihrem Bette auf die Knie und schloß sie in seine Arme.

Geh nicht fort!

Geh nicht fort! O laß mich nicht alleine!
Will noch schauen deiner Augen Licht,
Noch die Stimme hören, die lieblich reine;
O verlaß mich, Heißgeliebte, nicht!

Sieh mich an! In deiner Augen Himmel
Ruht die Seele, wird der Gedanke klar;
Leichter wird es in der Welt Getümmel,
Ruhig, was erst wild und stürmisch war.

Sprich mit ihr! Laß mich die Worte hören,
Die man einst sprach im goldnen Paradies,
Wo in der Liebe heiligen Sphären
Der Mensch ein reines Abbild Gottes hieß.

Laß mich ruhn an deinem treuen Herzen,
Laß mich pressen dich an meine Brust!
Wohlan, ihr des Lebens bittre Schmerzen,
Nichtig seid ihr gegen diese Lust.

Geh nicht fort, ach, geh nicht! — nächt'ge Wolken
Umschatten schon den Blick — gib mir die Hand.
Du gehst? Wohlan, ich werd' dir folgen
Bis in des Todes nachtumhülltes Land.

Es ist etwas Herrliches — und die, welche von Herzen lieben, wissen es wohl —, nach Augenblicken des Misverständnisses, ja gegenseitiger Vergehungen, wieder Herz an Herz zu ruhen und innig zu fühlen, daß es eine Gewißheit in der Welt gibt, eine Gewißheit, die aller Macht der Hölle trotzt, die der Himmel auf Erden ist: die Gewißheit, daß man sich gegenseitig liebt, daß man sich angehört, daß nichts, nichts in der Welt diejenigen trennen wird, die sich in wahrer und göttlicher Liebe gefunden haben; o! dies ist eine Gewißheit, die schönste, die es auf Erden gibt, der Grund und Bürge jeder andern. Er fühlte sie wohl, jener Mann, der, im Begriffe, von des Lebens Schauplatze abzutreten, die Hand ans Herz legte und sagte: „Ich liebe, deshalb bin ich unsterblich.“ *)

Unsterbliche Sterbliche! Wohl euch, wenn ihr diese Verklärung des Lebens, wahre Liebe, habt erfahren dürfen! Wohl euch, wenn Gott diesen Goldfaden alle Theile des dunkeln Gewebes eueres irdischen Lebens hat durchlaufen lassen!

---

*) Fritz Stolberg.

Es gibt ewige Harmonien, ewige Sympathien; man findet Menschen, die füreinander geboren werden. Wenn sie einander in der Welt begegnen, da entstehen diese schnell geschlossenen Freundschaftsbande, diese unwiderstehliche Anziehungskraft, diese innerlichen Sympathien zwischen zwei Wesen, die der endliche Verstand nicht erklären kann, woran zu glauben nicht mehr Mode ist, — und die dennoch gefunden werden, die so lieblich in den Herzen, wo sie sich offenbaren, empfunden werden. Sie sind Funken, aus Mysterien entsprungen, die man wol elyseische nennen könnte. Diese für die Ewigkeit Liebenden, diese beiden, die einander gefunden, die trotz allem sich angehören und Eins werden mußten, sah ich in Adelaide und Alarich. Lange ruhten sie Herz an Herz, und das Leben schien kein Räthsel, keine Frage für die beiden zu haben. Aber nur minutenlang kann man auf Erden den Himmel in seiner Brust tragen. Ihren ewigen Schneckengang geht die Zeit und überzieht mit Nebel alle Sonnen des Lebens, und daher entstehen in dieser schnöden Welt Mühen, wie Auseinandersetzungen und Erklärungen, auch zwischen den zärtlichsten Freunden.

„Kannst du mir verzeihen?" waren die ersten Worte, die sich aus Alarich's gewaltsam aufgeregter Brust hervorarbeiteten.

„O, rede nicht so!" war alles, was sie zu antworten vermochte.

„Adelaide, ich bin deiner nicht werth — ich fehlte sehr, war so kindisch, du mußtest —"

„Keine Erklärung", bat ich sanft warnend, „wenigstens jetzt nicht. Erinnert euch, daß Adelaidens Leben und euer Glück davon abhängen, daß sie sich ruhig verhält und ungestört sich erholen kann. Betrachtet euch, genießt der Gewißheit, euch gegenseitig zu lieben, aber laßt hübsch die Worte ruhen; auch scheinen sie jetzt nicht gerade nöthig zu sein."

„Nur eine Frage, eine einzige Frage noch!“ bat Adelaide Alarich, und sie faltete ihre Hände und sah ihn mit einem ernsten und durchdringenden Blicke an. „Alarich, sage mir die Wahrheit, wie du sie vor Gott sagen würdest, — liebst du mich und liebst du mich mehr als jede andere auf Erden?“

„Adelaide, du strafst mich hart“, sagte Alarich und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Nein, nimm die Hand weg! Nein, sieh mich an, Alarich! Geliebter Alarich, sieh mich an! Ich habe so viel gelitten — mein Verstand ist schwach geworden; antworte mir so, daß ich es ganz begreifen kann! Liebst du mich?“

Alarich sah sie mit der ganzen Fülle der Liebe an und sagte mit tiefem Ernste: „Gott ist mein Zeuge, Adelaide, daß ich nie eine andere als dich geliebt habe. Du allein warst meines Herzens Weisheit und Thorheit, meine einzige, meine erste, meine letzte Liebe.“

Mit einem Freudenrufe und einem Ausdrucke von Seligkeit, welcher einen wunderbaren Glanz über ihr Antlitz verbreitete, sank Adelaide auf ihr Bett zurück.

„Und jetzt Friede mit euch!“ sagte ich lächelnd, indem ich freundlich die Liebenden zu trennen suchte. „Stille jetzt, wenn ihr füreinander leben wollt.“

Sie waren still, sie sahen sich einander an, ihre Hand ruhte in der seinigen, Worte der Liebe und Freude stahlen sich zuweilen über ihre Lippen.

Als die Nacht herannahte, wollte ich, daß die Liebenden sich trennen sollten, damit jedes von ihnen einige Ruhe genieße. Aber obgleich ich meine Ermahnungen auf gut Schwedisch vorbrachte, wurde ich doch weder gehört noch verstanden; ich ließ daher mit meinen Reden nach, und Alarich blieb während der Nacht bei Adelaide, wachte über sie und gab ihr mit eigener Hand die vom Arzte verordneten Mittel ein. In seiner Sorgfalt lag eine Zärtlichkeit und Milde, ein fast weiblicher Instinct, den ich

kaum dem kraftvollen Manne zugetraut hätte. Aber die zarteste Pflanze kann aus dem härtesten Erdreiche emporschießen, wenn der warme Hauch der Liebe sie weckt. — Adelaide schlummerte still ein in der Nacht. Sie war unbeschreiblich schön, wie sie dalag, ein Bild der Unschuld, Güte und des Friedens.

Aus Alarich's Worten entnahm ich, daß er es für entschieden hielt, sie werde leben, und sich auf nichts anderes gefaßt machen wollte.

„Aber wenn —?" sagte ich traurig.

„Sie wird nicht sterben!" sagte er mit einer Gewißheit, als wäre er Gott selbst. „O die armen Menschen!"

Kurz darauf erwachte Adelaide. „Ich fühle mich sehr schwach", sagte sie mit matter Stimme. „Alarich! ich muß mit dir reden, ehe es zu spät wird."

„Du wirst nicht sterben!" rief er in wilder Verzweiflung und schloß sie in seine Arme. „Des Himmels Engel sollen dich mir nicht entreißen!"

„Aber Gott, Alarich, aber Gott! Seinem Willen kann man sich nicht widersetzen. Sein Wille geschehe! Was Er thut, ist wohlgethan."

„Gott kann, Gott will dich mir nicht nehmen!" war sein wilder, verzweifelter Ausruf.

„O rede nicht so", bat Adelaide mit inniger Zärtlichkeit. „Wir wollen nicht murren, wir wollen ergeben sein. Wie kannst du nicht glauben, daß das, was Gott thut, gut sei? Ich werde dich auch nicht verlassen, wenn ich auch sterbe. Ich werde dich umschweben, wenn du wachst oder wenn du schläfst; ich werde deinem Herzen Frieden zuwehen; dein Gebet werde ich zu Gott hinaufbringen und werde mit der Erhörung zu dir zurückkommen. — Ich werde dich erwarten, mein Alarich, in dem lichten Lande, wo es keine Sorgen, keine Trennung mehr gibt; — und in deinem letzten Kampfe werde ich dir erscheinen und deine Seele mit einem Kusse nehmen. Ach, weißt du, es ist schön dort über den Wolken in

Gottes klarem Himmel; ich weiß es, ich habe es in diesen Tagen gefühlt."

„Und wegen dieses Himmels willst du mich verlassen, Adelaide?"

„Wenn Gott so will! Gern wollte ich auf der Erde für dich leben, ach wie gern! Aber Gottes Wille geschehe!"

Meine Feder ist nicht im Stande, die hierauf folgenden Scenen zu beschreiben. Wer vermag wol auf der einen Seite den verzweifelten Kampf der Liebe gegen unsichtbare Mächte, um das Geliebte behalten zu dürfen, wiederzugeben, und auf der andern Seite diesen Engelsfrieden, diese Hingebung, dies innige Vertrauen und diese höhere Liebe, welche das Leben nicht in getrennten Momenten sieht, welche, Gottes Leben in eigener Brust fühlend, im Tode blos einen Uebergang, einen stillen Schlaf erblickt, dem ein neuer Morgen mit klarerer Sonne und kräftiger Liebe folgt.

Adelaide verlangte von Alarich Verzeihung für Augusta.

„Rede jetzt nicht von ihr", fiel Alarich stürmisch ein. „Ich könnte —"

Adelaide legte ihre Hand auf seinen Mund und begann zu weinen. Alarich küßte ihre Thräne weg, ward weicher gestimmt und versprach, ihr zu verzeihen.

Ich sah sie so aufgeregt, daß ich davon einen Nachtheil für Adelaide befürchtete. Ich bat sie, ruhiger zu sein, und schlug vor, ihnen etwas vorzulesen. Sie willigten gern ein, und, um zugleich ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihre Gefühle zu beruhigen, und mit der geheimen Begierde, in Rücksicht auf Adelaide dem Philosophen Alarich eine kleine Lection zu geben, las ich ihnen Pauli schöne Worte von der Liebe vor:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Ge-

heimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie blähet sich nicht auf.

Sie stellt sich nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden.

Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniß aufhören wird.

Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Der gute Schlaf.

Wer wird dort oben so wie ich dich lieben?
Wol ein Cherub, der dort strahlt im Licht?
Er hat Flügel, Schönheit; doch dich lieben,
So wie ich dich liebe, kann er nicht.

Ach, die seligen, die heiligen Herzen
Sehn ihren Himmel, nicht in dein Herz hinein.
Ich bin dir angetraut in Lust und Schmerzen,
Nur ich kann deiner Stimme Antwort leihn.

Wenn du liebst, wenn du innig liebst, wenn du in deiner Freundin Herzen, in ihrem Auge die Sonntagsruhe deiner Seele gefunden hast; wenn die Liebe, die Klarheit dort dir den Glauben an Gottes Güte, an einen seligen Himmel bestätigt haben, und du mußt fürchten, dieses Herz werde unter deiner Hand zu schlagen aufhören, die Liebe werde in diesem geliebten Auge erlöschen —

Und wenn dann die Reue beim Todeslager der Geliebten sich anklagend gegen dich erhebt und spricht: „Du hast nicht wahr geliebt. Deine Liebe war durch unwürdigen Verdacht befleckt, — durch dich liegt dein Liebling hier, bereit, ins dunkle Grab zu versinken. Du hast sie dahin gestürzt. — Wehe dem, der nicht wahr liebt!“

Und wenn Freunde dich trösten wollen, und die Geliebte selbst ihre liebliche Stimme erhebt und flüstert:

„O klagt nicht! Sterben ist ja schön!“

Und wenn dann, mit dem Gefühle unendlicher Liebe, du dem Himmel selbst trotzen mußt, um dir ein Glück zu schenken, höher als deine Liebe gegeben haben würde —

Wenn du sie erfahren hättest, diese Gefühle von bebender Liebe, von Reue, von Kampf gegen den Himmel selbst — da würdest du Alarich's Zustand verstehen, in dem er sich mehrere Tage befand, die er wachend an Adelaidens Bette hinbrachte. Sie schwebte in der größten Gefahr. Alarich wandte den Blick nicht von ihr ab; er sprach nicht, aber nach dem Ausdrucke seines Gesichts konnte man sagen, daß er mit dem Todesengel kämpfte, der die Geliebte holen wollte. Er wollte nicht, daß sie sterbe.

Wenn Adelaide in diesen Tagen mit Alarich sprach, suchte sie ihn auf ihren Tod vorzubereiten; — sie sprach von dem Glücke, das sie in einem seligen Himmel genießen würde.

Alarich antwortete: „Niemand wird dich so wie ich lieben, Adelaide! Kann das Glück sich vergrößern, wenn die Bande der Liebe zerrissen werden? Kann jemand dich so verstehen wie ich? Können die Engel dir mehr Seligkeit geben? O Adelaide! Hast du gelernt, der Kraft meiner Zärtlichkeit zu mistrauen?“

Sie verneinte es, sie lächelte ihm unter Thränen zu. Alles, was sie sagte, war lieblich, sanft und gut, war ein wohlthuender Balsam für sein Herz.

Am siebenten Tage verfiel Adelaide in einen tiefen Schlaf. Als sie nach einigen Stunden erwachte, erklärte der Arzt ihren Zustand für gebessert!

„Besser?“ wiederholte Alarich. Er ging hinaus und zum ersten mal seit seiner Ankunft rannen seine Thränen. Er beugte die Knie und dankte Gott.

Als er zu Adelaide zurückkehrte, streckte sie ihm ihre

Arme entgegen. „Ich werde für dich leben!“ — Sie weinten wie Kinder; wie glücklich waren sie!

Am Abend dieses Tages kamen die Liebenden auf den unklugen Gedanken, sich die Veranlassungen zu ihrem unglücklichen Misverständnisse zu erklären. Dies Gespräch befriedigte sie und regte sie auf. Daß Gräfin Augusta unter dem Vorwande, einen Fehler in dem Gemälde zu berichtigen, das Porträt an sich gelockt hatte, das für Adelaide bestimmt war, hatte diese schon seit einigen Tagen geahnt; ihre übrigen verbrecherischen Intriguen kennt der Leser schon. Alles ward allmählich den Blicken der Liebenden klar; sie beweinten ihre eigenen Fehler.

„Ich werde nie mehr an dir zweifeln, meine Adelaide!“ sagte Alarich, indem er sie sanft an sein Herz drückte. „Nie mehr werde ich durch finstern Argwohn deinen unschuldigen Frohsinn stören, — o möchte er nicht früher als mit deinem Leben enden! Meine süße Adelaide, meine Lebensblume, meine Freude!“

„Und wenn ich leben darf, um dir auf Erden anzugehören“, sagte Adelaide, „so werde ich nicht mehr kindisch und leichtsinnig wie vormals sein. Ach! diese kurze Lebenszeit hat mir sehr wohlgethan. Ich habe während dieser Tage mehr und ernster über das Leben nachgedacht, als ich es je früher gethan habe. Ich will deine Freude werden, Alarich, aber nicht blos so, wie ich es bisjetzt gewesen bin, ich ahne immer mehr des Lebens höhern Reiz und Werth; du wirst mich ihn vollends kennen lehren. Leite mich, mein Alarich; ich will deine gehorsame Schülerin sein — ich will dir froh folgen, wohin du mich führst, ich —“

„Soll es zum Abend Pfannkuchen oder Klöße geben?“ rief ich auf einmal ganz laut in der Thür, um eine Diversion in der mehr gefühlvollen als gesunden Unterredung zu machen.

Die Kleinen waren mit mir. Jedes von ihnen trug einen Teller, ich selbst einen Korb mit Kirschen.

Adelaide rief die Kleinen zu sich. Alarich befreite sie von ihren Tellern und hob sie zur Schwester aufs Bett. Sie küßten und umarmten sich. Jetzt sollte aber auch Adelaide essen.

„Darf ich deinen Teller halten, Adelaide?“ bat Alarich.

„Ja, wenn du auf die Knie fällst“, antwortete sie mit aller ihrer frühern Munterkeit.

„Du wirst gesund!“ rief er entzückt, kniete nieder und bot ihr den Teller mit den schönen hochrothen Kirschen. Sie speiste abwechselnd bald ihn, bald sich — sie scherzten, sie schmollten, sie lachten, sie nahmen sich die Kirschen aus den Lippen.

O Liebe! Süße, weise Tollheit!

Ein kurzes Kapitel.

Das wirklich zu kurz wäre, wären andere nicht zu lang.
Ehrensvärd.

Liebe und Gebet wachten über Adelaide; der Tod ging an ihr vorüber. Der Präsident kam mit Edla an, beide glücklich, gegenseitig sich kennen gelernt zu haben. Gräfin Augusta's Strafbarkeit war verschwiegen; sie reiste ins Ausland; Adelaide ward wieder gesund, rosig und froh. Das Aufgebot geschah in der Kirche, die Trauung aber zu Hause. Adelaide weinte und lachte. Die Kleinen verwunderten sich. Prediger und Präsident sprachen den Segen; gewiß ward im Himmel Amen gesagt. Der Präsident und Demoiselle Rönnquist tanzten Anglaise. Jemand weinte stille Thränen über den Verlust seiner Freude. Alarich fuhr einige Tage nach der Hochzeit mit ihr ab.

Apart zwischen dem Präsidenten und mir.

Präs. Sie ist ein Genie, und Sie sind —
Dem. R. Was befehlen Sie?

Der Präs. Glauben Sie mir, bonne amie, Edla ist ein wahrhaftes Genie. Alles will sie wissen, nach allem fragt sie, alles begreift sie. Sie hat Fragen von solchem Scharfsinne an mich gerichtet — es ist mir ein Vergnügen, sie zu belehren. Man muß erstaunen. Professor A. konnte nicht aufhören, ihren hellen Kopf zu bewundern; Professor A., Demoiselle Rönnquist, das will was sagen. Ich wollte blos wünschen, Edla wäre nicht so mistrauisch gegen sich selbst, nicht so schüchtern —

Ich. Edla hat wirklich, wie ich glaube, wenig Hang, mit dem, was sie weiß, öffentlich aufzutreten. Sie ist mehr geneigt, mit dem, was sie an innern Reichthümern erwerben kann, in der Stille zu leben, um sich und ihre nächste Umgebung zu beglücken. Sie hat keinen Ehrgeiz.

Der Präs. Das ist recht schlimm, Demoiselle Rönnquist; recht schlimm. Man soll sein Licht nicht verbergen, man soll es vor den Menschen leuchten lassen. Nun, Edla ist noch jung und hat Zeit, sich zu ihrem wichtigen

Berufe vorzubereiten. Ich will nur wünschen, daß kein Freier unterdeß — der S—es Professor, der sah mir gar zu pfiffig aus.

Ich. Edla wird ihren Vater nie verlassen. Ich kenne hierin ihren bestimmten Willen. Sie will ihr Leben dazu anwenden, ihm Annehmlichkeit und Freude zu bereiten.

Der Präs. Gott segne sie hierfür. Ich gestehe, daß es mir recht schwer fallen würde, mich ohne sie zu behelfen. Indessen, ihr Glück muß mir über alles gehen. Und da ich außerdem so glücklich bin, in meinem Hause eine Freundin zu besitzen wie Sie, Demoiselle Rönnquist, eine Freundin, die meine Dankbarkeit — meine Achtung — meine — Demoiselle Rönnquist — in der That — ich hoffe — Sie sind —

Ich. Was beliebt?

Der Präs. Meine beste Demoiselle Rönnquist, meine beste Freundin, ich hoffe —

Mein Leser! Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, wenn ich über des Präsidenten und meine Hoffnungen hinweghüpfe, um desto eher dich zu führen nach der

Heimat der Glückseligkeit.

O wie schön zu schauen ist eigner Hütte Rauch!
Franzén.

Eine Bucht von einem Binnensee, einige waldbewachsene Höhen, zwischen ihnen Aecker und Wiesen und an einem Hügel, wovon man die Aussicht über das Ganze hat, die Stadt selbst — das ist das allgemeine Aussehen von Schweden.
Forseel, Statistik von Schweden.

Liebe befestigt sich als Wurzel in dem Endlichen, aber strebt gen Himmel und duftet im Lichte für jeden Wanderer — sie steht in der Morgenröthe einer höhern Welt. B . . . n.

Gibt es wol eine Himmelsgabe, die schöner, die unsers feurigsten Dankes würdiger wäre, als die, eine Familie, eine Heimat zu besitzen, wo die Tugenden Anmuth und Freude Alltagsgäste sind, wo Herz und Auge sich in einer Liebeswelt sonnen, wo der Gedanke belebt und aufgeklärt wird, wo die Freunde nicht blos in Worten, sondern in Thaten einander sagen: „Deine Freude, deine Sorge, deine Hoffnung, dein Gebet, sie sind die meinen!" Sieh, wie innerhalb der edeln und glücklichen Familie alle ungleichen Gaben sich vereinigen, um ein gemeinsames Element des Guten und Schönen zu bilden, worin ein jedes Glied der Familie sein Leben findet,

eine jede Kraft ihre Entwickelung, jedes Gefühl seine Empfängniß und Beantwortung, jede reine Lust ihre Blume. Sieh, wie die Thränen sind wie Himmelsthau und das Lächeln wie das Sonnenlicht, welches Blumen an den Tag herauflockt, und Liebe, Liebe ist die gesegnete, die geweihte Erde, aus der alle Keime zum Guten und zur Freude herrlich emporschießen. Sieh, wie auch der Körper (denn auch er soll mit dabei sein) bei der harmonischen Anordnung der Heimat freudig und üppig gedeiht! Das Leben in einer glücklichen Familie ist eine unaufhörliche Entwickelung, ein immerwährender Frühlingstag.

O meine Mutter, meine geliebten Schwestern! Ihr, die ihr mich gelehrt habt, die Heimat zu segnen, euch sind diese Zeilen, diese dankbaren Thränen geweiht, die mein Auge benetzen.

Ich will von der Familie und dem Hause reden, will davon vor Schwedens Töchtern reden, nicht um sie etwas zu lehren, sondern um ihnen in einem treuen Spiegel die Bilder wiederzugeben, die die Edeln unter ihnen mich haben schauen lassen. Es ist ja schön, Spiegel für das Gute zu sein; möge das mein glückliches Los im Leben werden!

Ich habe die Heimat in der Hütte auf der Sandheide gesehen, sowie in den fürstlichen Schlössern, welche die Künste zieren, und in der einfachen und bequemen Wohnung des Bürgers; und überall, wo Tugend und Liebe das Familienband schlossen, wo dessen Genius, das gute und sorgende Weib, wirkend und wachend dastand, sah ich dieselben freundlichen Bilder, hörte ich dieselben lieblichen Harmonien. Armuth und Reichthum machten keinen Unterschied.

Güte und Ordnung, diese himmlischen Boten auf der Erde, rufen überall denselben Frieden und dasselbe Glück hervor. Keine bittere Wurzel darf da wachsen; wo sie aufkommen will, entsteht immer ein Lächeln oder eine Thräne und in dieser ein Liebeswort, um alles Bittere

zu ersticken. Liebe wacht über des Kindes Wiege, über des Alters Ruhe, über jedes Mitgliedes Wohl und Gedeihen; um glücklich zu sein, geht der Mensch aus dem Weltleben — heim.

Das betrübte Herz findet im häuslichen Kreise Trost, das unruhige Ruhe, das fröhliche hat dort sein rechtes Lebenselement. Oder wo bekommst du diesen anmuthigen Scherz zu hören, der nur reizt, um zu befriedigen, wo die frohen Worte voll Zärtlichkeit und Lob, wo dieses herzliche Lachen, diese Ausbrüche inniger Freude, welche des Lebens leichtes, belebendes Feuerspiel ausmachen, wo vernimmst du sie alle, diese kleinen Annehmlichkeiten, welche dem Leben einen erhöhten Reiz verleihen — wenn nicht innerhalb der edeln und glücklichen Familie? Und wo, wenn nicht dort, findest du dieses sich selbst verleugnende Leben, diese reinen, unbesonnenen Aufopferungen für das Wohl anderer, diese treue und geheiligte Liebe, die sich ans Erdenleben knüpft und die Geister in den Himmel erhebt — wo, wenn nicht dort, findest du diese reine Glückseligkeit, die zuweilen träumen läßt, daß der Himmel nichts Schöneres auf Erden zu bieten habe?

Fromme Seelen, wenn sie von Gott reden, sagen, daß sie heimgehen. Ihre Himmelssehnsucht ist für sie ein Heimweh. Auch Jesus zeigt uns die Wohnung der ewigen Glückseligkeit unter dem Bilde einer Heimat — eines Vaterhauses. Sagt uns dies nicht, daß das irdische Haus bestimmt ist, ein Abbild des Himmels zu sein und ein Vorhof zu dieser höhern Heimat?

Der Norden ist kalt und ernst. Die Künste haben dort ihre Heimat nicht; der Blumen Zeit ist kurz; willst du ihr Land sehen, so sieh Italien, sieh Frankreich. Willst du des häuslichen Familienglücks geweihten Boden schauen, so sieh Schweden! Sieh überall zwischen den Bergen und Wäldern diese stillen Wohnsitze, wo der Mensch ein veredeltes Naturleben genießt, wo im Schoße heiliger und schöner Verhältnisse sich die nationellen

Tugenden der Schweden, Tapferkeit und Gottesfurcht, entwickeln.

Und jetzt, während wir auf gutem Wege sind, laßt uns einmal in Adelaidens Haus einkehren. Ich habe es die Heimat der Glückseligkeit genannt und wünsche lebhaft, daß ihr, meine Leser, es auch so nennen möchtet.

Ein klarer Novembermorgen ging über M. auf. Am Abende des vorhergehenden Tages hatte Graf Alarich seine junge schöne Frau in seine väterliche Wohnung eingeführt. Da wir im Begriffe sind, in das Haus zu dringen und Indiscretionen zu begehen, so laßt uns einmal ein wenig in das Vorgemach der jungen Gräfin hineinblicken. Kein Staub auf dem grünen Fußteppiche; auf den Fenstern und Spiegeln kein Fleck. Die Luft ist von Reseda durchduftet. Der Kaffeetisch mit blendendweißer Decke und mit dem rauchenden Morgentranke steht an dem Sofa. Einige schöne Gemälde von Schwedens guten Meistern zieren die Wände. Wo aber haben wir die jungen Leute? Dort am Fenster stehen Alarich und Adelaide, er den Arm um ihren Leib geschlungen, sie den schönen Kopf gegen seine Schulter gestützt.

Der erste Schnee war während der Nacht gefallen, und wie ein großes, weißes Bettuch lag der See unter der alten stattlichen Burg. Der hochstämmige Fichtenwald streckte weit umher gegen die Wolken seine schneeigen Kronen, und auf der andern Seite des Sees zeigte sich ein Gebirgsrücken in wunderlichen Gestaltungen; fernher vom Walde vernahm man die muntern und kraftvollen Schläge einer Axt. Eine und die andere große Schneeflocke fiel noch langsam durch die ruhige Luft nieder, der Himmel klärte sich immer mehr auf und die Wolken färbten sich an Purpur und Gold immer höher, bis sie plötzlich vor dem strahlenden Blicke erbleichen mußten, den die Königin des Tages ihnen sandte, während sie klar und herrlich aus dem weißen Bette der Gebirgs emporstieg. Erde und Bäume kleideten sich jetzt schnell in Dia-

mantschmuck, sie schimmerten von tausend Sternen, aber nicht zum Wetteifer, sondern zur Huldigung und zum Danke.

Und das schöne Schauspiel ward von zwei glücklichen Menschen betrachtet. Alarich's Adlerblick ruhte auf der Sonne und ertrug unabgewendet ihren blendenden Strahl; Adelaide beugte fröhlich und fromm ihr Haupt vor der Freudenspenderin, wie zum Gruße, und sang:

Dir ertönt mein Gesang,
Hochstrahlende Sonn'!
Um deinen Königsstuhl
Tief in erblauender Nacht
Hast du die Welten gesetzt
Als Vasallen. Du siehst
Auf die Bittenden nieder,
Aber im Licht ist dein Gang.
Sieh, die Natur ist todt;
Die Nacht, den Gespenstern hold,
Hat auf die erbleichende Pracht
Ihr Bahrtuch gelegt.
Manche Nachtlampe blickt
Im Trauerhause nieder;
Aber du steigst wieder
Aus dem Osten in Glut,
Und wie eine Rose in der Knosp'
Wacht die Schöpfung auf.*)

Hier unterbrach sich Adelaide plötzlich, und indem sie mit Entzücken die Hände zusammenschlug, rief sie aus:

„Ach, im Frühling, da muß es hier erst schön sein, wenn der See frei ist und die Sonne Blume nach Blume hervorlockt! Und alles dieses werde ich mit dir sehen und genießen dürfen. O Alarich, wie schön ist das Leben, wie herrlich ist es zu leben!"

„Leben!" sprach ihr Alarich gedankenvoll nach. „Und

---

*) Aus Tegnér's „Sonnengesang".

was ist leben?" fragte er, indem er Adelaide lächelnd betrachtete.

„Leben ist lieben", antwortete Adelaide mit Wärme, „und den anbeten, der uns die Liebe gegeben hat. O wie viel weniger würde man das Gute im Leben genießen, wenn man nicht einem allgütigen Geber zu danken hätte! Ich liebe dich, Alarich; ich danke Gott, und dies ist mir Eins, und dies Eine ist mein Glück."

„Und ich will für dich danken, meine Adelaide, wie für den schönsten Schatz des Lebens", sagte Alarich, indem er sie innig an sich preßte und mit einem feurigen Blicke zum Himmel hinaufsah. „Aber bloße Gefühle sind nicht genug fürs Leben, wir müssen —"

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach ihn Adelaide mit einem Kusse und einem schalkhaften Lächeln, „wir müssen denken, studiren, uns unserm Geschlechte nützlich machen, die Geschichte lesen und alles dies — nein, werde nicht ernst! Siehst du, alle Weisheit stammt nur aus des Herzens Wärme. Wenn die Sonne warm zur Erde scheint, so erzeugt diese ihre Früchte. Ich liebe dich; was deines Lebens Interesse ist, soll auch das meinige werden. Dein Land soll mein Land sein, deine Freunde die meinigen."

„Aber sage mir", fuhr sie fort, und ihr Gesicht zeigte zu gleicher Zeit Wißbegierde und Scherz, „sind die Menschen in unserer Zeit mit all ihrer Gelehrsamkeit wirklich glücklicher, als es z. B. die Patriarchen zu ihrer Zeit waren? Sind die Schweden heute besser und glücklicher, als es ihre unwissenden Väter vor mehrern Jahrhunderten waren?"

„Diese größere Masse der Menschen ist besser und glücklicher", antwortete Alarich. „Wissenschaft und Kunst haben durch ihre Fortschritte der Menschheit Organe für ihre mannichfachen Kräfte sowie reiche Mittel für den Genuß und gegen Leiden verliehen. Aber den rechten Maßstab, um das Fortschreiten des Menschengeschlechts schätzen

zu können, dürften wir durch einen Blick in das Familienleben der frühern Zeiten erhalten und durch eine Vergleichung desselben mit dem unserigen. Durch Kenntniß des Familienlebens, dieser Wurzel des Staatenlebens, würden wir erst einsehen lernen, was das Menschenleben an Glückseligkeit und Veredlung gewonnen hat. Ich glaube, meine Adelaide, du würdest bei näherer Betrachtung das Jetzt nicht mit dem Früher vertauschen wollen, dein Haus nicht mit einer Hütte in Mamres Hainen, obgleich sie von Palmen umschattet war, auch nicht mit einer Ritterburg, wenn du auch dort das Feldzeichen für deinen auf Raubzüge ausziehenden Wiking nähen dürftest, und obgleich du sowol in der patriarchalischen wie in der Ritterzeit nichts zu lernen brauchtest und deinen Gatten Herr nennen könntest!"

„Mein Herr und Mann", sagte Adelaide, indem sie sich vor Alarich mit anmuthsvoller Demuth verneigte, „damals wie jetzt wäre mir das ein Glück und eine Ehre gewesen. Aber sage mir, bester Alarich, wie kommt es denn, daß diese unsere Zeit nicht mehr allgemein glücklich ist? Gibt es nicht auch jetzt eine Menge unglücklicher und gesonderter Familien?"

„Es gibt deren", antwortete Alarich; „aber es ist dann ihr eigener Fehler. Alle Elemente zur Glückseligkeit und zur Veredlung finden sich im Leben; der Mensch darf nur die Hand ausstrecken, um sie zu erfassen. Es ist wahr, viel Böses und viel Elend klebt unserer Zeit an; aber es ist eine Zeit des Kampfes oder der Entwickelung, ein großer Uebergangsmoment, und der Siegesruf überstimmt schon den Weheruf. Wir werden während der Winterabende die Geschichte zusammen lesen, und du wirst dort eine herrliche Erscheinung gewahren — die Entwickelung Gottes in der Menschheit; du wirst sehen, wie er sich unserm Geschlechte in immer klarern Strahlen, in immer höherer Innerlichkeit gibt, je nachdem dieses ihn in sich aufzunehmen vermag; du wirst sehen,

wie die Menschheit, genährt von des Ewigen Leben, ihre Glieder immer freier und harmonischer ausbildet, immer klarer gen Himmel aufblickt, wie ihre geistige, ihre göttliche Gestalt sich allmählich im Anschauen des Allgütigen verklärt; du wirst es sehen und wirst dich freuen; du wirst dich glücklich fühlen, daß auch du berufen bist, nach deinen Kräften Gottes Reich auf Erden zu verbreiten. Und du wirst dann finden, meine Adelaide, daß des Lebens Freude zugleich mit dem Ernste desselben bestehen kann, ja daß sie ohne einander nicht sein können."

Adelaide sah froh und ahnungsreich zu ihrem Manne auf.

„Ich glaube, ich verstehe dich. Und wenn alle Brautpaare halten, was sie vor Gott gelobt, sowie wir es thun, wenn endlich das ganze Menschengeschlecht eine einzige heilige Familie ausmacht, da wird die Trauungsstunde kommen zwischen Gott und seiner Erde, und dann wird die glückliche Braut so wie ich ausrufen: O wie gut ist Gott! Gelobt sei Gott!"

„O wie gut ist Gott!" stimmte Alarich mit Wärme ein und schloß seine Gattin an seine Brust.

So standen sie beide da, fromm, gut und glücklich, in irdischer und himmlischer Liebe vereint, Mann und Weib.

Sollte jemand meiner Leser befürchten, daß eine Liebe, die sich so ganz in die höchsten Regionen des Lebens hinaufschwang, das Zeitliche verabsäumen dürfte; sollte eine bedachtsame und liebenswürdige Leserin äußern, während sie dastehen und schwatzen, „pour se former le coeur et l'esprit", werde der Kaffee kalt: so muß ich ganz ehrerbietig erinnern, daß sie trotz des Gesprächs am Fenster ihn doch ganz heiß genossen, und ich wollte hier gern ein Bild der Hausfrau darstellen, wie ich sie an Adelaide fand, der umsichtigen und wachsamen, die ihr Auge überall hat und doch einen jeden in Frieden und Freiheit sein Geschäft besorgen läßt; der sorgsamen, die ihren einfachen Tisch ebenso geschmackvoll schmückte, wie sie ihre Vorrathskammer ordentlich und zierlich hielt; die für ihres edeln

Gatten Gemächlichkeit in dem Allergeringsten bemüht war und die Hausleute bei trefflicher Laune erhielt, die in die kleinsten Theile des Alltagslebens mit Leben und Lust einging und ihnen Reiz und Poesie verlieh.

„Reiz und Poesie den Beschäftigungen des Alltagslebens?“ fiel mistrauisch die Frau Großhändlerin ein, der ich dies vorlas, und begann mir ein Promemoria von Bäckerei, Brauerei, Wäscherei u. s. w. vorzuseufzen. Und gleichwol verhielt es sich so, wie ich sagte; denn Ordnung, Güte und Freude waren kleine Hausgötter in Adelaidens Hause, die über alles wachten und überall den Takt schlugen.

Und wodurch vermochte sie diese hervorzuzaubern?

Dadurch, daß sie glücklich und ihres Glückes werth war; daß sie den lieben konnte, mit dem sie ihr Leben vereint hatte; und Liebe, Liebe vermag den schwersten Sauerteig des Lebens aufzuheben. *)

Und jetzt, geneigter Leser — könnte ich dir ein anmuthigeres Gemälde bieten als das eines liebenden und glücklichen Paares, eines Hauses, eines Vorhofs zum Himmel, so würde ich es vorbringen, um dir Freude zu machen; — da ich mich aber dazu für nicht gut genug halte, fort mit der Feder!

---

*) Wertheste Hausfrauen! Erzeigt der Verfasserin die Gerechtigkeit, zu glauben, daß sie wohl weiß, daß ein rechtschaffener Sauerteig von selbst aufgeht, und nehmt dies Gleichniß nicht so wörtlich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zwanzigster Band.

Leben im Norden.

Eine Skizze.

Morgen-Wachen.

Ein Glaubensbekenntniß.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

3

Leben im Norden.

Eine Skizze.

Morgen-Wachen.

Ein Glaubensbekenntniß.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Inhalt.

Leben im Norden.

Eine Skizze.

Im März 1849.

„Durch die ganze Natur bemerken wir eine Thätigkeit, die keine Ruhe kennt. Was unsern Augen Ruhe zu sein scheint, ist eine langsame Veränderung" — sagt H. C. Oersted in seiner Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen. Und nicht blos von der Natur, sondern auch von den Menschen, von den Völkern, von der Welt, von allem Erschaffenen gelten diese Worte des großen Naturforschers. Schön und bedeutungsvoll ist darum die alte nordische Mythe von dem Weltbaum, dessen Wipfel, damit er nicht verwelke, an jedem Morgen aufs neue mit Wasser aus dem Urdabrunnen begossen werden muß. Davon grünt sein Laub fortwährend — sagt die Edda — und von dem Laub fällt „Thau in die Thäler", Honigthau, aus welchem die Bienen ihre Nahrung holen. Wahr und schön! Denn der Baum lebt nicht blos durch seine großen Zweige, sondern auch durch die geringsten seiner Blätter. Diese tragen die Kraft der Sonne und den Saft der Luft auf unsichtbaren Wegen zu der Wurzel hinunter, und dieser mächtige Saft steigt auch von der Wurzel zu ihnen hinauf. In dieser Wechselwirkung bewegt sich alles Leben im Himmel und auf Erden.

Freund im Süden! Ich weiß, daß das Leben im Norden dir fast leblos erscheint, wie das Leben des

Bären im Winterschlaf, wie die langsame Bewegung des Uranus um die Sonne im Vergleich mit dem wirbelnden Tanz des Mercurius: — dem Leben des Südens. Und es mag sein, daß das Leben im Norden im Vergleich mit dem Leben im Süden ein stilles Leben genannt werden kann.

Aber ein stilles Leben ist auch das der keimenden Pflanze, der reifenden Frucht, des grauenden Tages und des werdenden Frühlings, wenn es auch mit Macht hervorbricht. Und so ist das Leben des Nordens zu dieser Stunde. Ich meine nämlich den skandinavischen Norden. Und wenn ein freundlicher Stern mich zu dieser Zeit gerade in denjenigen Theil des skandinavischen Nordens geführt hat, in welchem sich dieses Leben am lebendigsten bewegt — d. h. nach Dänemark, so will ich mit dir über das dasige Leben sprechen. Doch ist das Leben daselbst in seinen wesentlichen Aeußerungen nicht verschieden von dem, welches sich gleichzeitig in Schweden und Norwegen bewegt.

Dänemark! Du kennst es, und du kennst es nicht, dieses wunderbare kleine Inselreich, das dicht am Nordpol anhebt, wo der Grönländer seinen „Kajack" in eisigen Wogen tummelt und die Seelen seiner Väter in den Flammen des Nordlichts spielen und jagen sieht; wo ein ewiger Tod auf den Eisfeldern die Säulen zu seinem Tempel von nimmer schmelzenden Eisbergen aufgerichtet zu haben scheint, die nur zuweilen durch den Ton der menschlichen Stimme erschüttert werden und zusammenstürzen*) — und bis ans Südmeer reicht, wo

*) Ein solches Eisfeld bietet den wunderbarsten Anblick, den man haben kann. Man denke sich Eisfelder in einer Länge von vielen Meilen mit so großen Eisbergen, daß sie zwei- bis dreihundert Ellen unter die Wasserfläche reichen. Beim Vorüberfahren an denselben glaubt man Häuser, Schlösser, Thore, Fenster, Schornsteine u. s. w. zu sehen. Einige Eisberge sind weiß, einige blau, andere grün, je nachdem sie aus gefrornem See- oder

unter dem glühenden Aequator das Zuckerrohr und der Kaffeebaum unter der Pflege des Negers gedeihen und das Naturleben nie aufhört in der prächtigsten Blüte zu stehen. Zwischen Grönland und St. Croix — dem ewigen Winter und dem ewigen Sommer — ist ein Archipelagus von Inseln, die der dänischen Krone gehorchen: — Island mit den ältesten Erinnerungen des Nordens, die vulkanische Wiege der Skalden; die Ferröer, eigenthümlich in ihrer Natur und Bevölkerung, wo die Sonne zwischen Klippen und Nebel Ossianische Gestalten bildet; die Halligen, auf denen die Menschen mit dem Meer um eine Scholle Erde kämpfen u. s. w., u. s. w. Aber das eigentliche Dänemark, das älteste und ursprüngliche, das, an dessen Wiege der Walasang ertönte, das, welches gemeinsam mit Schweden und Norwegen eine Götterlehre und in dieser eine Lebensweisheit hat, die höher steht, als die irgend eines andern Volkes auf der Erde, das, von dessen Küsten die Züge der Normannen mit Helden und Sängern in die Welt ausgingen, das eigentliche Dänemark, das Mutterland, besteht aus den großen fruchtbaren Inseln, auf denen die Buchenwälder rauschen und der Storch — Dänemarks heiliger Vogel — sein Nest baut; auf dessen blauen Wogen der purpurrothe Danebrog weht, aus den schönen Inseln Seeland, Jütland und Fyen.

Süßwasser bestehen. Sie haben eine anziehende Kraft — wozu die Strömung ohne Zweifel viel beiträgt — so daß auch große Schiffe in Gefahr schweben, an ihnen zu zerschellen. Die Grönländer sind sehr vertraut mit ihnen, obwol viele von ihnen dieses Vertrauen mit dem Leben bezahlen. Allein da sich die Seehunde gern an den Eisbergen aufhalten, so müssen sie daselbst Brot oder Tod suchen. Das Echo unter denselben ist so stark, daß man, wenn man beim Vorüberfahren laut spricht, seine Worte ganz deutlich von dem Gipfel widerhallen hört. Und ist ein Gipfel mürbe, so erschüttert ihn dieses Echo oft dermaßen, daß er herabstürzt. Und dann — wehe Denen, die in der Nähe sind!

Aus Egede Saabeje's Tagebuch.

Da hat das Dänenvolk seine Heimat, die Heimat, von welcher Ingemann singt:

— „Dänenweide mit grünen Feldern,
Inmitten blanker Wellen,
Liebe wohnt an deinen Schwellen,
Friede in deinen Wäldern.
Vögel singen in der Luft
Ueber Hünenmälern,
Schüchtern athmet in den Thälern
Frühlingsveilchen seinen Duft." —*)

Blutiger Christian, Schwedens Henker! Wie konntest du unter diesem Volk, in diesem Land geboren werden?

Es ist ein freundliches, herrliches Land, ein Land voll grüner wogender Felder, das ohne Berge und Felsen, nur mit fruchtbaren Ebenen und schönen Wäldern aus dem Meer emporsteigt. Seeland mit reichen Saatfeldern, alten Städten mit alten, stolzen Erinnerungen, mit Hünengräbern und Burgen; Fyen mit seinen Gärten, schönen Rittersitzen und reichen Bauergütern; Jütland mit der Haide, dem atlantischen Meer, dem Himmelberg und den großen Naturscenen, die fast vergöttert werden von Denjenigen, welche seit ihrer Kindheit darin gelebt haben. Um diese großen Inseln zieht sich ein Kranz von kleinen, oft sehr kleinen Inselchen, die gleichwol große Erinnerungen, wie aus den Tagen der Sage, so aus den neueren Zeiten, bergen und dem gemeinsamen Mutterland manchen großen Mann erzogen haben. Es athmet

---

*) Aus Ingemann's schönem Gedicht:

„Dannevang med grönne Bred,
Ved den blanke Vove,
I dit Skjöd er Kjerlighed,
Fred i dine Skove.
Juglen synger höit i Sky
Over Kaempeböje,
Mens i Dalen smiler bly
Vaar-Violens Oeie." —

ein frisches, heiteres, frühlingshaftes Leben über diesen Inseln, welche die Nordsee mit dem Kattegat, die Ostsee und die Welle des atlantischen Meeres umspült. Dieses Leben steht im Einklang mit dem Geist des Volkes. Denn ungeachtet des Ernstes der früheren Erinnerungen, ungeachtet des nordischen Gepräges in der Richtung des Volks- und Familienlebens kann man doch nicht in Abrede stellen, daß Skandinavien durch Dänemark seine Verbindung mit dem südlichen Europa hat und daß das Leben des Südens sich bei dem dänischen Volk regt, wie die natürliche Lebhaftigkeit des Inselbewohners in Gemüths- und Volksart.

Dieses Volk hat in der letzteren Zeit eine große Verwandlung erfahren, ohne jedoch dadurch seine eigenthümlichen Züge zu verlieren. Es hat ein neues Leben gewonnen oder vielmehr es ist zum Bewußtsein seines eigentlichen Lebens erwacht.

Es gibt auch im Volksleben einen Frühling, wenn das innere Leben gleichsam seine Fesseln sprengt und mit Macht hervorblüht. Das geschieht, wenn das Volk sich kräftig faßt als ein Volk, als eine lebendige Einheit, als einen ewigen, unsterblichen Genius mit eigenthümlichem Leben und einer eigenthümlichen Mission in der Geschichte der Menschheit. Allein dieser Frühling kommt nicht mit einem Mal, wie mit einem Zauberschlag. Nein. Leise Strömungen in den Quellen des Lebens, stille Sonnenwirksamkeit, erweckende Winde — Stürme oder Zephyre — bereiten ihn lange vorher vor.

So auch hier.

Was reine Vaterlandsliebe, was erhabner Sinn für das Große im Menschen, was Geist und Tugend durch Dänemarks Männer und Frauen gewirkt haben, was die großen Könige, Staatsmänner, Krieger und Dichter des kleinen Landes in den verflossenen Jahrhunderten zum Ruhm des Landes, zum Wohl des Volkes und zum Gedeihen des Frühlings, den wir meinen, gethan haben,

müssen wir hier unerwähnt lassen — es ist jedenfalls nur wenig davon, was die Geschichte nennt; wer kennt denn die Quellen des Nils! — Aber wir weisen darauf hin, um die Gerechtigkeit und die Pietät nicht zu verletzen.

Der Frühling ist gekommen, der Frühling, den diese Edeln vorbereitet haben; und von den Erscheinungen desselben will ich hier sprechen, so wie sie sich hier im Lande in diesem Jahrhundert offenbart haben, besonders in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren, so wie ich sie gesehen habe und noch heutzutage hier im lebendigen Leben sehe. Betrachte diese flüchtigen Züge, diesen schwachen Versuch, Eindrücke und Bilder wiederzugeben, die der Erinnerung des Herzens ewig eingeprägt bleiben werden.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1848, an einem kalten und trüben Winterabend, befand ich mich in Kopenhagen, in einem großen Saal, in welchem über hundert Kinder — Knaben und Mädchen — sich durch einander drängten, sangen und um eine hohe Weihnachtstanne tanzten, die von Lichtern und Blumen, Früchten, Brezeln und Kuchen glänzte bis an die Decke des Saales hinauf.

Aber heller als die Lichter am Weihnachtsbaum glänzte die Freude in den Augen der Kinder, blühten die Blumen der Gesundheit auf ihren frischen Gesichtern. Eine schöne, stattliche, in Trauer gekleidete Dame von mittlerem Alter ging unter den Kindern umher, mütterlich hold, ihre Arbeiten betrachtend, ermunternd, belohnend und voll Liebe. Die Kinder umdrängten sie; alle blickten zu ihr auf, alle schienen sie zu lieben, keines sie zu fürchten.

Es war eine Kinderbewahranstalt, in der ich mich befand; es war Dänemarks mütterliche, obgleich kinderlose Königin Carolina Amalia, die ich hier sah, umgeben von armen Kindern, welche sie zu den ihrigen gemacht hatte. Es war ein schönes Gemälde. Und was

ich hier sah, war auch das Bild eines Lebens, einer Bewegung, die gegenwärtig das öffentliche Leben im Norden durchdringen. Es ist eine Bewegung unter den Frauen, unter den Müttern, sich einen größeren Kreis zur Pflege der Kinder — auch außerhalb des eignen Hauses — zur Rettung, zur Erhebung aller verlassenen Kleinen zu erschließen. Es ist ein mütterliches Heraustreten aus dem Familienleben in das öffentliche Leben, um ein neues Heimwesen zu bilden. Die Kinderbewahranstalt ist die geöffnete Umarmung desselben. Hier gleicht die christliche Liebe die Ungerechtigkeiten des Schicksals aus, hier werden die Kinder dem Einfluß, den das Unglück oder die Fehler der Eltern auf sie üben, entnommen, um dem Staat erhalten und zu ihrem eignen Nutzen gebildet zu werden. Still schreitet diese mütterliche Macht vorwärts, um das Menschengeschlecht bis auf das Kindesalter herab zu regeneriren. Und wir glauben an diese Macht mehr, als an irgend eine andere irdische Macht, zur Ausführung dieses Werkes, wenn überhaupt eine solche Wiedergeburt eintreten soll. Und daß die Frauen im Norden diesen Beruf immer klarer erfassen und daß die Königinnen im Norden, Carolina Amalia in Dänemark, wie Josephine in Schweden, an der Spitze dieser mütterlichen Bewegung stehen, ist blos eine Pflicht, welche sie erkennen. Uebrigens bleibt diese Bewegung keineswegs bei der Pflege der Kinder stehen, sondern breitet ihre wohlthätige Wirksamkeit in vielen Zweigen über die Kinder des Unglücks, über die Alleinstehenden, die Kranken, die Alten und Hilflosen aus und spendet denselben Theilnahme, Hilfe und Erquickung.*) Segensreich ist die leibliche Hilfe in den Hütten der Nothleiden-

*) Unter die wohlthätigsten Anstalten Kopenhagens gehört „der weibliche Pflegeverein" unter dem Schutz der Königin und unter der Leitung deren Oberhofmeisterin, der allgemein geachteten Frau von Rosenörn.

den, aber noch wohlthätiger wirkt die geistige Hilfe, die den Armen durch die persönliche, liebevolle Theilnahme der Reichen gespendet wird.

An diese Wirksamkeit schließt sich die nicht weniger thätige Mitwirkung der Männer, welche die erstere unterstützt und, wo sie nicht ausreicht, erweitert. Wir wollen nur ein Beispiel davon anführen. Vor ungefähr dreizehn Jahren sah man auf den Straßen von Kopenhagen eine zahlreiche, widerwärtige Schar von Knaben in dem Alter von zehn bis funfzehn Jahren herumstreichen, mit zerlumpten Kleidern und wilden, lauernden Blicken, im Laster oder Elend erzeugt, zu allen Lastern erzogen, auf Gelegenheit lauernd, zu rauben oder wenigstens zu schaden. Ein Beamter, der um diese Zeit unter das Polizeipersonal der Hauptstadt eintrat — Herr A. Drewsen — wurde darauf aufmerksam, nahm sich die Sache zu Herzen und entwarf in Verbindung mit mehren gleichgesinnten wackeren Menschenfreunden einen Plan, diesem zunehmenden Uebel auf eine durchgreifende Weise abzuhelfen. Er that dies nicht vergebens. Reiche Geldbeiträge flossen ihm von allen Seiten zu und mit Hilfe derselben verpflanzte er die heranwachsenden Verbrecher aus der Hauptstadt in entlegene Provinzen des Landes, wo sie in guten, sittlichen Familien, meist aus dem Bauernstande, untergebracht wurden. In guten Boden verpflanzt haben diese jungen Zweige des Lasters zum größten Theil ihre Natur verändert und sind gute, nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden, während seit dieser Zeit die Anzahl der Verbrechen in der Hauptstadt bedeutend abgenommen und das Gedeihen darin unter fortdauernder Fürsorge für die vernachlässigte Jugend ebenso bedeutend zugenommen hat. Denn höchst selten wird in den Straßen Kopenhagens das Auge und das Gefühl durch den Anblick bettelnder Kinder verletzt.*)

*) Ein eigentliches Proletariat gibt es in Dänemark nicht.

Hier haben wir die Quellen des Nils im Staate, die im Herzen verborgenen, die aus ihrer stillen Tiefe hervorfließen und den wohlthätigen Strom bilden, der das Land mit fröhlichem Gedeihen erfüllt. Es gibt auch stille Segnungen. Keine Stimme auf Erden spricht sie aus, aber sie schweben mit geheimer Sonnenkraft über den Wohlthätern, mag der Tag stürmen oder Nacht sie verdecken.

Dänemarks mütterliche Frauen, Männer wie Drewsen, von Osten, Brink-Seidelin u. a., auch der ehrwürdige Collin, der Minister zweier Könige und so vielfach um sein Volk und Vaterland verdient, werden diese Segnungen nicht entbehren.

Es wird nicht überflüssig sein, die Worte dieser Männer in dem Bericht zu hören, den sie neuerlich über ihre Thätigkeit in der eben erwähnten Beziehung erstattet haben. Darin heißt es:

„Mannichfach sind die Verhältnisse, die uns dadurch bekannt geworden sind, daß wir uns mit den Familien in Verbindung gesetzt haben, deren Kinder zur Versorgung aufgenommen worden sind. Wir haben dabei erkannt, daß Diejenigen, welche die Lage der arbeitenden Klasse verbessern wollen, vor Allem auf größere Sittlichkeit, gewissenhaftere Kindererziehung, mehr Ernst bei der Arbeit, größere Achtung vor der Heiligkeit der Ehe und deren Bedeutung im Staate und mehr allgemeinen Sinn für das Glück des häuslichen Lebens wirken müssen. In diese Ideen ist unser Verein mit Rücksicht auf Kindererziehung eingegangen. Diese soll künftig eine größere Bedeutung in dieser Richtung erhalten; und wir sind überzeugt, daß, wenn auch in diesem Augenblick andere Verhältnisse große Opfer fodern, die Wirksamkeit des Vereins doch seine gewöhnlichen Hilfsquellen nicht entbehren wird.“

Diese Quellen werden oft in Anspruch genommen; denn was in Dänemark zur Unterstützung der Hilfsbe-

dürftigen und zur Verbesserung ihrer Umstände gethan wird, das wird in keinem Lande übertroffen. Allein nie werden diese Quellen im Namen der Menschlichkeit für etwas Allgemeines oder für einen guten Privatzweck in Anspruch genommen, ohne reichlich zu fließen. Solche Quellen entspringen aus dem Herzen eines Volkes. Da sind Goldminen, reicher und unerschöpflicher, als die Californiens!

Der Däne spricht nicht gern von seinem Herzen. Er will zuweilen sich und Andern einbilden, daß er nicht gerade „viel dergleichen" habe. Aber er ist ein herzensguter, gemüthlicher Mensch. Niemand liebt inniger und treuer, als er. Vor Allem liebt er sein Vaterland. Der Däne liebt Dänemark wie seine Geliebte, wie seine junge, angetraute Gattin. Holger Danske, der Nationalgenius des Volkes, warmherzig, treu, tapfer, in der Stunde der Noth stets bei der Hand, ist ein Symbol des Volkslebens.

Der Däne in Kopenhagen oder der Kopenhagener ist nicht ganz so gutmüthig, wie der Däne im Allgemeinen und hat zuweilen Kopf auf Kosten des Herzens. Er ist ein Kritiker und hat einen schnellen Blick für das Mislungene und Fehlerhafte bei seinem Nächsten — besonders im Gebiet der Literatur (Holberg's Geist lebt noch in Kopenhagen). Und diese kritische Richtung erhält zuweilen zuviel Uebergewicht und das Lächeln macht sich zuweilen lauter und breiter, als hübsch und billig ist. Aber es ist nicht gefährlich. Ein gutmüthiges Lächeln ist stets bei der Hand, und die Hand ist stets zur Versöhnung bereit. Bosheit und Neid kennt der Däne nicht; Rachsucht verabscheut er; sieht er Jemand mitBöswilligkeit verfolgt, so ist er gleich an dessen Seite und ruft: — „Halt; das kann ich nicht leiden!"

Die Dänen in Kopenhagen zeigen sich dem Fremden als ein lebhaftes, heiteres, lebenslustiges, im höchsten Grade gemüthliches und liebenswürdiges Volk, offenherzig,

dienstfertig und mittheilend. In mancher Beziehung erinnern sie an die Athenienser, wie denn Kopenhagen mit seiner wogenden, lebhaften Volksmenge, mit seinen Museen, seinen Kunstschätzen und Künstlern, mit seinen Gelehrten und deren Vorlesungen, mit seinem Theaterleben und mit der freudigen Theilnahme seiner Bevölkerung an dem letzteren recht wohl „das Athen des Nordens" genannt werden kann. Kopenhagen verhält sich zu Dänemark, wie Paris zu Frankreich. Es ist der Mittelpunkt des Landes, der organische Punkt, wo das Leben, wo die Seele sitzt. Das stille Stockholm würde erstaunen, wenn es einen Besuch in Kopenhagen machen, das Leben und die Beweglichkeit daselbst betrachten und sich überzeugen könnte, wie Alles dort — besonders auf gewissen Straßen — durcheinander wimmelt, durcheinander läuft, sich drängt, einander stößt und sich durchaus nicht darüber ärgert, sondern immer bei gleich guter Laune bleibt. Eine der schweigsamen Gesellschaften Stockholms würde bei dem Geräusch und der lauten Gesprächigkeit in den kopenhagener Salons gänzlich verstummen. Diese Gesprächigkeit macht nicht gerade einen harmonischen, aber einen ermunternden Eindruck, sowie die zuvorkommende Freundlichkeit, welche man daselbst dem Fremden erzeigt, demselben das dasige Leben nur in einem angenehmen Lichte erscheinen lassen kann.

Allein die Artigkeit in den Salons loben, heißt sich darüber freuen, daß man Brot in den Bäckerläden findet. Nein, willst du die rechte Liebenswürdigkeit des dänischen Volkscharakters kennen lernen, so gehe hinaus auf die Straßen, gehe unter diejenige Klasse des Volkes, welche man „Pöbel" nennt, sieh diesen Pöbel im gegenseitigen Handel und Wandel, rede mit ihm, frage nach dem Weg, verlange eine Gefälligkeit u. s. w. — Du wirst erstaunen über diese Bereitwilligkeit, Höflichkeit und Dienstfertigkeit und mußt sagen: — „In Kopenhagen gibt es keinen Pöbel!"

In Kopenhagen mußt du denken: — „Die Dänen sind ein schmuckes Volk!“ — Man sieht eine Menge von hübschen Gesichtern, jedoch wenig schöne. Die Formen sind ovaler, die Züge feiner, als in Schweden. In Schweden herrscht die Schönheit und Kraft des Auges, in Dänemark die Anmuth und der lebendige Ausdruck des Mundes vor. Die Gesichtsfarbe ist frisch, der Ausdruck heiter und gutmüthig. Die Frauenzimmer kleiden sich mit Geschmack und Eleganz. Man sieht eine Menge schwarze Seidenmäntel oder Mantillen und weiße Hüte mit Blumen oder Federn auf der „Esplanade“, auf der „langen Linie“, „längs des Sundes“, auf der Breitstraße und Oststraße wimmeln — die Oststraße fürchterlich in der Erinnerung für jedes stille Gemüth, das an die Bewegung auf den Straßen Kopenhagens nicht gewöhnt und in die Verlegenheit gekommen ist, sich daselbst Kleider kaufen zu müssen. Denn was du auch haben willst, Hüte, Mützen, Spitzen, Bänder, Shawls, Kleiderstoffe, Sonnenschirme, Regenschirme, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe, wegen aller dieser Artikel wirst du in die Oststraße gewiesen. Und du magst Morgens, Mittags oder Abends, zu jeder beliebigen Zeit, in die Oststraße kommen, du findest daselbst die ganze Stadt handelnd, wandelnd, schwatzend und schauend. Und bist du etwa in der gefährlichen Lage, durch die Oststraße eilen zu müssen, um in einen andern Stadttheil zu kommen, dann befiehl deine Seele in Gottes Hand, armer, unerfahrner Wanderer, und finde deinen Weg, wenn du kannst. Aber bereite dich auf Mühen, Hindernisse und Verdruß vor!

Gleich im Anfang, sobald du deinen Lauf beschleunigen willst, wird dir der Weg durch drei Frauen und fünf Mägde — deren jede einen Korb am Arme hat — versperrt. Willst du rechts ausweichen, so stürzt dir eine Reihe von Matrosen entgegen; willst du links zu entkommen suchen, so drehen sich zwei Herren im

höchsten „Glanz“, mit Cigarren im Munde, vor dir herum. Gleichzeitig kommen dir sieben einkaufende Damen entgegen und, wenn du dich zwischen denselben durchdrängen willst, so wirst du von einem Herrn und seiner Frau gehindert, die Arm in Arm gehen, als wären sie nicht blos miteinander verheirathet, sondern aneinander geschmiedet. Nun folgt Haufen auf Haufen; einzelne Personen kannst du gar nicht mehr unterscheiden; und wenn du stehen bleibst, weil du ein kleines Kind, das zwischen dich und die Andern gerathen ist, nicht zertreten oder zerdrücken willst, so fliegt dir aus einem Laden auf der Straße ein Junge so dicht an der Nase vorüber, daß du erstaunt bist, nicht zerschmettert worden zu sein; und von hinten tritt dich dazu ein alter Herr auf die Fersen. Gehst du vom Trottoir auf die Straße, so stößest du auf neue Volkshaufen, auf Wagen, die mit betäubendem Lärm einher rasseln, auf Karren, die den Weg versperren. Und kommst du glücklich durch, so hast du von Glück zu sagen, wenn dir der kopenhagener Wind nicht den Mantel oder wenigstens den Hut wegreißt. Ja, ich will aufrichtig vor ganz Kopenhagen bekennen, daß ich diese Oststraße und alle Menschen hasse, welche durch dieselbe gehen (NB. blos so lange sie darin gehen); daß ich die Oststraße für eine Art von Hölle, und die Wanderung durch dieselbe für eine Art von Fegefeuer halte, das man um seiner Sünden willen passiren muß. Die Oststraße stimmt mich ganz menschenfeindlich; die Oststraße möchte ich aus der Reihe der Straßen Kopenhagens gestrichen oder wenigstens in mehre Straßen vertheilt wissen; die Oststraße möchte ich nie wieder sehen. Ich verlasse nun die Oststraße — wahrscheinlich für immer.

Doch es lebe das fröhliche Kopenhagen mit oder ohne Oststraße! Es herrscht darin ein frühlingshaftes, jugendlich brausendes Leben, das unwillkürlich mit sich fortreißt, unwillkürlich ansteckt. Wenn man auch anfängt,

gegen den Strom zu schwimmen, man endigt damit, dem Strom willig zu folgen, und befindet sich wohl dabei, wenigstens für einige Zeit. Zum Nachdenken über das Leben kommt man in dem geselligen Leben Kopenhagens nicht. Kopenhagens heitere Bevölkerung ist stets in Bewegung, stets auf den Füßen; sie will stets etwas Neues sehen, sich stets ergötzen, den Tag und die Stunde genießen. Im Winter sind es Schauspiele, Maskenbälle, Museen, was den Sinn für das Schöne oder auch für das Komische belebt. Im Sommer ist es der „Wald". Sobald die Buchenwälder sich belauben, stürzt die ganze Bevölkerung Kopenhagens hinaus aus der Stadt, um „die Wälder" zu sehen. Es wimmelt von Menschen am Charlottwald und in „Dyrehaven". Ganze Familien fahren hinaus, um ihren Thee im Schatten der Buchenwälder zu trinken, während die Nachtigall in blühenden „Rosenbüschen" singt. — „Hast du die Wälder gesehen?" — ist um diese Zeit in Kopenhagen eine gewöhnliche Frage an die Fremden. Denn der Fremde wird in Kopenhagen nicht vergessen. Er muß Theil nehmen an dem Besten, was das Volk hat; er muß seine Güter theilen; er muß im Frühling hinaus und die „Wälder" sehen und bei den Familienfesten in „Dyrehaven" sein, sowie er im Winter Thorwaldsen's Museum, Holberg's Lustspiele und andere Meisterstücke der dänischen Bühne sehen muß.

Das Theater ist das Lieblingsvergnügen der Dänen. Und hier ist in Wahrheit frisches Leben; Leben in den Erzeugnissen der Bühne, Leben im Spiel, Leben in der Theilnahme der Zuschauer. Es ist ein kleiner Theatersaal, in welchem in der letzteren Zeit so viele große Schauspiele aufgeführt, so viele große Künstler aufgetreten sind; aber wie angenehm, wie lebhaft ist es darin! Es ist ein Leben in diesen gefüllten Logen, ein schnelles Verständniß, eine sympathetische Bewegung, die sich unlich mittheilt, unter diesem Publicum. Und so ist

auch das Hofparket, wo die Dichter sitzen, wo das Volk seine Lieblinge sieht, wo Thorwaldsen während einer Symphonie von Beethoven starb, wo man sich noch jetzt an jedem Abend sagt: — „Sieh, da sitzt Oehlenschläger! Hertz! Hauch! Andersen!" u. s. w.

— „Nicht blos zur Lust." — heißt die Ueberschrift an Thaliens Tempel in Kopenhagen. Und wer hier ein Trauerspiel von Oehlenschläger oder Hertz, ein Lustspiel von Holberg, Hertz, Heiberg, Overskou, Hauch; wer ein solches hier von Nielsen und seiner Frau, Rosenkilde und seiner Tochter, Phister, dem jungen Wiche und der reizenden Frau Heiberg, der Perle der dänischen Bühne, hat aufführen sehen; wer hier Bournonville's Ballette, vollendete Kunstwerke in ihrer Art, gesehen hat, der wird bekennen, daß der sittliche Geist des Nordens hier der Zauberkraft der Bühne eine veredelnde Gewalt gegeben hat, daß das Theater hier „nicht blos zur Lust" ist. Wir belustigen uns nicht blos, wir werden besser, während wir uns unterhalten, und das Gemüth erhebt sich zu einer edeln Sehnsucht nach einem höheren und schöneren Beispiel, als das des täglichen Lebens, zu einer Ahnung von der Herrlichkeit des Menschen im tiefsten Leid, wie in der höchsten Lust.

Was in der Gegenwart Dänemarks dramatische Kunst außerdem auszeichnet, ist das Nationelle, das Volksthümliche in der höheren Bedeutung. Es sind die eignen Helden und Heldinnen des Volkes, es ist dessen große Vergangenheit, was die Herzen des Volkes für Palnatoke, Hakon Jarl, Königin Margaretha, Axel und Valborg schlagen läßt; es sind seine eignen Thorheiten und originellen Gestalten, die es in Holberg's Lustspielen, in den Aprilnarren und anderen neuen Stücken so herzlich belacht; es ist sein poetisches, geheimnißvolles Naturleben, was es in „den Alfen", im „Svanehamen", im „Elverhöj," entzückt; es ist sein gegenwärtiges Werkeltagsleben,

worüber es in „einem Sonntag auf Amager", in der „Sparkasse", dem „Gegenüber" sich freut oder weint. Und so trägt die Bühne nicht wenig dazu bei, das Volksbewußtsein zu beleben.

Man hatte mir gesagt, in Kopenhagen wären zwar die Theater gefüllt, allein dafür stünden die Kirchen leer und man habe in den letzteren wenig Erbauung zu erwarten. Ich habe es anders gefunden. Ich habe die Kirchen voll von Menschen gefunden und darin Prediger gehört, die sich durch belebende Gedanken und durch lebendigen Vortrag auszeichnen. Der Bischof Mynster, Martensen, Pauli sind christliche Prediger, die Niemand ohne Bewunderung und Freude hören kann; und in Vartou, wo Sev. Grundtvig an jedem Sonntag kräftig predigt, hört man einen Gesang (oft alte Volksmelodien), welcher deutlich zeigt, daß das Volk auch eine Versammlung, eine „Menge" ist.

Es gab eine Zeit und ist noch nicht sehr lange her, als es in Dänemark mit dem religiösen Leben ganz anders stand, als dasselbe eine verlöschende Flamme zu sein schien, als die Theologie in beengende Formeln geschmiedet darnieder lag, als den Lehrern der Geist, den Zuhörern die Andacht fehlte. Aber kein Volk erhebt sich wieder, ohne sich vom Grund aus zu erheben, ohne sein Centrum, wie seine Peripherie fester zu fassen.

So ist es auch bei dem Dänenvolk gewesen. In allen Kreisen des öffentlichen Lebens, in der Kirche, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Politik, hat der neue Frühling ein neues Leben, neue Lichtbildungen hervorgerufen. Und von den Trägern dieses Lichtes will ich nun sprechen, von den glücklichen „Kindern der Morgenröthe", denen die Mission geworden ist, das neue Licht vorweg zu tragen: — von Dänemarks genialen und großen Männern, den ältern wie den jüngern, welche dieses Jahrhundert hervortreten sah. Wir zweifeln, daß die Geschichte noch ein Land aufzuweisen vermag, welches

während eines so kurzen Zeitraums und aus einer so geringen Volkszahl eine so große Menge bedeutender Geister hervorgebracht hat.

In der Kirche traten am Morgen des Jahrhunderts Mynster und Grundtvig mit dem Feuer des Geistes, mit der Macht der Sprache auf und verkündeten aufs neue die alten, ewig jungen Lehren der Religion; Mynster wissenschaftlich, klar, harmonisch; Grundtvig (eine vulkanische Natur) mit dem Geist und der Kraft der alten Propheten. Mynster's geistliche Reden verbreiteten sich bald von Dänemark nach Schweden und Norwegen; Grundtvig's Psalmen gaben sammt denen Ingemann's und Boje's dem Kirchengesang Dänemarks neues Leben. Mehre ausgezeichnete christliche Denker und Prediger folgten ihnen, allein noch immer stehen beide unerreicht da — Mynster mit seinem Jugendfeuer unter schneeweißem Haar, die Worte unsterblicher Hoffnung verkündend — Grundvig, zuerst unter Dänemarks Sehern und Dichtern flammende Blicke bald in die Tiefen des Glaubenslebens, bald auf die Sagen der Vorwelt, die er in Philosophemen und Gedichten ausdeutet, bald auf die Morgenröthe des jungen Skandinavismus, auf das Bündniß der Brudervölker, werfend.

Merkwürdig ist es, daß die Wiedergeburt der Literatur in Dänemark nach der Reformation in einem tief religiösen Ton beginnt. Kingo's Psalmen sind es, die diesen Zeitabschnitt gleichsam eröffnen, und in Kingo's Psalmen hat das dänische Volk noch jetzt das ausgezeichnetste Volksbuch. Nach Kingo kommt Holberg, in welchem die komische Laune des Volkes hervorbricht und mit einem Mal ihre Blüten treibt. Man sagt, Holberg sei melancholisch und zuweilen sogar menschenfeindlich gewesen. Ich glaube es gern. Wie kann man anders werden, wenn man sich fortwährend mit den Thorheiten und Fehlern der Menschen beschäftigt?

Diese beiden so unähnlichen Geister stehen am An-

fang des achtzehnten Jahrhunderts. Am Ende desselben steht Ewald, wieder eine tief ernste, fromme Dichternatur, bei welcher das Volksbewußtsein meist im Idyll hervorbricht; und bald nach diesem kommen die humoristischen Dichter Wessel und Baggesen. Aber erst im neunzehnten Jahrhundert erreichte das Volksbewußtsein und die Kunst ihre volle Entwickelung. Ein Norrmann ist es, aber von dänischer Abstammung, in Norwegens Felsenland geboren, Henrik Steffens ist es, der die schlummernden Keime am Morgen des neunzehnten Jahrhunderts geweckt hat. Feurig, geistreich, beredt, trat er im Jahre 1806 in Dänemarks Hauptstadt mit philosophischen Vorlesungen auf, die eine neue Lehre über das Leben und über die Idee, die aller Dinge Grund und innerstes Leben ist, verkündigten. Mit hinreißender Kraft, mit enthusiastischer Liebe zu den Idealen des Lebens, unerschöpflich an großen Blicken, Aussichten und Ahnungen, riß er Alles mit sich fort. Wie ein Brander bewegte er sich vorwärts, glühende Worte und zündende Blitze vor sich und um sich her werfend. Und sie zündeten.

Sie standen dann alle um ihn her, die Morgensterne, die nun an Dänemarks Horizont erschienen im Grauen des jungen Tages, die jungen Priester der Dichtkunst und der Wissenschaft, und lauschten, fühlten sich neu belebt und hingerissen. Allein Steffens, geistreich, aber unklar, glühend, aber einseitig, vermochte sie nicht festzuhalten. Alle tauchten nieder in diesen reichen Strom aus dem Urdabrunnen des Lebens und stiegen wieder empor, um ihre eignen Bahnen, getrennt von denen ihres Lehrers, zu gehen. Aber sie hatten einen tiefen Zug aus der Lebensquelle gethan; sie gingen mit einem tieferen Verständniß ihres Berufs und ihrer Kraft daraus hervor. Sie waren von einem schaffenden Geist beseelt worden; sie traten nun selbst als Schöpfer auf. Und der Tag stieg herrlich über dem Norden empor.

Vollständig, fertig gerüstet — wie Minerva aus

Jupiters Haupt — wurde die nordische Tragödie geboren, nicht griechisch, nicht shakspearisch, aber skandinavisch, gegründet auf die Volkssage und Geschichten des Nordens mit dem nordischen Heldenleben, mit dessen eigenthümlicher Färbung im Haß und in der Liebe, mit dessen lyrischem Reiz, mit dessen kräftigem Alltagssinn und großem sittlichen Ernst bei der Auffassung des Lebens und des Kampfes zwischen den Göttern und Riesen desselben. Im Glanz der Verklärung traten auf der Bühne und im Gesang die hohen Gestalten der Vorzeit vor die Blicke des Volkes, weckend und mahnend, und thun es noch heutzutage, während der glückliche Dichter, der Vater des nordischen Trauerspiels — brauchen wir wol seinen Namen Adam Oehlenschläger zu nennen? — noch jugendlich und schaffenskräftig neue Lorberen zu denen legt, die er bereits gewonnen hat, zuletzt durch sein jüngstes Heldengedicht „Regner Lodbrok."

B. S. Ingemann ist vielleicht in noch höherem Grade, als Oehlenschläger, ein Volksdichter, bei welchem Alles, was Dänemarks Natur und Volk Liebenswürdiges, Tiefsinniges, Frisches und Freies besitzt, gleichzeitig zu Wort und Stimme gekommen zu sein scheint. Ingemann hat den historischen Roman des Nordens geschaffen. Dieser Roman mit seinen eigenthümlichen Gestalten, seinen großen dramatischen Ereignissen, seinem reinen Geist, seinem tiefen Gefühl, seinem frischen Leben, hat zwei Wunder hervorgebracht. Er hat Dänemarks Geschichte den Schweden lieb gemacht und hat das dänische Volk Romane lesen gelehrt. Denn Ingemann's Romane sind in Dänemark Volkslectüre geworden, wie kein anderes Buch, außer der Bibel und dem Psalmbuch. Der Bauer besitzt sie und hat durch sie Interesse für die Geschichte und Erinnerungen seines Vaterlandes gewonnen. Er kann den Fremden über beides belehren und thut es, indem er auf Ingemann's Werke hinweist. Um diese lesen zu können, gibt er

gern den Pfennig, den ihm sein Schweiß erworben hat. Um diese zu lesen, vergißt er oft die Zeit des Schlafens nach seinem Arbeitstag. Er bleibt bis in die Nacht mit den Seinen sitzen, um Ingemann zu lesen. Er kann nichts Besseres thun.

Man spricht in unserer Zeit viel von Volkslectüre*), man eifert dafür, man arbeitet dafür, gibt Volksschriften mit pragmatischen Abhandlungen, nützlichen und lehrreichen Aufsätzen heraus und schickt sie aus, um das Volk zu bilden und aufzuklären. Aber das Volk liest davon — wenig oder nichts. Das Volk ist poetisch, es ist romantisch, es ist humoristisch. Es liebt die Sage, das Heldengedicht, Gesänge der Liebe, Lieder und Scherze. Das Volk ist auch tief religiös. Das Herz des Lebens schlägt in seinem Herzen. Eine Lectüre für das Volk muß an dieses Herz anschlagen, muß alle Seiten desselben erklingen lassen. Ein Schriftsteller, der dies vermag, während er das sittliche Gefühl des Volkes erhebt und dessen Begriffe klärt, wird ein Liebling und Wohlthäter des Volkes. Er veredelt es, indem er es unterhält. Und das thut Ingemann.

Ingemann ist ein Mann der Wahrheit. Der Keim zu einer hohen und heiligen Auffassung des Lebens und der Dinge liegt in Allem, was er schreibt, im Heldengedicht, im Drama, im Roman, in der Sage, im Lied. Ueberall nimmt er die Dissonanzen des Lebens auf, nur um sie in reine Harmonien aufzulösen; überall hört man die Stimme eines versöhnten und versöhnenden Geistes. Der Glückliche! Für ihn hat das Leben keine Finster-

*) Die „Gesellschaft für den richtigen Gebrauch der Preßfreiheit" in Dänemark hat mit großem Erfolg gewirkt. Ueber fünfhundert Leihbibliotheken für das Volk und die arbeitenden Klassen gibt es gegenwärtig in Dänemark. Und alle werden fleißig benutzt, der Schenkenbesuch nimmt ab und das Lesen im Familienkreise an Herbst- und Winterabenden gibt dem Familienleben neuen Reiz.

niß, nur Dämmerung; und das Menschenherz, die Geschichte, die Natur, die Sterne des Himmels, die Wolken der Luft, die Moose der Erde — sie alle sind Runen, aus denen er eine heilige und heiligende Schrift zusammenzusetzen vermag.

Die Wälder und Seen von Sorö — eine Gegend voll friedlicher Schönheit — umgeben die Wohnung des Dichters, wie ein Spiegel seiner Seele und seines häuslichen Lebens. Rauschet, rauschet, ihr freundlichen Wälder Sorös, noch lange um den glücklichen Dichter, sanft und friedlich, wie das Leben seines Geistes! Traget zu ihm die Stimmen der freundlichen Genien, die er erweckt hat, die Stimmen der nahen und fernen Freunde, die sein Bild in dankbarem Herzen bewahren, als eine der schönsten Erinnerungen von

„Dänenweide mit grünen Feldern,
Inmitten blanker Wellen."

Mit Oehlenschläger und Ingemann bahnte sich die Literatur Dänemarks einen Weg außerhalb des Nordens und wurde europäisch. Und gleich diesen beiden ist später Hertz durch die Zaubergewalt der Poesie, durch „König René's Tochter", in fremde Länder gedrungen. Hertz ist in der dänischen Literatur bedeutend durch die Entwickelung des Dramas aus dem Bewußtsein des Volkslebens. Die Kampfweise mit dessen frischem Leben und dessen melancholischem, mystischem Ton ist der Grundton in seinen Dichtungen, durchdrungen von einem hohen sittlichen Ernst. So auch bei Hauch. Naturforscher und Dichter, eine warme enthusiastische Natur, sucht Hauch in seinen Dichtungen die Wissenschaft mit der Poesie zu vermählen. Seine Erde hat ein glühendes Herz, seine Blumen wachsen aus einem tiefen, geistigen Grunde. Des Lebens tragischer Ernst, die Nacht des Daseins bringt ihm Licht aus der Verborgenheit. Aus seinen Gedichten, Romanen, Sagen und Dramen blickt ein düsteres, aber innig strahlendes Auge hervor. Dies gab ihm sein Genius und die bittersüße Erfahrung des Lebens.

Paludan Möller, dessen letztes großes Epos „Adam der Mensch" in diesem Winter in Kopenhagen ein seltenes Aufsehen erregt hat, ist ein tiefsinniger Denker in Versen von bewundernswürdiger Leichtigkeit und Vollendung. Während diese reiche Dichternatur in die tiefsten Schachte des menschlichen Geistes einzudringen und das reine Gold daraus hervorzuholen liebt, während sie die Schlacken, das Gemeine im Leben, in den Gedanken und in den Gefühlen mit der Geißel der Satire züchtigt, besingt Christian Winter das idyllische Naturleben seines Vaterlandes in Gedichten, die so lebendig und frisch sind, daß der Däne in ihnen den „Duft des frischen Heues und der Wiesenblumen" einzuathmen glaubt.

J. L. Heiberg hat in der dänischen Literatur lange wie eine Klippe im Meer gestanden, an welchem die Schiffe zerschellen. Er hat die höhere wissenschaftliche Kritik in Dänemark eingeführt. Ob diese stets hoch und wissenschaftlich genug in der höchsten Bedeutung gewesen ist, wollen und können wir hier nicht erwägen; allein nur mit Mühe wird in der Literatur ein höherer Richterstuhl, ein Oberhaupt Anerkennung finden, außer dem, der sich früher oder später in dem eignen lebenden Herzen des Volks bildet. Gewiß ist, daß Heiberg auf die intellectuelle Entwickelung seines Volkes bedeutend gewirkt hat, nicht blos durch seine Holberg'sche Richtung, sondern noch mehr durch sein starkes Gefühl für das Vortreffliche, das er anerkannte, und durch seine poetischen Erzeugnisse, besonders für die Bühne. Die eigenthümliche Art von Vaudeville, die er in Dänemark geschaffen hat, gehört noch jetzt zu den Lieblingsvergnügungen des Publicums. Und die Blüten, welche er noch heute hervorbringt, zeugen von einem lebenswarmen, fruchtbaren Grunde.

Alle die letzterwähnten Schriftsteller und Dichter, bedeutend für Dänemarks Literatur, sind im Ausland noch wenig bekannt. Aber auf „der grünen Insel" erwuchs

eines Tages eine geringe, anspruchslose Blume, auf die man dort wenig Acht hatte. Viele sahen geringschätzig auf sie nieder, Manche nahmen sich ihrer pflegend an. Und die Sonne liebte die Blume und strahlte auf sie nieder. Und ihre Blätter entfalteten sich, nahmen wunderbare, schöne Farben und Formen an, erhielten Schwingen, lösten sich von der Muttererde und flogen — über die ganze Erde hin. Und überall sammelte man sich um sie und lauschte, Groß und Klein, Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt, am Hof und in der Hütte; und während man lauschte, fühlte man sich bald ergötzt, bald gerührt; man wurde lichter und sanfter im Gemüth, während eine Welt voll allerliebster Bezauberungen dem innern Blick vorüber zog. Ueberall begrüßte man diese schönen Singvögel mit Ueberraschung und Freude, denn sie waren mit Tönen und Farben begabt, die einer schöneren, höheren Welt, als dieser, anzugehören schienen. Und wer in der gebildeten Welt hat nicht von H. C. Andersen's Märchen für Kinder sprechen hören? — In den Kindern wecken diese Märchen den denkenden Menschen, und den Erwachsenen machen sie aufs neue zum guten und fröhlichen Kind. Andersen selbst ist ein wunderbares Kind, das eine gute Hulde in der Wiege begabt hat. Sein Leben ist ein ächtes Märchen, in welchem der arme Knabe, der seine Bahn in Armuth und Niedrigkeit begann, mit Glück und Ruhm endigt, in der niedern Hütte beginnt und in den Sälen des Hofes aufhört. Auch als Romanschriftsteller und lyrischer Dichter bekannt und beliebt, hat Andersen doch im Märchen seine eigentliche Meisterschaft, seine Originalität und seine Unsterblichkeit. Hierin kommt ihm Niemand gleich. Hierin ist er der Sohn des sagenreichen Nordens, wo Sämund und Snorre ihre wunderbaren Märchen sangen, wo die älteste Erzählerin, die alte Turida, in der Dämmerung der Geschichte an den Flammen des Hekla sitzt und Märchen erzählt, die sich von Geschlecht zu Ge-

schlecht fortgepflanzt haben. Der Charakter des Mährchens hat sich seitdem verändert. Sein Gegenstand ist nicht mehr Gewaltthat und Blutrache und der lange, lange Haß, der zwischen feindlichen Geschlechtern still von Jahr zu Jahr wächst, bis er gleich der Lawine auf den Alpen durch seine eigne Schwere herabstürzt, Alles auf seinem Weg zerschmettert und nur im Grabe Ruhe findet. Diese Mährchen gehören längst vergangenen Zeiten an. Der jüngste Zweig derselben ist ein Kind des Lichtes und trägt dessen Strahlen zu den Kindern der Menschen.

Junge, lebenskräftige Schößlinge sprossen gegenwärtig reichlich in der dänischen Literatur, in der Poesie wie in der Prosa, empor. Die Liebe zum Vaterland und zu dessen Eigenthümlichkeiten in der Natur und im Volksleben ist der Kern dieser Schößlinge. Man fühlt diese Liebe in Sten Stensen Blicher's lebendigen Schilderungen von Jütlands großartigen Naturscenen und von dessen Volksleben. Und die „Alltagsgeschichten" von J. L. Heiberg, bei denen man allgemein eine weibliche Hand ahnt und die das Leben der mittleren Stände in Dänemark mit ebenso viel Gemüthlichkeit, als Humor schildern, diese Erzählungen oder Novellen sind eine Lieblingslectüre für ganz Skandinavien geworden. Es ist ein frischer lebenskräftiger Zweig, den das Volks- und Familienleben im Norden getrieben hat.

Aber auch in andern Zweigen der Kunst hat sich das neue Leben Organe geschaffen. Gleichzeitig mit Oehlenschläger erstand Thorwaldsen, ein Dichter der bildenden Kunst, und durch denselben ein Reichthum von plastischen Kunstwerken, die Bewunderung der Mitwelt. In der Form schließt sich Thorwaldsen ans Antike an; aber in der Lebendigkeit des Ausdrucks, in der Frische, in der jugendlichen Naivetät ist er ein Sohn „der grünen Inseln", ein ächtes Kind Dänemarks.

Dieser große Künstler war einer der Glücklichen auf

Erden. Sein Leben war ein fortgesetztes fröhliches Schaffen, er lebte anerkannt und geehrt von seinen Zeitgenossen und von seinem Vaterland und starb kurz nach seinem Triumphzug in das letztere ohne Krankheit und ohne Todeskampf, oder vielmehr er schlummerte bei den Tönen einer schönen Musik in Thaliens Tempel ein, umgeben von seinen Freunden und Bewunderern.

Das Dänenvolk hat ihm in „Thorwaldsen's Museum" ein Denkmal errichtet, das den Künstler ebenso ehrt, wie das Volk, welches seine großen Männer so zu schätzen weiß und in dem Denkmal, welches sich jetzt über seinem Grab erhebt, eine lebendige Quelle fortwährender Kunstgenüsse und neuer Eingebungen besitzt. Man muß erstaunen, wenn man den Reichthum von Kunstwerken, den die Hand dieses Meisters hervorgebracht hat, den Reichthum seiner Erfindung, seines Ausdrucks und seiner vielseitigen Auffassung der Ideale des Lebens betrachtet. Thorwaldsen ist ein Riese in der bildenden Kunst, ein geistiger Titane, dem nur Eines fehlt, um den Himmel zu erobern — das höchste Ideal, die höchste Schönheit zu verstehen: — Die Kraft des Christenthums, dessen Liebe, Sorge und Freude.

Mitten in Thorwaldsen's Museum ist Thorwaldsen's Grab, von frischen, blühenden Rosen bedeckt — eine Symbolik, die hier keine Schmeichelei ist!

Jericho und Bissen sind Dänemarks größte lebende Bildhauer, beide originelle und kräftige Naturen. Der Erstere hat durch seinen „Christus", den „Engel der Auferstehung" und seine Gruppe „Adam und Eva" seinen tiefen Blick in die innersten Gedanken des Lebens gezeigt. Der Letztere hat angefangen, die mythischen Götter- und Heldengestalten des Nordens plastisch hervortreten zu lassen und hat damit der Kunst eine neue Bahn eröffnet.

In der Malerei hat Dänemark eine junge, vielversprechende Schule von Künstlern, die, während sie sich

treu an die Natur anschließen und die Wahrheit in deren Schönheit suchen, diese letztere immer mehr in ihrer eignen Heimat aufsuchen und in ihren Gemälden darstellen. So die Historienmaler Marstrand, Simonsen und Sonne, die Genremaler Schleißner und Monnier, die Marinemaler Melby und Sörensen, die Landschaftsmaler Skovgard, Keirskow und Rump, die Blumenmaler Jensen und Ottesen, die Portraitmaler Gärtner, Schütz u. s. w. Unter dieser Gruppe von dänischen Künstlern ist neulich ein Talent aufgetreten, nicht dänisch oder nordisch, aber von Dänemark künftig gewiß unter die seinigen gezählt, mit der glühenden Energie des Südens in der Farbe, im Blick und Ausdruck, mit allen den Vorzügen und Fehlern, die dem Genie eigenthümlich sind.

Auch eine geistreiche Frau, eine Tochter Polens, jetzt die Gattin eines dänischen Künstlers, Elisabeth Baumann, jetzt Frau Jericho, ruft in Dänemark das Andenken an Rubens Pinsel, an sein Feuer und sein schöpferisches Leben zurück.

In der Tonkunst lassen Hartmann, Rong und Gade Töne erklingen, welche früher im Gebiet der höheren Musik noch nicht gehört worden sind, Töne und Melodien, welche früher blos in den nordischen Helden- und Volksliedern gehört worden sind, in denen der Genius des Nordens das tiefe Gefühl, den Ernst und die Innigkeit, den eigenthümlichen Ton der Freude und des Schmerzes offenbart, der seinem eigenthümlichen Leben angehört und den jedes nordische Herz als den innersten Ton und die Stimme seines eignen Wesens anerkennt. Die zarteste Wehmuth und die kühnste Kraft wechseln hier in harmonischem Zusammenleben. Es liegt ein „Ruf" in dieser Stimme, ein Ruf hoher Sehnsucht und prophetischen Trostes.

Während der Genius der Kunst seine Schwingen auf diese Weise entfaltete, blieb die Wissenschaft nicht zurück. Die Muttersprache — diese erste gemeinsame

Erzieherin eines Volkes — befreite sich durch den gewaltigen Sprachforscher Rask und durch Molbech (den Verfasser des dänischen Wörterbuchs und den unermüdlichen Sammler in der historischen Literatur Dänemarks) von den Fesseln fremder Sprachen. Die nordische Sprache erstand in ihrer Schönheit und näherte die früher getrennten Volksklassen einander durch die neue gemeinschaftliche Sprache, welche durch die Dichter allgemeines Volkseigenthum wurde*).

Wie ein Doppelgestirn stehen am Himmel der Wissenschaft die Gebrüder Oersted als Denker und Schriftsteller — der Jurist A. S. Oersted, mit organisirenden Ideen in Dänemarks Gesetzgebung eindringend, diese umbildend und den Staat auf den Grundpfeiler der Religion stützend — der Naturforscher H. C. Oersted, bisher unbekannte Naturkräfte entdeckend und die Körperwelt auf den Grund der Geisterwelt bauend. Seine große Entdeckung im Jahre 1820, der Elektromagnetismus oder das Gesetz der Wechselwirkung elektrisirter Körper und des Magnets, die seinen und seines Vaterlandes Namen in der ganzen gelehrten Welt voll Ruhm erklingen ließ, hat in der neueren Zeit den elektromagnetischen Telegraphen erzeugt, auf dessen Fäden gegenwärtig Weltgedanken und Weltereignisse von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Geist zu Geist fliegen. Seine kleine, aber dem Inhalt nach große Schrift „über die Weseneinheit des Erkenntnißvermögens im ganzen Weltall"**) ist einer von den Gedankenkeimen, die als Nahrung für

*) Um dieselbe Zeit tauchten auch die Schätze der isländischen Literatur von neuem auf. Die historischen Sprachforschungen erhielten eine höhere nationale Bedeutung durch Finn Magnusen und Rafn, und in der neuesten Zeit durch den eifrigen Sammler Thomsen und durch N. M. Petersen's Uebersetzungen und Erklärungen der isländischen Sagen.

**) Zuerst als mündlicher Vortrag bei der Zusammenkunft der Naturforscher in Kiel im Jahre 1844.

Jahrhunderte ausgestreut werden. Dieses Geistesproduct mit seiner strengen Logik, seiner kühnen Ideenverbindung und seinen großartigen Ansichten über das Universum — dieses Werk, das ein ganz neues Licht auf das Licht der Sterne wirft, das den ganzen gestirnten Himmel dem Menschenherzen näher rückt, das empirisch darthut, daß in der ganzen sichtbaren Schöpfung Nichts existirt, was der menschlichen Vernunft und den Gesetzen, nach denen dieselbe hier auf Erden erfaßt und bestimmt, ganz fremd wäre, und welches dadurch beweist, daß der Mensch der Centralgedanke des Universum ist — dieses Werk sollte keinem wahren Denker, noch weniger aber einer wahrhaft poetischen Natur unbekannt sein.

Der Jurist und Minister Oersted ist während der politischen Bewegungen der letzteren Jahre in Dänemark einigermaßen in Opposition mit dem Volk gekommen, dessen allgemein beliebter Führer er lange Zeit hindurch gewesen ist. Er hat viel Widerspruch und Feindseligkeit erfahren, er ist verkannt worden und hat viel Unrecht erlitten. Wohl ihm! Er erhielt dadurch die letzte Weihe eines großen Lebens! Denn kein großes Leben ist vollständig geweiht ohne die Feuerprobe der Verkennung, ohne einen Antheil von dem Schicksal eines Märtyrers. Beides zu erfahren, und dennoch Liebe und Hoffnung zu behalten — das ist die Aufgabe. Das ist auch ein Ruhm, der über ein Menschenleben hinausreicht. Adel und Festigkeit des Charakters ist, wie auch die Meinungen gegen einander kämpfen mögen, ein Felsen, an welchem sich die stürmischen Wellen brechen, der in stiller Größe dasteht und am meisten glänzt, wenn die Flut abgelaufen ist, wenn die Wellen sich gelegt haben, wenn der Kampf des Tages vorüber ist. Und dieser Tag des Erkenntnisses bricht schon an über den edeln Staatsmann, wie die Worte bezeugen, die ein edler Gegner*) von ihm

*) Der Präsident des Reichstages Professor Schouw.

beim Schlusse des Reichstags von Roeskilde im Namen der Stände an Oersted richtete: — „So wie wir ihm dankten, wenn er gegen unsere Ansichten auftrat und uns dahin brachte, sie entweder aufzugeben oder uns darin zu befestigen, so wird er stets in unserer Erinnerung leben als eine der schönsten Erscheinungen des Lebens; denn seine riesenhafte geistige Begabung wird nur durch seine persönliche Liebenswürdigkeit übertroffen."

Das Leben des Naturforschers Oersted scheint sich in einem helleren Licht zu bewegen. Reich durch seine „Lichtfreude" in der Wissenschaft, in der Auffassung der Naturgesetze und in deren Harmonie und Klangfiguren, sucht er noch jetzt, jung und feurig in seinem Alter, diese Freude tagtäglich in weitere Kreise zu verbreiten, und auch für junge Leute, Nichtgelehrte, Frauen und für das Volk, das im Schweiße seines Angesichts arbeitet, zugänglich zu machen. Und dazu hilft ihm seine seltene Fähigkeit, sich klar und faßlich — populär im besten Sinne — auszudrücken.

Und wenn Viele thäten, wie er — wenn Alle, die reich an Licht oder Freude sind, in seinem Sinne wirkten und strebten, würde dann nicht ein großer Theil der düstern und drohenden Physiognomie, welche die Gegenwart trägt, verschwinden, wie Schatten vor dem Licht? — Ja, wir täuschen uns nicht, und die Erfahrung unsers eignen Lebens bestätigt es: — In der starken Bewegung, welche die Zeit aufregt und deren dunkle Schatten verscheucht, ist eine heimliche Sehnsucht nach Licht, ein Durst nach einem freieren und schöneren Dasein in Gedanken und Gefühlen, in edleren Genüssen, in dem eigentlichen Lichtleben der Menschheit.

Zum Licht drängt sich die Blume und der Baum, dem Licht entgegen singt der Vogel, nach Leben im Licht sehnt sich die ganze Natur! — — „Licht, mehr Licht!" — ist oft der letzte Ausruf Sterbender, und der Glücklichste unter den Lebenden kann seiner Seligkeit keinen

höheren Namen, als „Lichtfreude“ geben. Und das „Volk der Schatten“, das im Dunkeln sitzt, sollte nicht der angebornen Neigung aller erschaffenen Wesen folgen? — O ja; es muß sich sehnen, es muß kämpfen, es muß durch Nacht und Tag, durch Gutes und Böses seinen Weg zum Licht suchen, bis das „Es werde Licht!“ des Schöpfers die Welt durchdringt und alle Tiefen und alle Seelen mit der Lichtfreude des Daseins erfüllt.

Aber auf Dem, der aus Menschenliebe, aus göttlichem Mittheilungstrieb zu seinen weniger begünstigten Mitmenschen hinausgeht, um dazu mitzuwirken, auf dem ruht der Segen des Lichtes!

Während H. C. Oersted von seinem kleinen Eiland aus die Gesetze verkündet, die sich durch das ganze Universum geltend machen, hat sein Schüler Forchhammer durch sein Eindringen in die eigenthümliche Bodenbildung dieses Eilandes der Geologie neues Licht gegeben und eine tiefere Kenntniß der Geschichte der Erdfläche vorbereitet. Und der jugendliche Worsaan forscht in der Tiefe der Gräber und zwingt längstschlummernde Geschlechter, durch die Sprache der Zeichen, die er zu deuten weiß, ein bestimmteres Zeugniß, als bisher, über die älteste Bevölkerung des Nordens, seine Kultur und sein Verhältniß zu andern Völkern abzulegen.

Der Professor Schouw, ein liebenswürdiger Dolmetscher der Pflanzensprache und zugleich der edelste Geist im politischen Leben der Gegenwart, hat besonders in seiner Pflanzengeographie und in seinen Forschungen über die klimatischen Verhältnisse der Vorwelt eine Arbeit von großem Werth und großem Interesse geliefert.

Uebrigens hat fast jeder Zweig der Naturwissenschaften seine jungen vielversprechenden Jünger in Dänemark.

An die Gruppe der Naturforscher schließen sich die dänischen Aerzte, die schon seit langer Zeit unter die ausgezeichnetsten in Europa mitgerechnet worden sind. Mäch-

tige Monarchen des Auslandes haben dänische Aerzte zu Hilfe gerufen. Bang, Trier und Stein sind Namen, die in und außerhalb Dänemark mit Dankbarkeit und Ruhm genannt werden.

Die Philosophie schlägt im Norden spät ihre Augen auf; aber wenn sie es thut, so geschieht es mit dem Blick, welcher dem Genius des Nordens eigenthümlich ist. Dieser Blick dringt sogleich in den Mittelpunkt des Lebens, in die Tiefe, in die Höhe, er ergreift den organischen Mittelpunkt und macht ihn zum Ausgangspunkt für die Weltanschauung. In Dänemark kann Tyche Rothe im achtzehnten Jahrhundert vielleicht für den ersten Philosophen gehalten werden. Sein Werk über die Wirkungen des Christenthums auf das Volk zeugt von geistiger Tiefe und historischem Blick.

Allein der Wiedererwecker der Philosophie in Dänemark ist Ch. F. Sibbern. Sibbern wurde in seiner Jugend von einem übermächtigen Gefühlsleben bestürmt. Er erfuhr alle Leiden des menschlichen Herzens von dessen gewaltsamsten Qualen bis zu den feinsten nervösen Plagen in allen Nüancen. In „Gabrieli's nachgelassenen Briefen" hat er uns seine Erinnerungen aus dieser Zeit aufbewahrt. Allein der neue Werther unterlag seinen Leiden nicht. Er überwand dieselben im Verein mit den höheren Mächten des Lebens und verwandelte seine Leiden in Schwingen, die ihn zu einer höheren Entwicklung seines Wesens emportrugen. Im Walde und im Felde herumstreifend, mit sich selbst allein, begann er mit beobachtendem Auge in seine eigne Brust zu dringen. Als Ausgangspunkt seiner Forschungen setzte er aufs neue die alte Regel fest: — „Erkenne dich selbst!" — Seine Gefühle entwickelten sich zu Gedanken, seine Gedanken zu einem System, und so entstand seine berühmte „psychologische Pathologie", die Frucht eines großen und warmen Herzens und eines scharfen dialektischen Geistes, ein Schacht voll tiefer geistvoller Beobachtungen, von der

edelsten Lebensweisheit eingefaßt. Denn Sibbern's Lehre ist eine Lehre des Lebens, gegründet auf das Bewußtsein des nordischen Volkes. Sie ist nicht die Fichte'sche Abstraction vom wirklichen Leben durch ein hochmüthiges Leben im Licht, das sich über den Schmerz, über den Kampf, über die Sünde, über die Reue, über alle diese Zustände der kämpfenden Menschheit erhebt; sie ist nicht Hegel's Erhebung des Daseins durch Gedanken und Begriffe, als das einzige Reale, und sein vornehmes Niederblicken auf das Leben des Herzens und der Gefühle*). Nein, es ist eine Lehre des Lebens, die das ganze Leben mit Kraft und Liebe umfaßt, das „Leben in seiner ganzen Größe und Kleinheit, Süßigkeit und Bitterkeit, kurz mit aller seiner Wahrheit"**). Es ist eine Lehre des Lebens, welche auf den Kampf als auf die Bedingung und den Ruhm des Lebens hinweist, die selbst das Leiden, selbst die Reue als reinigende Flammen, aus denen sich der Phönix des Lebens mit stärkeren, schöneren Schwingen aufs neue emporhebt, liebevoll aufnimmt.

So nimmt die Philosophie in Norden die ursprüngliche Lebensanschauung des nordischen Geistes auf, sowie sie in der Mythologie von dem Leben der Götter und Helden in Walhalla ausgesprochen ist, wo jeder Tag ein Kampf, aber der Kampf ein Spiel, und jede Nacht ein Siegesfest ist.

„Gabrieli's Briefe" verhalten sich zu Sibbern's Pathologie, wie die Blüte zur Frucht. Und wer den Verfasser dieser Arbeiten kennen gelernt hat, wird den Wunsch

---

*) Die Verdienste dieser großen deutschen Denker sollen dadurch nicht herabgesetzt werden. Beide bereiteten den Weg vor. Sie hatten ihre Mission und ihre Zeit. Jetzt ist die Zeit der skandinavischen Denker gekommen!

**) S. E. G. Geijer's „Erinnerungen" u. s. w.

nicht unterdrücken können, daß derselbe die „Briefe Gabrieli's fortsetzen und uns in einer vollständigen Biographie zeigen möge, wie Leiden und Kämpfe dem Leben und der Wissenschaft Früchte bringen, wie der edle Schwärmer ein Weiser, wie der leidenschaftliche Jüngling sich in einen glücklichen und liebenswürdigen „Olding" verwandeln kann.

Allein nicht blos Sibbern, sondern alle großen Geister dieser Zeit in Dänemark huldigen dieser Lebensansicht. Und fragst du näher nach diesen Jünglingen mit silbergrauen Locken, Mynster, Grundtvig, den Gebrüdern Oersted, Sibbern, Ingemann, so verschieden in vieler Hinsicht in Bezug auf die Wissenschaft und auf den Charakter, so wirst du hören, daß alle sich zu derselben Lebensweisheit bekennen; so wirst du von ihnen Worte hören, die dir Lust zum Leben, ja, auch Lust zum Leiden geben. Du wirst von ihnen vernehmen, daß das Jünglingsgeschlecht nicht ausgestorben ist, sondern ewig lebt im Norden.

Ein Mann der Wahrheit in der höchsten Bedeutung ist auch H. Martensen, noch jung und in seiner vollen Lebenskraft, durch sein lebendiges Wort und durch seine philosophischen Schriften (hochgeschätzt in Schweden, wie in Deutschland) den Samen einer neuen Entwickelung des religiösen Lebens in der Kirche und in der Wissenschaft ausstreuend, durch eine tiefere Auffassung desselben und seines Wesens, durch die Erklärung des Glaubenslebens in dem Vernunftleben, durch die Verbindung eines tiefen Gefühls mit dem logischen Gedanken ausgezeichnet. In seiner Dogmatik, welche bald im Druck erscheinen wird*), findet man eine vollständig durchgeführte Darstellung seiner Ansichten. Und was man in seinen bereits im Druck erschienenen Schrif-

*) Sie ist seitdem erschienen.

ten findet,*) läßt auf eine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens im Großen und im Kleinen, im Staat wie in dem einsamen Menschenherzen hoffen. Die ungewöhnliche Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher dieser reichbegabte Denker die tiefsten Lehren der Speculation in der Sprache darzustellen weiß, sowie das Interessante und Geniale in seiner Darstellung machen ihn zu einem populären Schriftsteller. In seiner Dogmatik finden wir ein Hauptwerk, und zwar nicht blos für die Gelehrten. Es wird Zeit, daß sich die Theologie populär macht. Unser Erlöser war es schon seit länger als achtzehnhundert Jahren.

Während der geistreiche Martensen von seinem centralen Standpunkt aus Licht über den ganzen Kreis des Erschaffenen, über alle Phänomene des Lebens verbreitet, steht Sören Kierkegaard wie Simon Stylites auf seiner einsamen Säule, mit dem Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet. Auf diesen Punkt hält er ein Mikroskop, diesen Punkt durchforscht er bis in seine kleinsten Atome, beobachtet dessen leiseste Bewegungen, dessen innerste Verwandlungen; über diesen Punkt spricht er, über diesen Punkt schreibt er wieder und immer wieder zahlreiche Seiten. Alles findet sich für ihn in diesem Punkt. Allein dieser Punkt ist — das menschliche Herz. Und da er dieses veränderliche Herz unaufhörlich in dem Ewigen und Unveränderlichen spiegelt, das „Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat", und da er bei seinen ermüdenden dialektischen Wanderungen oft von göttlichen Dingen spricht, so hat er in dem leichten, heitern Kopenhagen ein nicht geringes Publicum gewonnen, besonders unter den Frauenzimmern. Diesen muß die Philosophie des Herzens nahe liegen. Ueber den Philosophen, der darüber schreibt, sagt man Böses und

*) Die Autonomie des menschlichen Selbstbewußtseins; Versuch zu einem System der Moralphilosophie; Meister Eckhardt; die Taufe.

Gutes und — Wunderliches. Einsam lebt der Mann, der „für jene Einzelne" schreibt,*) unzugänglich und eigentlich von Niemand gekannt. Am Tage sieht man ihn zu gewissen Stunden auf den volkreichsten Straßen in Kopenhagen, mitten im Volksgewimmel, herum gehen; des Nachts soll seine einsame Wohnung von Licht strahlen. Reich und unabhängig, scheint er von jener krankhaften und reizbaren Gemüthsart zu sein, die Anlaß zur Unzufriedenheit sogar mit der Sonne findet, wenn diese ihre Strahlen nach einer anderen, als der gewünschten Richtung fallen läßt. Uebrigens scheint von der Metamorphose, von welcher er so gern schreibt, bei ihm selbst etwas vorgegangen zu sein und ihn aus der Zweifelsucht durch „Angst und Zittern" zu jener lichten Höhe geführt zu haben, von welcher er jetzt mit unerschöpflicher Beredtsamkeit über „das Evangelium der Leiden", über „Liebesthaten" und über die „Geheimnisse des innern Lebens" spricht. Kierkegaard gehört zu den wenigen, tief nach innen gekehrten Naturen, die seit uralten Zeiten im Norden (in Schweden noch öfter, als in Dänemark) gefunden werden.

Von dem Problem des innern Lebens gehen wir nun zu dem des äußeren Lebens über, zu dem, welches der große Kampf der Gegenwart zur Lösung zu bringen sucht. Zwischen beiden scheint eine große Kluft zu sein. Allein wir können dies nicht zugeben und wollen uns darüber erklären.

Der skandinavische Norden steht dem lebenskräftigen Volk des Südens in seiner politischen Entwickelung keineswegs nach, er geht demselben eher vor. Volksfreiheit ist im Norden ein uralter Begriff. Am ältesten ist seine Macht in Schweden, jünger in Norwegen, am jüngsten in Dänemark, dafür aber auch jetzt vielleicht am mäch-

*) „Jenen Einzelnen" lautet die einfache Zueignung, die vor S. Kierkegaard's „erbaulichen Reden" steht.

tigsten. Die politische Evolution, die — ohne Revolution — neuerlich in Dänemark vorgegangen ist und das Reich aus einer absoluten Monarchie in eine constitutionelle dergleichen mit demokratischer Basis verwandelt hat, hängt gleichwol an Wurzeln, die sich weit hinein in die Vorzeit erstrecken. Man kann sagen, daß der absolute Herrscher Friedrich der Dritte die Volksbefreiung begann, die von Friedrich dem Sechsten fortgesetzt und unter Friedrich dem Siebenten vollendet wurde. Daß dieselbe in Einklang zwischen König und Volk, in einem Augenblick großer äußerer Gefahr, während das Land von einem auswärtigen übermächtigen Feind angegriffen wurde, ausgeführt ward; daß König und Volk sich dann an einander schlossen und wie ein Mann standen, bereit, Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland, für Dänemarks Recht und Ehre zu opfern — diese große Bewegung, die noch jetzt die Herzen des Volks erhebt, hat einen starken Impuls zur höchsten moralischen und politischen Entwickelung gegeben und das Königthum im Norden neu gekräftigt.

Der Geist der Freiheit hat übrigens auch hier einige der dunkeln Erscheinungen hervorgerufen, welche die Freiheitsentwickelung anderer Länder verdunkelt und zurückgehalten haben. Der Streit zwischen Göttern und Riesen währt noch immer. Wer wird siegen? — Wir blicken mit Hoffnung zurück auf die älteste Geschichte des Nordens, auf die Weissagung, die in dem ersten Auftreten der Kultur in Skandinavien während der friedlichen Einwanderung der Asen und in der freiwilligen Huldigung des Volkes gegen deren höhere Weisheit liegt.

Wir blicken auf den großen, zunehmenden Mittelstand im Norden, der täglich wächst durch Zufluß aus den Reihen der Aristokratie, wie aus den Klassen der Handwerker, der die Arbeit zu seinem Ruhm, die edelste Humanität zum Ziel seiner Bildung macht. Wir blicken

auf die Emancipation im besten Sinn, welche die unterdrückten Klassen immer mehr erhebt und den Unterschied der Stände und der Bildung immer mehr ausgleicht.

Wir blicken endlich voll Trost auf die ältesten Heiligthümer des Nordens, auf das Familienleben und das Haus. Wir sehen das Haus im Norden noch immer wie früher gleich „einem heiligen Raum" dastehen, unangetastet von allen Stürmen der Zeit, noch immer, wie sonst, und noch mehr als sonst eine Heimat für die göttlichen Mächte der Wahrheit, des Vertrauens und der opfernden Liebe. Wir sehen den Opferherd im Hause, den Altar in der Kirche noch immer im Norden feststehen und gründen darauf unsern Glauben, daß die Entwickelung der Freiheit hier ihre Schattenseiten überwinden und daß das Volk hier die natürliche Aristokratie, die nothwendige, die vom Schöpfer selbst gegründete, die in jeder Ueberlegenheit liegt, vor Allem in der, welche sich der Mensch selbst durch Tugend und Tüchtigkeit erkämpft, nicht verkennen wird. Steht nicht prophetisch Iduna im Kreise der nordischen Götter, die Göttin der Jugend und zugleich der Frömmigkeit mit der Frucht der Verjüngung, ohne welche die Götter selbst Runzeln kriegen würden!

Die Mündigkeit des Volkes — das ist im Grunde das Ziel, nach welchem das Volk strebt und welches es früher oder später erreichen muß — ein Ziel, weit höher und weit edler, als irdisches Glück. Mündig soll ein Volk werden, ebenso wie der einzelne Mensch d. h. aus freier Wahl, ohne zwingende äußere Gewalt muß er sein Schicksal bestimmen können. Aber mündig ist Niemand und mächtig ist auch Niemand, der nicht die Herrschaft über sein eignes, sündiges Herz besitzt.

Die nordischen Brudervölker scheinen durch Charakter und Geschichte berufen, auch in der staatlichen Entwickelung durch ein edles freies und selbstständiges Leben anderen Völkern ein Vorbild zu werden.

Der Frühling kommt. Er scheint in diesem Jahre zeitig nach Norden kommen zu wollen. Die Natur ersteht zu ihrem Freudenfest. Sollen die Menschen zu Werken der Vernichtung gegen einander vorschreiten? — Das ist die Frage des Tages. In Dänemark rüstet man sich zum Krieg und auf den blauen Wogen des Sunds wehen die purpurrothen Flaggen der Orlogschiffe, weht der Danebrog!"*)

Wir bekennen offen, daß alle unsere Sympathien für dieses schöne Land sind, für dieses liebenswürdige Volk, für das Volk von treuen Unterthanen und gedrückten Bauern, die von Schleswig die Hilfe des Mutterlandes anrufen und in dem Bauer Lauridz Skau einen Dolmetscher von der glühendsten Beredtsamkeit gefunden haben. Wir haben inzwischen auf das stille Werk des Friedens hingewiesen, das hier vorwärts schreitet und Dänemark eine Zukunft bereitet, auf welche Krieg und Tod keine wesentliche Macht zu üben vermögen.

Friedliche, fruchtbare Jahre, gute Regenten und Staatsmänner haben in den letzten Jahrzehnten das Land reich und glücklich gemacht. Das kleine Dänemark ist gegenwärtig einer der blühendsten und am besten verwalteten Staaten in Europa. Das Gefühl dieses Zustandes erhebt die von Natur spannkräftige und sanguinische Stimmung dieses Volkes. Nichts kann mehr dafür zeugen, als das Leben, welches in diesem Winter in Kopenhagen, kurz nach einem Kriege, der dem Land so viele Opfer gekostet hat, und vor einem Kriege, der sehr bald auszubrechen droht, geführt worden ist. Nie sind Dichter und Schriftsteller productiver gewesen, nie hat sich das Publicum empfänglicher und theilnehmender für Poesie und Romantik gezeigt; seit vielen Jahren hat die Malerakademie nicht einen solchen Reichthum von ausgezeich-

*) Das schwedische Original ist im Jahre 1849 erschienen.

neten Kunstwerken gehabt. Käufer zu diesen Gegenständen fehlten troß der fortwährenden Beiträge zu den Lasten dieses Krieges ebensowenig, wie zu allerlei andern guten Werken.

— „Dänemark ist ein guter hübscher Bursche!" — sagt der Däne, wenn er warm für sein Geburtsland wird; und wir stimmen darin ein. Dänemark ist ein guter hübscher Bursche, denn es hat ein reiches Herz und zugleich einen gefüllten Beutel. Und so steht es fertig da, zum Krieg bereit, wie zum Frieden.

Krieg! — Wir wollen nicht daran glauben. Es scheint fast ungereimt, daß in unserer Zeit ein Krieg, ein blutiger Krieg zwischen zwei hochgebildeten Völkern entstehen sollte; es scheint fast eine Ungerechtigkeit gegen beide, zu glauben, daß sie einen Streit nicht ohne Kampf ausmachen, nicht in Güte auseinander kommen könnten. Es scheint, als hätten die Völker jeßt etwas Besseres zu thun, als einander todt zu schlagen; als wäre die Zeit gekommen, wo die Volksgeister (wie die alten Kämpen an König Arthur's Tafelrunde) zusammentreten, einander ihre Sagen und Abenteuer (und Holger Danske hat deren merkwürdige) erzählen, einander bewirthen und in Frieden anklingen und mit herrlichen Bardengesängen wetteifern könnten. Und haben sie damit nicht schon begonnen! Haben die Völker der Erde nicht schon seit einigen Jahrzehnten auf den Schwingen des Dampfes einander besucht, in Freundschaft einander bewirthet, einander mit Geschenken erfreut und sich dadurch gegenseitig bereichert! Und die skandinavischen Völker haben das in einem noch tieferen Sinne gethan, als die übrigen Völker. Sie haben bei der neuen Bekanntschaft einander als Geschwister erkannt. Und das Gefühl der Vereinigung, zu welcher die Natur und der Geist sie bestimmt hat, ist zu stark geworden, um noch durch äußere zufällige Umstände zerstört werden zu können. Es ist ein Bündniß des Herzens und des Geistes, ein geistiges Bündniß, aus

welchem wir für die Zukunft ein hohes und herrliches Leben im Norden erblühen sehen.

* * *

Hier wollten wir schließen und sollten vielleicht auch schließen — aber wir können nicht. Wir werden daran durch eine Menge kleiner zauberhafter Wesen verhindert, die unsere Neigung und unser Herz tyrannisch eingenommen haben und uns zwingen, uns hier mit ihnen zu beschäftigen. Und sie haben Recht. Wir haben damit begonnen, von den „Verwahrlosten“, von den minder glücklichen Kindern in Dänemark zu sprechen; wir dürfen daher nicht schließen, ohne einige Worte von den glücklichen Kindern zu sagen, von den Vielen, welche von elterlicher Zärtlichkeit gepflegt, von der Sonne des Glückes beleuchtet werden, von den schönsten Knospen an Dänemarks Zukunftsbaum. Sie sind zu liebenswerth, um nicht einen Augenblick näher betrachtet zu werden. Und das kannst du leicht, wenn du in die Gegend vom „neuen Königsmarkt“ oder in den „Königsgarten“ am Schlosse Rosenburg gehst, wo der kleine Knabe von Stein in übermüthiger Lustigkeit auf dem Schwan reitet, der vor Schrecken oder vor Lebenslust sechs schöne, in der Sonne diamantenhell blitzende Wasserstrahlen in die Luft wirft. Dort findest du eine Menge Kinder mit ihren Wärterinnen, Bauerfrauen von Hedebo mit grünen Röcken, breiten Borten und breiten rothen oder schwarzen Bändern, die vom Nacken auf den Rücken herabhängen. Und welche Rücken! — So breit und so fest! — Man faßt schon Vertrauen zu diesen Weibern, wenn man nur ihre Rücken ansieht. Und sieht man ihr Gesicht mit dem Gepräge von Gesundheit und Ehrlichkeit, so wird man in diesem Vertrauen befestigt. Diese Frauen sind vorzugsweise zu Kinderwärterinnen geschaffen. Aber es waren die Kinder, von denen ich reden wollte, die hübschen, freundlichen,

geputzten Kleinen, die allerliebsten dänischen Kinder. Beschreiben kann ich sie nicht, abmalen noch weniger. Aber nettere Kinder sah ich in keinem Lande, weder in Schweden, noch in Norwegen, weder in England, noch in Frankreich, weder in der Schweiz, noch in Holland. Ja, ich bin überzeugt, sie würden — wenn es auf eine Probe ankäme — sogar Deutschland für sich einzunehmen wissen!

Nachschrift.

Juni 1849.

Der Frühling steht in voller Blüte und schreitet dem Hochsommer entgegen. Dänemarks Inseln haben sich in Herrlichkeit gekleidet. Die Buchenwälder rauschen an der blauen See, die Haine erklingen von Gesang, der Storch ist gekommen, die Fluren blühen, „Goldregen" strömt in der Luft. Aber kein Freudengesang menschlicher Stimmen steigt von den freundlichen Inseln empor. Thränen, bittere Thränen von Müttern, Gattinnen, Bräuten und Schwestern fließen auf die schöne, mit Blumen bekleidete Erde.

Ach, der Krieg ist von neuem ausgebrochen! Viele Söhne des Landes sind in dem hoffnungslosen Kampfe mit einer siegreichen Uebermacht schon gefallen und fallen noch immer. Eine geringe Menschenzahl steht kämpfend einer doppelt überlegnen Macht entgegen, eine Million gegen dreißig Millionen. Wie kann man da hoffen?!

Und gleichwol — wunderbar, aber wahr — es herrscht keine Verzweiflung, keine Hoffnungslosigkeit unter dem kleinen Haufen. So fest glaubt man an die gerechte Sache und an den gerechten Lenker der Schicksale der Völker.

Nichts kann den dänischen Volksgeist und die gegenwärtige Stimmung des Volkes besser charakterisiren, als die Wirkung, welche die unglückliche Affaire bei Eckernförde hier machte. Die Nachricht davon kam am Osterabend nach Kopenhagen. Wie gährte an diesem Abend die Stadt in trüber Unruhe, wie drängte sich das Volk, besonders in der Nähe des Posthauses! Staunen und Betrübniß zeigte sich auf allen Gesichtern. Unbekannte sprachen miteinander, Hohe und Niedere theilten einander mit, was sie wußten, was sie gehört hatten, was sie fühlten und dachten, und weinten miteinander. Es war, als ob jede Familie ein Kind verloren hätte. Am Ostertage strömte das Volk in die Kirchen. Die Prediger erwähnten öffentlich von den Kanzeln das geschehene große Unglück, beklagten, trösteten und ermunterten. Das unsterbliche Thema des Todes und der Auferstehung hatte eine neue ergreifende Bedeutung erhalten. Das Volk hörte andächtig zu und weinte. Es war wie ein Tag der Trauer in Israel. Das Unglück des Vaterlandes war ein Unglück für jeden Einzelnen. Der Schlag, welcher die dänische Seemacht getroffen, hatte auch den geheimen Stolz und die stille Hoffnung jedes Herzens getroffen. Junge Mädchen sah ich Thränen vergießen, nicht über die Gefallenen, nicht über die Todten, nein, aber — über den Gefion, über den Danebrog!

Das war am Ostertag. Am zweiten Osterfeiertage war Alles still in dem sonst so heiteren Kopenhagen. Die Theater waren geschlossen; trübe Gerüchte liefen umher; man hörte blos Seufzer und Worte des Jammers von brechenden Herzen, von Frauen und Bräuten.

Das war der zweite Tag. Aber am dritten Tag erhob sich das Leben kräftig wieder. Freiwillige Matrosen kamen zu Hunderten, kamen singend, um sich an die Stelle Derer zu melden, die bei Eckernförde gefallen oder in Gefangenschaft gerathen waren. Geldbeiträge „zu neuen Rüstungen für den Krieg" oder „für die Familien

der Gefallenen und Verwundeten" flossen von allen Seiten herzu. Der Reiche gab reichlich von seinem Reichthum, die arme Witwe gab ihr Scherflein, die Mütter — es ist schön zu sagen! — munterten selbst ihre Söhne auf, zum Kampf für das Vaterland hinauszuziehen.

Einige Tage später war die Stimmung wieder ruhig und gefaßt; die Theater waren wieder voll von Menschen.

Aber alle Herzen, alle edeln Gefühle schienen ihre Quellen geöffnet zu haben, um reichlicher zu fließen. Das dänische Volk war jetzt eine einzige große Familie, die sich am Tage des Kummers zum Trost und zur Unterstützung fest aneinander schloß.

Wir theilen hier einen kleinen Zug mit, der die Stimmung in diesen Tagen bezeichnet.

Unter den Vielen, die in der Zeitung als bei Eckernförde Gefallene genannt wurden, war auch ein junger Mann, der nicht gefallen war, sondern sich auf eine fast wunderbare Weise gerettet hatte und unerwartet nach Kopenhagen und zu seiner Familie zurückkam.

Seine Mutter und seine Schwestern saßen in ihren kaum erst fertig gewordenen Trauerkleidern da — plötzlich stand der beweinte Sohn und Bruder mitten unter ihnen! — — Die Mutter wäre vor Freude in diesem Augenblicke gestorben, wenn nicht eine starke, geheime Ahnung, daß ihr Sohn lebe, sie gewissermaßen darauf vorbereitet hätte.

Die Nachricht von dieser Begebenheit ging wie ein Lauffeuer durch Kopenhagen. Man lief von Haus zu Haus, in Kaffeehäuser und Zeitungssalons, um sie zu erzählen. Alles freute sich, Alles jubelte, als ob Jedermann einen lieben Bruder wieder empfangen hätte. Thränen der Freude und der Theilnahme flossen. Man begann zu hoffen, daß auch die andern Gefallenen auferstehen und zurückkommen könnten. Fremde eilten in das glückliche Haus, um ihre Freude,

ihre Theilnahme auszusprechen und den Zurückgekehrten zu umarmen. Die ganze Stadt glich einer liebevollen Familie.

Tage, Wochen, Monate sind seitdem vergangen, der Krieg hat fortgedauert, die Aussichten sind trübe, der Feind schreitet siegreich vorwärts. Aber still und fest steht das kleine Volk, entschlossen, das Aeußerste zu wagen und bis zu seinem letzten Blutstropfen zu kämpfen. Man hört kein Freudenlied auf den schönen Inseln, aber noch weniger ein Klagelied. Man bereitet sich still zu neuen Anstrengungen, zu neuen Opfern vor. Es ist ein starker Wille, ein großer Muth und große Geduld bei dem Dänenvolk in dieser Zeit. Man kann es nicht sehen ohne Rührung und Bewunderung. Und darum — — —

Freundliche Inseln, reizende Inseln, wenn auch noch länger Thränen auf euern Boden fallen, wenn auch der Feind euer Mark aussaugt, wenn eure Prüfungen immer härter werden — freundliche Inseln, gesegnete Inseln — gesegnet bleibt ihr doch!

Es gibt einen Ruhm, es gibt einen Sieg, es gibt eine Unsterblichkeit, die sich jedes Volk, wie jeder Mensch, erkämpfen kann, auch wenn er einer äußern Uebermacht scheinbar unterliegt.

Und darum — Thränen von Dänemarks Töchtern, fließet, fließet noch immer, wenn es so sein muß! Die Erde, die ihr tränkt, ist Heldenboden. Der edle Schmerz ist die Mutter edler Freude. Ihr werdet leben und von der bittern Aussaat edle Ernten wiederkommen, euern geliebten Danebrog in Freude über Dänemarks See, über den „blauen Wogen" wehen sehen.

Wenn das Leben eines Volkes so ist, wie es hier gegenwärtig ist, dann wacht sein Genius, dann ist er nahe mit rettender Kraft. Dänemarks Genius hat es gesagt:

„Wo das Leben blüht in der Dänen Sinn,
Und der Sang auf des Volkes Zungen,
Da tret' ich heiter ins Leben hin,
Wie die Dichter von mir gesungen.
Meinen Namen jeder Bauer kennt,
Froh reich' ich Jedem die Hände,
Mit Lust ein Jeder mein Leben nennt,
Weil ich zum Volk mich wende.
Du weißt es, Landsmann! Ich bin nicht todt!
Ich komme zurück zum Streiten!
Ich bin dein Helfer in jeder Noth
Seit Dänemarks alten Zeiten!"*)

*) „Holger Danske" von B. S. Ingemann.

Nachschrift.

Am 7. Juli.

In dieser Stunde (kurz nachdem ich die vorstehenden Zeilen geschrieben hatte) erklingt eine freudige Botschaft durch Kopenhagen: — Der Dänen großer Sieg über das schleswig-holstein'sche Heer bei Fredericia, den 5. Juli!

Wenn je ein Volk verdient hat zu siegen, so haben es die Dänen in dieser Zeit verdient durch ihre Art, das Unglück zu ertragen und den Sieg zu nehmen. In dieser Stunde wird der Jubel durch die Trauerbotschaft von den vielen Gefallenen aufgewogen. Alle fürchten für ihre Lieben. Der Tod des tapfern Generals Rye wird allgemein beklagt. Aber wohl ihm!

Der 5. Juli war sein Geburtstag.

— „Diesen Tag will ich auf eine ausgezeichnete Weise feiern" — hat er kurz vorher an seine Gattin geschrieben — „entweder wird mir ein Sieg vergönnt oder ich bleibe auf dem Wahlplatze!"

Es war am 5. Juli, als er den Sieg gewann und den Heldentod starb, indem er, nachdem ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen worden waren, zu

Fuße von neuem eine feindliche Batterie stürmte und seinen Leuten zurief: — „Nein, Kinder! Heute ist keine Rede von Rückzug!"

Und er drang vor zum Tod und zur Unsterblichkeit! Heil sei dem Tapfern! Heil sei seinem Volk!

Morgen-Wachen.

Ein Glaubensbekenntniß.

Was ist Wahrheit? —
Lasset uns unsere Gedanken erheben.

Thorild.

1.

Wer hat eine Wahrheit lieb über Alles, und sucht sie nicht zu verbreiten und erhebt sich nicht zu ihrer Vertheidigung, wenn sie angegriffen wird? — Es wäre Feigheit, zu schweigen, wenn eine heilige Stimme ruft: — „Rede!" — Mir ruft eine solche Stimme zu und fodert mich auf, mit dem Blitz des Wortes die Wolken zu durchbrechen, welche engherzige Lehren in unsern Tagen vor die Sonne und das Lebenselement des geistigen Lebens zu ziehen. Gelehrsamkeit in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes besitze ich nicht; aber ich habe gelebt und gelitten, ich habe viel von Dem kennen gelernt, was das Leben Tiefes hat, ich habe auch viel darüber nachgedacht!

Mit dem Licht, welches ich empfangen habe, will ich hervortreten, wenn auch blos als Verkünderin eines höheren und vollkommneren Lichtes. Es ist die Bestimmung der Morgenwachen, der Sonne voranzugehen und die Natur zur Aufmerksamkeit auf deren Ankunft zu erwecken. Wenn die Sonne aufgeht, verschwinden

diese, gehen unter, verlieren sich in deren Lichtmeer Möge ich so sterben, möge ich so verschwinden! Aber es werde — es werde nur Licht!

2.

Es ist die bekannte Schrift „Strauß und die Evangelien", welche diese „Worte" veranlaßt haben. Man hat diese Schrift wegen ihrer Bearbeitung und Darstellung des Originals getadelt; allein Niemand läugnet, daß sie in der Hauptsache und im Wesentlichen die Lehren des letzteren wiedergibt. Das ist das Wesentliche in der Sache; und an dieses Wesentliche, an den Hauptcharakter dieser Lehren wollen wir uns in den folgenden Blättern halten. So oft wir also darin den Namen „Strauß" nennen, verstehen wir darunter die Lehre, welche in Schweden durch das Werk „Strauß und die Evangelien" veröffentlicht und verbreitet worden ist. Wir bitten um so mehr um Beachtung dieser Erklärung, als wir Grund zu der Vermuthung haben, daß das erwähnte Werk den ächten Strauß in mancherlei Hinsicht entstellt hat. Wir haben Männer, zu denen wir sowol ihrer großen Gelehrsamkeit, als ihrer innigen christlichen Gesinnung halber mit Ehrfurcht aufblicken, sich mit aller Achtung über den moralischen Charakter der Strauß'schen Forschungen (obgleich sie seinen wissenschaftlichen Standpunkt für einseitig und unvollkommen halten) und über den persönlichen Charakter des Verfassers als eines Mannes aussprechen hören, der empfänglich für die Wahrheit und bereit ist, dieselbe ohne Vorliebe für die Unfehlbarkeit seiner eignen Lehrsätze anzunehmen. Keine Entwickelung kann ohne Kampf geschehen. Kämpfe und offen ausgesprochene Irrthümer sind zu allen Zeiten

Stützen und Hebel für die Lehren des Christenthums gewesen. Durch dieselben erhebt sich das Christenthum über dieselben. Es lebe also ein Kampf, der ehrlich geführt wird!

Und darum, bevor wir uns gegen Strauß wenden, wollen wir uns an ihn wenden, und mit ihm zugleich an die Legion, in deren Reihen er steht, deren erster General und Befehlshaber Arius (etwa 300 Jahre nach Christus) war und deren verschiedene Compagnien unter verschiedenen Namen durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bis herauf in unsere Zeit marschirt sind, gegen die Hauptlehre der christlichen Kirche:

— „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst" —

gekämpft und mit größeren oder geringeren Abweichungen von einander Christus blos für einen Menschen erklärt haben*), der mit ungewöhnlichen Gaben und Kräften ausgerüstet gewesen sei. Wir wenden uns an Strauß und an Jeden, der Christus als seinen Meister und sich als seinen Jünger erkennt, und freuen uns darüber, daß dieselben sich soweit im Besitz der Wahrheit befinden. Das Christenthum ist, wie die Wahrheit selbst, von unendlichem Reichthum und großer Vielseitigkeit, so daß die ungleichartigsten Intelligenzen durch das Auffassen eines Strahls von demselben seines Lichtes theilhaftig werden können. Aber man kann darum nicht sagen, daß jede Auffassungsweise gleich gut sei. Es gibt eine mehr einseitige und eine mehr allseitige, eine mehr äußerliche und eine mehr innerliche Weise, das Leben und die Wahrheit aufzufassen. Und die Früchte in der bürgerlichen Gesellschaft richten sich darnach.

Wir wenden uns an Strauß und erklären uns darin mit ihm einverstanden, daß es in der Bibel theils

*) Nach Arius war Christus zwar mehr als ein Mensch, aber ein erschaffenes Wesen und von anderer Natur, als Gott.

mythische Bestandtheile und traditionelle Vorstellungen aus orientalischen Begriffen, die durch den eignen Geist des Christenthums zu überwinden und zu erklären sind, theils Mängel und Unvollkommenheiten gibt, die sich an die irdischen Organe geheftet haben, durch welche Leben und Lehre ausgesprochen werden. Strauß ist, indem er dies aussprach, nur der Mund gewesen, durch welchen in unserer Zeit die stillen, aber nagenden Zweifel und Ahnungen der Christenheit Worte und Luft erhalten haben. Gut! — Es ist besser, eine schmerzhafte Wunde bloß zu legen, als sie zu verbergen, wenn sie geheilt werden kann. Und wir wollen offen bekennen, daß wir uns über die Straußische Kritik gefreut haben; denn wir glauben, daß gerade durch die Entwickelung, welche er der Richtung seiner Partei gegeben hat, ein Wendepunkt eintreten und ein neuer Weg zwischen zwei entgegengesetzten, aber gleich einseitigen Ansichten der Bibel und der Offenbarung, ein Weg, der zum wahren Verständniß der Wahrheit und zur Freiheit und Freude in ihr führen soll, angebahnt werde. Wir glauben, daß es von Bedeutung für das religiöse Leben der Menschheit ist, wenn die Frage auf diesen Punkt kommt; wir glauben, daß die Wahrheit so viel Kraft hat, sich selbst zu befestigen und aus jedem Nein ein kräftigeres Ja aufgehen zu lassen.

Auch ich habe gezweifelt und mit den Augen auf der Schrift und mit der Hand auf dem Herzen gefragt: — „Was ist Wahrheit?" Und ich möchte jeden denkenden Christen fragen: — „Hast du nicht auch gezweifelt, hast du nicht ebenfalls so gefragt? Hast du nicht, oft unwiderstehlich zur Bibel hingezogen, um „Gottes Wort" darin zu suchen, dich oft auch zurückgestoßen gefühlt und mit erregtem Gemüth ausgerufen: — „Das kann nicht Gottes Wort sein?"

Ich spreche meine Ueberzeugung dahin aus: — Um zur Klarheit darüber zu kommen, ist vor allen Dingen

die Erkenntniß und Unterscheidung des menschlichen und des göttlichen Elements in der Schrift erfoderlich. Aus der dunkeln Erdrinde entwickelt sich die lebendige Saat, aus nächtlicher Dämmerung der Tag; so auch hier ein göttliches Leben aus der Umhüllung menschlicher Mängel. Wir müssen zwischen Gottes Wort und der beschränkten menschlichen Auffassung desselben, zwischen der Form und dem Inhalt, zwischen dem Irdischen und dem Ewigen in der Bibel unterscheiden lernen.

Buch der Bücher! Tiefer, wunderbarer Bau, dessen Schachte Jahrtausende gegraben, Jahrtausende durchforscht haben und noch durchforschen werden! Heilige Urkunde, welche die Erinnerungen an die innerste Lebensentwickelung des Menschengeschlechts von dessen Geburtsstunde an bewahrt! Gigantisches Drama mit dem „Werde" des Lebens und dem „Amen" des Todes! Drama mit düstern Episoden und blutigen Scenen, dessen Morgen und Abend jedoch licht sind, das an der Wiege des Menschengeschlechts beginnt und erst endet, wenn dessen neues Leben jenseit des Todes, jenseit des Gerichts anfängt! Geschichte der Geschichte — wie oft habe ich mich mit brennendem und sehnendem Herzen in deine Tiefen versenkt! Lange, lange war mir's darin dunkel, düster und unbegreiflich, und ich vermochte die edeln Metalle nicht von den Schlacken und der Erde zu trennen, die daran klebten; die große Pulsader der Versöhnung, still schlagend unter dem wechselnden Wohl und Wehe des irdischen Lebens, unter den feierlichen Segnungen und Verwünschungen der Volksführer, war mir verborgen; lange habe ich geirrt und gezweifelt, oft verzweifelt am Weg und an der Wahrheit. Doch allmälig gewöhnte sich das Auge daran, im Dunkeln zu sehen, und — auch für das geringste seiner suchenden Kinder läßt Gott sein Licht leuchten! Jetzt ist mir wohl in der wunderbaren Tiefe, und bis zum Ende meiner Tage will ich darin wandern, forschend und anbetend.

Es wird im 2. Buche Esra (Capitel 8) erzählt, wie das jüdische Volk bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft sich versammelte, um Gottes Tempel aufzubauen und Gottes Gesetz zu hören. Eine der herrlichsten Schilderungen eines lebenden Volkes, die wir besitzen!

— „Und das Volk stand auf seinem Platz, Männer und Weiber, und gab Acht auf das Gesetz, und die Priester lasen es dem Volk klar und verständlich vor, so daß man verstand, was gelesen wurde. Und das Volk war sehr erfreut, denn es hatte das Wort verstanden, wie es ihm verkündigt worden war.“ —

Und gibt es denn unter uns nicht auch noch ein „lebendes Volk“, das sich sehr freuen, ja, das vor Freude weinen würde, wenn es zum rechten Verständniß der Schrift kommen könnte, die uns zur Weisheit und zur Seligkeit gegeben ist! Ja, wahrhaftig, es gibt ein solches, und noch heutzutage erklingt es für dieses Volk (und für Alle) wie früher für Israel: — „Freude in dem Herrn ist eure Stärke!“ — Wir müssen hier unsere Ueberzeugung aussprechen: — Zu der innigen Versöhnung des Menschen mit dem Leben und mit Gott, zu seiner Entwickelung und fortschreitenden Veredlung gehört bei dem gegenwärtigen Zustand der Welt vor Allem — eine Versöhnung mit der Bibel.

Und nun gegen Strauß! Denn von seinem Standpunkt läßt sich diese Versöhnung nicht gewinnen. Gegen Strauß! Denn seine Lehren untergraben allen höheren Werth des Lebens, allen innigeren Frieden des Gemüths. Gegen Strauß! Denn er ist gegen die höhere Wahrheit!

3.

Bei seiner Kritik der evangelischen Geschichte geht Strauß von zwei Grundsätzen aus. Der eine ist, daß es Wunder in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes nicht gebe, denn Alles, was auf eine übernatürliche Weise in die von Gott festgestellten Naturgesetze eingreife, sei unnatürlich und unmöglich. In der Wirklichkeit geschähen keine Wunder; diese seien Erzeugnisse der menschlichen Phantasie. Was also in einer historischen Darstellung als übernatürlich hervortrete, als Wunder dargestellt werde, das sei eine Mythe oder Sage, mit einem Wort ein Gedicht, das in der wirklichen Wesenheit nicht begründet sei. Nehme man einzelne Wunder an, so hebe man dadurch Gottes ewiges einziges Wunder — Gott im Weltall — auf*).

Hier kommt es vor Allem darauf an, richtig zu unterscheiden und nicht das „Kind mit dem Bad" auszuschütten.

Durch alle Zeiten und durch alle Völker zieht sich eine dunkle Linie von wunderbaren Verhältnissen. Das ist die Grenzlinie zwischen der für uns gewöhnlichen Wirklichkeit und einer für uns noch geheimnißvollen Geisterwelt. Nebel und Wolken umhüllen diese Grenze, aber aus derselben treten in bald dunkleren, bald helleren Gestalten Offenbarungen hervor, die sich ebensowenig läugnen, als vollständig erklären lassen und in Träumen, Gesichten, ungewöhnlichen Kräften und Vorzeichen die Ordnung des gewöhnlichen Lebens und der uns bekannten Gesetze durchbrechen. Fraget die Geschichte aller Zeiten — sie wird es bezeugen; fraget das Privatleben aller Länder und Verhältnisse — es wird davon erzählen. Und ebenso beschränkt, wie es sein würde, jeder Wundererzählung zu glauben, die in der Welt herumspukt,

---

*) So die Einleitung zu „Strauß und die Evangelien".

ebenso einseitig würde es sein, die Augen gegen eine wichtige Thatsache der Wirklichkeit: — gegen die Einwirkung unbekannter geistiger Kräfte auf die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens — zu verschließen.

Und sollte diese Einwirkung im Grunde etwas Anderes, als etwas höchst Natürliches sein, und zwar in allen Graden derselben, vom leisen Flüstern der Geister in stillen Träumen bis zu der Höhe, wo der ewige Geist selbst in unmittelbarer Gegenwart die irdische Wirklichkeit, die uns bekannten Naturgesetze durchdringt, dieselben nicht „umgehend", nicht „aufhebend", sondern „erklärend" und im höheren Sinn vollendend? — Ist nicht die Natur selbst in ihrer Tiefe Geist und Leben? — Und wo steht der Markstein zwischen dem Geisterleben der Natur und dem Menschengeist oder dem Göttlichen, wo ist die unübersteigliche Grenze zwischen dem Schöpfer und den in ihm und durch ihn lebenden Geschöpfen?

— „In unserer aufgeklärten Zeit" — sagt die Strauß'sche Schrift — „glaubt Niemand mehr an Wunder, denn es geschehen keine Wunder mehr."

Das ist nicht wahr. Denn obgleich die Ausbildung des Verstandes und der Begriffe, die unserer Zeit vorzugsweise zugehört, den Menschen in eine Region des Lebens versetzt, in welcher das Gefühl und die Phantasie dunkler und deshalb der Einfluß aus unbekannten Räumen weniger fühlbar wird, so gibt es doch noch Wunder. Wie viele Stimmen aus dem Leben Einzelner über die ganze Erde zeugen nicht davon! Und was in kleinen Verhältnissen im Kleinen geschieht, das geschieht in größeren Verhältnissen im Großen. Anders aber bewegt und regt es sich im Schoose des Lebens im Drange einer erregten, von großen Gedanken wogenden Zeit, als während eines stillen, reflectirenden, zuweilen vielleicht auch etwas — schläfrigen Daseins.

Der Begriff W u n d e r ist übrigens sehr relativ. Für Amerikas Wilde war eine Explosion von angezündetem

Pulver ein Wunder. Für uns ist die Explosion der sichtbaren Auferstehung des Lebens aus dem gesprengten Grab ein Wunder. Und doch möchte das letztere ebenso gut in den Naturgesetzen begründet sein, wie das erstere, in einem nothwendigen Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung. Gewiß ist, daß es für uns in der geistigen, wie in der physischen Welt noch manche „unerforschte Naturkraft" gibt.

Der zweite Strauß'sche Grundsatz besteht darin: „daß Gott sich unmittelbar nur im All, aber nicht in dem einzelnen Menschen offenbare".

Allein wir sagen dagegen: — „Wenn Gott sich nicht in dem Einzelnen, im Concreten offenbart, so hat er sich gar nicht offenbart, und wir wissen noch gar nichts von ihm. Er ist dann für uns blos ein dunkler Hintergrund, nicht ein wirkliches, selbstständiges Leben; ein bloßes Dasein, aber kein Wesen; blos Element, aber nicht Persönlichkeit, nicht — Gott!" — Und wenn wir diese abstracte Göttlichkeit in unsere Gedanken, in unsern Glauben aufnehmen, so schreiten wir zu dem Standpunkt des Orients, zu einem scheinbar großartigen, im Grunde aber leeren und trostlosen Pantheismus zurück, nach welchem Gott Alles — aber blos wie ein unendliches Element — und der Mensch Nichts, nur eine Modification und momentane Manifestation des Einzellebens ist, eine Art von geistiger Wasserblase, welche aufsteigt, um eine Weile zu schimmern und dann zu zerfließen, zu verschwinden, sich aufzulösen, wie ein Tropfen im Meer. Auch in späteren Zeiten ist diese Ansicht aufgetaucht und hat in dem System Spinoza's eine höhere Entwickelung gefunden. Und dieser Geist voller Liebe war fähig, seine traurige Lehre fast bis zur Schönheit zu verklären. Bei seinem Abschied aus dem Leben sagt er, indem er seinen Blick auf die bevorstehende Verwandlung richtet: — „Da ich Gott über Alles liebe, so freue ich mich auch, in seiner Unendlichkeit zu verschwinden!"

Aber wir möchten dich jetzt fragen, Unsterblicher, ob es nicht besser und schöner ist, in Gott zu **leben**, als in ihm zu **sterben**?

4.

Wir haben nun Strauß's Ausgangspunkt bei seiner Kritik über die Evangelien gesehen. Jetzt wollen wir seine Auffassung des Kernes derselben, seine Ansicht von **Jesus Christus** betrachten.

Christus ist nach Strauß weder Gott, noch eine göttliche Natur; er ist blos ein Mensch, geboren und gestorben ganz auf dieselbe Weise, wie alle andere Menschen, aber — „Christus ist derjenige Mensch, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit des Göttlichen und des Menschlichen zuerst aufgetreten ist, und zwar mit solcher Kraft, daß sie in dem ganzen Umfang seines Lebens und seines Geistes bis zum Verschwinden des kleinsten Ueberrests Alles zurückdrängte, was diese Einheit hemmte.“ —*)

Gut! Aber nun wollen wir fragen: — Wenn Christus, nach Strauß, blos ein Mensch ist, wenn seine übernatürliche Geburt, wenn die wichtigeren Offenbarungen seines Lebens, alle seine Wunder, seine Auferstehung und seine Verklärung nur Mythen oder Dichtungen ohne historische Begründung sind — wo tritt dann diese neue Offenbarung der Einheit zwischen dem Göttlichen und Menschlichen hervor?

Manche antworten darauf: — „In seiner moralischen Lehre, in seinen hohen, reinen Geboten.“

Hat denn Christus der Menschheit eine neue Lehre, neue Gebote gegeben? — Nein! — Jeder, der die

---

*) Strauß und die Evangelien. 2. Thl. S. 286.

Sittengesetze der vorchristlichen, gebildeten Völker näher kennt, muß darauf antworten: — Nein! Juden, Griechen, Römer u. s. w. kannten alle schon vor Christus die schönsten Lehren der Moral, auch die Vorschrift, seinen Feinden Gutes anstatt Böses zu thun. Und auch aus unserer nordischen Mythologie schimmert die Offenbarung dieses Elements des christlichen Liebeslebens hervor. Wahr ist es allerdings, daß sie hier noch gewissermaßen wie gebunden liegt. Wahr ist es, daß in allen Sittenlehren der früheren Völker Gutes sich häufig mit Bösem kreuzt und daß neben dem Gebot: — „Sei versöhnlich, thue deinem Feind Gutes!"*) — das Gebot steht: — „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" — Auch im moralischen Leben geht eine Reinigung und Entwickelung vor. Christus hat, als Morallehrer betrachtet, das Sittengesetz der Menschheit revidirt, die falschen Begriffe darin ausgeschieden, die wahren und guten darin wie Gottes eigne ewige Gesetze befestigt. Man hat auch gesagt, er habe das Sittengesetz dadurch vergeistigt und verinnigt, daß er den Standpunkt für Gut und Böse bis zu dessen Ursprung — das Herz und den Willen — gerückt hat. Wahr! Allein dieser Begriff tritt nicht erst mit dem historischen Christenthum auf, die älteste Philosophie der Chinesen hat in dieser Beziehung Ansichten, die nicht schöner sein können. Die Innigkeit, welche Jesus dem Sittengesetz und der Sittenlehre gegeben hat, ist von weit tieferer Art, wie wir bald näher hören werden. Indessen aber behaupten wir, daß Christus der Welt kein neues Gebot, keine neue Sittenlehre gegeben hat, denn — die Welt bedurfte beider nicht. Gottes Heiligkeit und Gottes Wille sind vom Anbeginn der Welt an auf der Erde nicht unbekannt ge-

*) Im alten Testament z. B. II. Mos. 23. 4. u. 5. Sprüche Salomonis 25. 21. Jesus Sirach. 28. 1. u. 2. u. s. w. Lebende Beispiele der Versöhnlichkeit gegen Feinde sehen wir in dem Benehmen Joseph's gegen seine Brüder und David's gegen Saul.

wesen. Was der Mensch will und soll, ist der Menschheit nie ein Geheimniß gewesen. Es war nicht die Rede von einer neuen Pflicht, wol aber von einer — Möglichkeit. Es bedurfte kein neues „Sollen", aber wohl ein „Können"; es bedurfte — einen guten Willen bei der Menschheit!

Und diesen hat Christus gegeben und dadurch die Welt mit Gott versöhnt (wieder vereinigt) — so sagen die Apostel und so sagt auch Strauß.

Wir wollen sehen, wie beide dies meinen.

5.

Strauß sagt: — „Durch alles Das in Jesu Leben, worin sich seine religiöse Vollendung ausspricht, durch seine Reden, durch sein sittliches Handeln und Leiden, wodurch er uns die Einheit zwischen dem Göttlichen und Menschlichen — die das Höchste in der Religion ist — dargethan hat; durch diese Vollkommenheit ist er das Ideal der Menschheit geworden; durch dieselbe ist er fähig geworden, die Menschheit mit seinem Leben, seinem Geist zu durchdringen; dadurch ist er erhoben und mit dem vollkommensten Wesen, mit — Gott, vereinigt worden."

Das ist wahr! Das ist eine Wahrheit in der Strauß'schen Lehre, von welcher nicht ein Pünktchen abgehen darf. Schade nur, daß Strauß selbst den wesentlichsten Punkt — den Punkt des Lebens — davon weggenommen hat.

Denn — die Macht des Ideals ist keine belebende. Das Ideal ist die griechische Gottheit, die nicht auf die sündige Welt herabsteigt, ohne daselbst verwandelt zu werden, sich in deren niederen Gestalten zu verlieren.

(Jupiter und seine Abenteuer!) Der Strauß'sche Christus ist blos ein Ideal. Und jeder denkende und kämpfende Mensch sollte mit der Hand auf seinem unruhigen Herzen bekennen, daß die bloße Kenntniß des Vollkommenen, die bloße Anschauung desselben nicht die Gewalt hat, uns neu zu gebären und zu rechtfertigen.

Wir sehen, daß Christus — nach Strauß — nicht mehr, als einer der edelsten Menschen, nicht mehr, als ein Zoroaster, Moses oder Sokrates ist. Nur durch seinen höheren Seelenadel, durch seine moralische Vortrefflichkeit steht er eine Stufe höher, als diese Männer. Allein wir wollen Strauß fragen, wie es kommt, daß Christus so unendlich mehr gewirkt hat, als diese Männer, daß er eine Welt verwandelt und zur Wiedergeburt gebracht hat, die, nachdem sie das Leben und den Märtyrertod des edeln Sokrates kennen gelernt hat, in dieselben Laster, in dieselbe geistige Dunkelheit versenkt blieb, in welche sie früher versunken gewesen war!

Nun, wie kommt das?

Denn ist Christus, der Edle und Liebreiche, mit allen seinen großen Gedanken, seinen großen Verheißungen, wirklich zwischen zwei Missethätern gestorben, geschlagen, verhöhnt und verspottet, ohne irgend eine Genugthuung auf Erden, während ein Barnabas frei gelassen wurde und ein grausamer und wollüstiger Tiberius im Purpur auf dem Thron der Welt saß — ist Christus nach seinem düsteren Leiden, nach seinem schrecklichen Ruf am Kreuz: — „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — in die Welt der Schatten, in jene unbekannte, unsichtbare Welt gegangen, ohne einen Wink von dorther, ohne ein Wort der Erklärung des dunkelsten und entsetzlichsten Räthsels im Erdenleben: — der Verkennung und des Untergangs des Guten, tausendfach entsetzlich in dem Schicksal Jesu Christi, des „Menschensohnes" — mit einem Worte, ist Christus nicht auferstanden und vor der Welt verklärt worden — — — woher

weiß dann die Welt, woher weiß Strauß, ob Christus etwas Anderes, als ein frommer, aber durch sich selbst, sowie durch Gott getäuschter Mensch, ein erhabener, aber bethörter Schwärmer war? — Ja, was wissen wir denn Alle weiter von Gott, von unserer eignen Seele, von der Beschaffenheit und Wirklichkeit unsers Wesens, von dem Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, zwischen Himmel und Erde, vom Leben und vom Tode — was wissen wir von dem Allen mehr, als die vorchristlichen Völker, deren hier und da hervorbrechendes Licht in diesen Grundfragen des Daseins doch immer von düsteren Nebeln verdunkelt bleibt und deren Unsterblichkeitslehre einer Erscheinung im Reich der Schatten gleicht, die zweifelhaft bald in geahnte Himmel und Höllen, bald in den Abgrund des Nichts blickt. Mit dem weisen Salomon predigt sie:

— „Alles ist Eitelkeit, Eitelkeit! Alles ist aus Staub geworden und wird wieder zu Staub werden! Wer weiß, ob des Menschen Geist aufwärts fährt und der Geist der Thiere hinab unter die Erde? — Es widerfährt dem Einen, wie dem Andern; wie es dem Guten ergeht, so ergeht es auch dem Sünder, dem Reinen, wie dem Unreinen. Alles ist Vergänglichkeit! Darum preise ich die Freude, denn der Mensch hat nichts Besseres unter der Sonne, als essen und trinken und froh zu sein und an dieses elende Leben nicht zu denken.“ —

Und mit dem großen Hadrian singt sie in dessen Todesstunde:

„O Seele mein,
Mußt heiter sein,
Gauklerin,
Plauderin.
Noch einen Augenblick,
Glühend,
Blühend,
Genieße dein Glück.

Was du verläßt, das weißt du,
Wohin du kommst, nicht weißt du.
Ach, fort in öde Hallen,
Wo Nebel dich umwallen,
Wo Schatten wogen um dich her!
Da — selbst ein Schatten — schwebst du,
Erblassest und erbebst du,
Und scherzest,
Und herzest,
Und tost und kost du nimmermehr!"*)

Und wahrhaftig — wäre Christus nicht auferstanden, hätte er nicht durch seine Auferstehung und Verklärung die Wahrheit seiner eignen Offenbarung bekräftigt, den Zusammenhang dieses Lebens mit einem künftigen Leben nach dem Tode bekräftigt und dadurch diesem irdischen Leben seinen wahren Werth, sein wahres Licht gegeben, wahrhaftig, dann wären alle Predigten von Selbstbesserung und Heiligung, von Hoffnung für die Unglücklichen, von Liebe und Geduld für Alle nur leere eitle Worte. Ist Christus nicht auferstanden, so weiß ich meinen Mitmenschen nichts Anderes zu sagen, als:

— „Lasset uns essen und trinken! Morgen wollen wir sterben!"**)

Oder ich möchte dann lieber meine Lippen schließen, mich in unendlichem Kummer niederlegen und nicht mehr essen und trinken.

6.

Allein wir wollen versuchen, uns der Strauß'schen Ansicht zu nähern. Wir wollen annehmen, der Mensch

*) Hadrian's Sterbegesang von Franzén.

**) Und für Die, welche nichts zu essen und zu trinken haben, gelten dann die Worte: „Wer ist der Arme, daß er sich vornimmt zu leben?"

sei so beschaffen, daß er durch das bloße Anschauen eines sittlichen Ideales veredelt werden, seinen bösen Neigungen widerstehen und den Eingebungen des Egoismus, sowie dem berauschenden Becher entsagen kann, den die reizende Hebe des Genusses unsern Lippen bietet. Wir wollen annehmen, daß der Mensch durch die Betrachtung des Menschen Christus, des sittlichen Christus angetrieben werden kann, wie Er zu leben und wie Er — zu sterben, wie Er das Gebot unbegrenzter Menschenliebe, das Er gab, zu erfüllen, einer Liebe, von welcher die Strauß'sche Lehre so viel spricht und die doch von dem Standpunkt derselben aus so unendlich schwer zu gewähren ist. Denn Liebe läßt sich nicht befehlen, und es gibt an den Menschen soviel Unliebenswürdiges, daß der Haß oft ein weit natürlicheres Gefühl als die Liebe zu sein scheint. Und warum soll ich lieben, wenn — — —

Aber noch einmal, ich will versuchen, von dem Menschen Christus zu lernen, Gott und die Menschen zu lieben. Ich will seinen Charakter und seinen Willen, ein sittliches Leben und seine Lehre betrachten. Ich thue das und werde von tiefer Bewunderung erfüllt.

Seht diesen Menschen! — Er lebt nicht für sich, sondern für die Menschheit. Er verschmäht jede irdische Macht, jeden irdischen Ruhm und Genuß, um ein unsichtbares Reich zu gründen, in welchem die Seelen der Menschen veredelt werden und Frieden und Erquickung finden sollen. Er konnte mächtig und geehrt leben, und siehe, er lebt in Niedrigkeit und Armuth. Er konnte ein großer Herr sein, und siehe, er ist ein Diener Aller. Er predigt einen gütigen Gott und ein ewiges Leben; er sucht die Seelen der Menschen von Sünde, ihre Körper von Krankheit zu befreien; er liebt die Menschen so innig, daß er, als er seinen Tod für nothwendig hält, um sie in seiner Lehre, in dem unsichtbaren Reich, das er errichten will, zu befestigen, sich freiwillig einen grausamen, schimpflichen Tod wählt.

Aber dieser Mensch, der so lebt, so wirkt, so leidet und für das Wohl der Menschheit und dadurch auch für mein Wohl stirbt, ist er mir nicht mehr, als Gott? — Ist er nicht in der That ein weit höheres und edleres Wesen, als der Gott, der ruhig in seiner ewigen Seligkeit sitzt, während eine sündige Welt zu seinen Füßen im Dunkel seufzt und sich in allerlei Qualen des Körpers und der Seele windet? — Und er, der Schöpfer dieser Welt, nimmt keine dieser Bürden auf sich, theilt keines dieser Leiden, rührt nicht einen Finger zu deren Erlösung! Er sendet nur Andere, um zu tragen und zu leiden; er sendet Andere, um zu erlösen und zu erheben! Was und wer ist dann Gott? — Ist er ein kalter, herzloser Weltregierer?

Jesus' schönes Leben und trauriger, düsterer Tod (nach der Strauß'schen Ansicht) macht mir Gott nicht heller, sondern dunkler. In vielen der Stimmen, welche durch die Welt gehen, in der Schönheit der Natur, in meiner eignen Vernunft ahne ich ihn als ein großes und gütiges Wesen. Hier — im Christenthum, tritt er vor seinem Gesandten ganz und gar in den Hintergrund. Ich kann diesen orientalischen Despoten auf seinem unsichtbaren Thron nicht hochachten, ich kann ihn nicht lieben; und was ich nicht hochachten, nicht lieben kann, dem will ich auch nicht gehorchen. Ist mir Gott ein selbstsüchtiger Gebieter, so hat er in mir nur einen selbstsüchtigen Diener, und ich will dann das Leben nach meinem Geschmack und nicht nach seinem Willen genießen. Wer so grausam gegen den edelsten von den Söhnen der Erde, gegen Christus handelt, was wird der sich um mich kümmern, wenn ich ihm auch Leib und Seele opferte?!

Soviel für das „Gottbewußtsein", das der Strauß'sche Christus in der Menschenbrust erwecken kann. Und nun — — —

Ich habe es gesagt und wiederhole es: — „Der Mensch Jesus Christus ist uns mehr, als Gott, insofern er nicht selbst Gott ist.

7.

Fühlendes Herz, denkendes Gemüth, Mensch! — Hast du gelitten, hast du in Stunden tiefen und dunkeln Schmerzes in deinem Herzen das Elend einer Welt gefühlt, hast du um dich geblickt in der Natur, in der Geschichte, in dem täglichen Leben der Gegenwart, mit dem Auge des Forschers und überall Unvollkommenheit in allen Gestalten der Schöpfung und grausame Instinkte und Höllenqualen die Gesetze des Staates und der Ordnung durchbrechen sehen? — Hast du die Schlange der Sünde sich um deine Seele ringeln, deinen Willen vergiften, deine edelsten Vorsätze herunterziehen und deinen Frieden tödten gefühlt? — Hast du ihre Spuren überall auf Erden in Blut und Trümmern geschrieben gesehen? — Hast du das Geschrei Leidender in ihren dunkeln Kammern, wo sie sich in Verzweiflung winden, gehört? — Hast du hinabgeblickt in die Nacht der Gefängnisse? — Hast du endlich gesehen, wie der Tod mit seinen düsteren Schrecken sowol die Drohungen des Unterdrückers, als die Klagen des Opfers, die Thränen des Schmerzes, wie die Lieder der Freude, den Schrei des Hasses und die süßesten Töne der Liebe verstummen macht; wie die Erde sich öffnet, um Menschen von jedem Alter und jedem Bildungsgrad, Weise und Thoren, Gute und Böse, Gehaßte und Angebetete, zu verschlingen?

Und hast du dann gefragt:

Was ist das Leben mit seinen wechselnden Erscheinungen von Dunkel und Licht, von Leiden und Glück? — Wer deutet mir die dunkeln Räthsel des Daseins: Sünde, Leiden und Tod? — Großer Schöpfer der Welt — wer bist du selbst? — Bist du eine gute oder eine böse Macht, da sowol Gutes, als Böses von dir ausgeht? Und zu welchem Zweck schufest du mich und meine Brüder?

Und so hat auch das Menschengeschlecht gefühlt und gedacht während seiner langen Wanderung auf einer verfluchten Erde von der Stunde an, in welcher die Pforten des Paradieses (des Unschuldslebens) hinter ihm geschlossen wurden. So hat es gefragt, getrieben von Dem, was es Höchstes und Edelstes hat, von seinem ewigen Bedürfniß der Gerechtigkeit, Liebe und Schönheit in der Weltordnung, von seinem Hunger und Durst nach Vollkommenheit, von seinem Streben nach seinem rechten Leben, seinem Streben nach — Gott. So hat es in die nächtlichen Abgründe des Erdenlebens gestarrt und dann um Antwort hinauf zum Himmel geblickt, wo solche schöne Lichter brennen, still zeugend von einer Macht, die durch ihre Klarheit alle Finsternisse der Erde zerstreuen kann.

8.

Auf diese Fragen der Menschheit haben die Religionen aller Zeiten zu antworten gesucht. Auf eine göttliche Offenbarung gestützt, die in den Zeiten der Morgendämmerung gegeben worden ist, sprechen sie von dem Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf, von den Geheimnissen des Lebens und des Todes, und verkünden den Menschen die Gebote der höheren Mächte. Und wir haben mit großer Freude erkannt und sprechen

es auch hier aus, daß es keine Religion gibt, die nicht irgend ein Moment, irgend einen Strahl der ewigen Wahrheit besitzt. Allein man muß deshalb nicht in die Schlaffheit verfallen, alle Religionen für gleich gut zu halten. Die Güte einer Religion hängt nicht von der Form derselben ab, sondern von der Reinheit und Trefflichkeit ihres Inhaltes. Es ist ein großer Unterschied, ob der Begriff der Gottheit in einer Religion vernünftig erklärt ist oder ob er sich darin blos wie ein dunkler Hintergrund vorfindet;*) es ist ein großer Unterschied zwischen der Religion in dieser christlichen Wahrheit und den Götterlehren, die vor dem Christenthum das Licht der Göttlichkeit in gebrochnen oder trüben Strahlen reflectirten.

Auch die Religion hat eine Geschichte auf der Erde, auch sie folgt den ewigen Gesetzen der Entwicklung, auch die Sonne des menschlichen Geistes kann nicht ohne vorherige Dämmerung, ohne ein gegen die Nebel der Nacht kämpfendes Morgenroth aufgehen. Aber so wie der Tag von dem Licht der Sonne gewissermaßen schon erfüllt ist, lange bevor die Sonne selbst am Horizont aufgeht, so war auch die Welt von Gottes Wort, von Gottes Wahrheit schon erfüllt, lange bevor Gott selbst persönlich auf der Erde erschien. „Aber wenn Das kommt, was vollkommen ist, so schwindet Das, was nur ein Theil ist" — und das Christenthum ist die Wahrheit von allen Religionen. Es nimmt alle in sich auf, reinigt und verklärt sie.

Durch alle entwickelte Religionen gehen die Lehren von einem allmächtigen Gott, dem Schöpfer und Herrn der Menschen, und von einem Leben nach dem Tod, in welchem böse Thaten bestraft und gute belohnt werden. Alle enthalten Traditionen von dem Fall des Menschengeschlechts und die Ahnung von einer Versöhnung und

*) S. Hegel's Philosophie der Geschichte.

von einer Wiedergeburt der Welt zu einem schönern Leben. Und diese gemeinsamen Ansichten von dem Fall und der Versöhnung des Menschengeschlechts gründen sich wieder auf den wahren Begriff von der organischen Einheit und dem tiefen Zusammenhang des Menschengeschlechts im Bösen, wie im Guten, einen Begriff, ohne welchen die Geschichte unsers Geschlechts, die Versöhnungslehre und Gott selbst uns ewig unbegreiflich bleiben würden.

Daß der Gott, den die Vorzeit aufstellt, oft nur ein blindes Schicksal oder ein launenhafter Despot ist oder sich in seine Nachkommen, in eine Menge von niederen Gottheiten verliert, daß die Begriffe von Gut und Böse, von Tugend und Sünde die Farbe nationeller Beschränkung und zufälliger Umstände tragen, daß die Fortdauer nach dem Tode zwischen einem dunkeln, fast bewußtlosen Schattenleben und einer Vergeltung von meist roher und sinnlicher Art schwankt, brauchen wir hier blos anzudeuten. Doch gibt es auch solche Begriffe, welche klar zeigen, daß „Gottes Wort", wovon Johannes spricht und welches die alten jüdischen Weisen „die Weisheit Gottes", „Gottes heimlichen Rath", „das Wort, welches in Gott war", nannten, die Welt nie verlassen, sondern sich den Menschen in dem Maaße, wie sie es fassen konnten, hat vernehmen lassen. Und die guten und weisen Menschen aller Zeiten, Alle, die wir bewundern und lieben als Wohlthäter des Menschengeschlechts, sind von diesem Licht geleitet worden.

In der jüdischen Religion findet sich ausschließend die Lehre von Gott, als die eines heiligen Gottes. Israels Gott ist vor Allem der heilige. Und daher rührt sein Gebot an die Menschen: — „Ihr sollet heilig sein, denn ich bin heilig!" — Nie ist ein strengeres und unbeugsameres „Ihr sollt!" — den schwachen und mangelhaften Menschen zugerufen worden, die dabei nur desto deutlicher und schärfer erkennen, daß sie sollen, daß sie

aber — nicht können. Aber neben diesem unbeugsamen „Ihr sollt!“ — schreitet mit unbeschreiblicher Energie und Kraft das Versprechen: — „Ihr werdet es einst können! Es wird ein Erlöser kommen, der eure Füße auf den Weg des Friedens leiten wird. Der Messias wird kommen, und in ihm werden alle Völker gesegnet sein!

So weissagt der Geist im jüdischen Volke laut und klar, was auch andere Völker geahnt und in mythischen Sagen und Gesängen ausgesprochen haben. Denn kein Glauben und kein Gedanke wurzelt fester in ihnen (besonders in den tiefsinnigen orientalischen Völkern) als der, daß Gott (der Schöpfer) die Erde einst persönlich besuchen wird, um sie zu heiligen und zu vervollkommnen. „Der Heilige, der Göttliche (heißt es in uralten Traditionen) wird von einer Jungfrau, wie ein stilles Lamm, ohne Flecken geboren werden; er wird die Welt erneuen, ihre Sünden sühnen, die Sitten umwandeln, den Himmel öffnen u. s. w. Die schönsten Mythengruppen sammeln sich um diese tiefe prophetische Ahnung der Vorzeit.

Die Weissagung (die Sehergabe), diese wunderbare Kraft und Gabe der Vorzeit, durch welche das beschränkte menschliche Wissen für den Augenblick gewissermaßen zum Göttlichen erhoben wird und dort Momente einer Zukunft erblickt, die in ihrer Gesammtheit, in ihrer nothwendigen Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung in ewiger Klarheit vor Gott liegt, die Weissagung im Judenthum verkündet ihre Gesichte von der messianischen Zukunft in glühenden flammenden Zügen. Blitzähnlich durchbrechen dieselben die Nacht der Zukunft und beleuchten bald den Kampf und das Gericht der Welt, bald die neue Welt, das herrliche Gottesreich, das durch den Messias erstehen soll. Bald verkündigen sie „das Kind, das uns geboren wird, der Sohn, der uns gegeben wird, der die Herrschaft auf seinen Schultern trägt und der Wunder, Rath, Gott, Held, Ewiger Vater, Friedensfürst heißt, dessen

Herrschaft groß werden und in Ewigkeit dauern wird, der das Leichengewand abnehmen wird, wo alles Volk darin verhüllt ist.“ Bald blicken sie von dem Weltverwandler auf die verwandelte Welt und rufen aus: — „Alle Thäler werden erhöht werden, und alle Berge und Höhen werden erniedrigt werden, und alles Ungleiche wird gleich gemacht werden. Die Wüste wird blühen wie eine Lilie, und wo kein Wasser gewesen ist, da werden rinnende Quellen sein; und daselbst wird sein ein Weg und ein Pfad, der wird der heilige Weg heißen. Die Augen der Blinden werden geöffnet sein, und die Zunge der Stummen wird lobsingen. Denn die Herrlichkeit des Herrn wird offenbar werden und alles Fleisch wird erkennen, daß der Mund des Herrn spricht.“

Aber nicht blos die Religionen haben die Fragen der Menschheit zu beantworten gesucht. Auch andere Stimmen haben sich zu allen Zeiten zur Erklärung der Welt, deren Zweck und Regierung erhoben. Die menschliche Vernunft hat, gestützt auf ihre eigne Kraft, wie auf ein Licht Gottes in dem Menschen, aus der Betrachtung der Naturgesetze, aus dem Zeugniß der Weltgeschichte und aus dem eignen Innern der Menschen eine harmonische Auffassung des Lebens abzuleiten und die Wahrheit zu fassen und auszusprechen gesucht. Wir vernehmen hier die Lehren der sogenannten natürlichen Religion und die philosophischen Systeme und in ihnen die vernünftige Entwickelung des Keimes der Erkenntniß, welchen das religiöse Bewußtsein enthält.

Vielfältig sind diese Lehren und Systeme, so vielfältig und verschiedenartig, als es Verschiedenheiten in dem Dasein und in der Auffassung der Menschen gibt. Allein ein Hauptzug durchdringt dieselben alle, und dieser besteht

in dem Streben nach Vereinigung der menschlichen und göttlichen Vernunft, in dem Streben nach Religion oder nach einer allgemeinen Vereinigung, d. i. nach Gott. Denn dies ist im Grunde das Streben und der Zweck alles Lebens, aller Forschung, aller Geschichte. Und jede reine Entwickelung in der Welt der Gedanken oder Handlungen, jeder redliche Versuch menschlicher Kraft ist — — ein Schritt vorwärts auf diesem Wege.

Aber wenn wir mit Freude erkennen, daß diese Lehren alle einen Theil, einen Moment Wahrheit, wenn auch in verschiedenen Graden, enthalten, so müssen wir dabei bemerken, daß sie alle in Bezug auf das Ganze, auf die vollkommene Wahrheit an einem Hauptfehler leiden, denn — — — sie reichen nicht aus! Nein, sie reichen nicht aus, wenn es Dem gilt, was Alles im Leben umfaßt, wenn man Klarheit im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen, im Allgemeinen und im Besondern will, wenn man Gottes Größe und Gottes Güte im Leben des Universum und im Leben jedes einzelnen Menschen erkennen will.

Nein! Für das tiefste Bedürfniß des menschlichen Herzens, für die höchsten Foderungen der Vernunft, für die Versöhnung der Seele mit sich selbst, mit dem Leben und mit Gott, reichen alle diese Antworten und Lehren nicht aus!

Aus der Periode der Ahnungen, der Vorstellungen, wollen wir nun näher treten — in die Periode der Wirklichkeit.

9.

Lasset uns einen Blick auf die Zeit werfen, die dem Eintritt des Christenthums in die Welt zunächst vorherging.

Die gebildetsten Völker der Welt sind unter dem

Scepter Roms vereinigt. Mit verschiedenen Göttern, mit verschiedenen Sprachen und Sitten sind sie gleichwol in Frieden unter diesem Scepter vereinigt. Aber der Frieden ist blos ein äußerer. Im Innern gähren die Elemente in Absonderung und Auflösung. Die heidnischen Religionen, welche das Volk in der Anbetung um den heiligen Altar zusammenhielten, sind von selbst gefallen. Die Ideale sind in den Staub gezogen worden und die gesunkenen Völker opfern in Rohheit und Lasterhaftigkeit rohen und lasterhaften Göttern. Ein noch größerer Theil des Volkes opfert gar nicht und glaubt gar nichts, sondern lebt nur für die Minute und für den Genuß. Man sieht die wildeste Zügellosigkeit in Bezug auf sinnliche, oft grausame Vergnügungen und die größte Gleichgiltigkeit gegen das Leben Hand in Hand neben einander gehen. Römische Geschichtsschreiber haben uns merkwürdige Beispiele davon aufbewahrt. Auf einen Wink des Tiberius eilten Tausende von Menschen, um sich das Leben zu nehmen. Man sieht, wie das Leben allen Werth verloren hatte.

Ein Volk allein scheidet sich hierin noch von den andern. Unbemerkt von den Prachtgestalten jener Zeit — den Griechen und Römern — still verborgen in den Schatten seiner Thäler, mit seinen Schätzen von göttlicher Weisheit und gotterfüllter Poesie, bewahrt Israel in der Tiefe seines Lebens die Religion seiner Väter, eine unauslöschliche Sehnsucht und eine prophetische Stimme, welche durch die Wüste ruft und — „den Weg des Herrn ebnet". Aber in dem Geräusch der großen Welt hört man nicht auf diese Stimme. Die besseren und edleren Seelen unter allen Völkern ziehen sich in die Stille zurück, geben sich der Selbstbetrachtung und Reinigung hin und erwarteten, wie Simeon und Hanna im jüdischen Tempel, unter ahnungsvoller Sehnsucht eine bessere Zeit, einen Erlöser aus dem Dunkel und der Verwirrung des Lebens.

Der Begriff der Gottheit und der Glaube an den höheren Werth des Lebens, welcher aus den heidnischen Tempeln und aus den größeren Kreisen geflohen war, wird in einem kleinen Theil des Volkes noch rein erhalten. In dem stillen Gebiet der Gedanken erzählt die Philosophie ihren lauschenden Schülern von einem guten und heiligen Gott, von dem wahren Adel der Menschheit und dem schönsten Ziel des Lebens: — der Ueberwindung der niedern Natur und der Entwickelung der göttlichen Natur im Menschen. Der Gedanke hat sich forschend auf das Innere der Menschenseele gerichtet, alle deren Tiefen und alle deren Bedürfnisse ergründet und sucht die Erfüllung und Erklärung des Lebens in dem Begriff eines Gottes, den er aber blos ahnt. Die Blüte dieser Entwickelung können wir in dem ältern und neuern Platonismus beobachten, und darin können wir auch deutlich erkennen, was die antike Weltbildung als Höchstes besaß und was ihr fehlte. Sie besaß das Ideal der Gottheit, aber keine Wirklichkeit. Diese Gottheit war noch fern von der Menschheit, und deshalb blieb die Menschheit auch fern von Gott. So hoch auch einige wenige Einzelne durch sokratische Gedankenbildung und darauf folgende Geisteserhöhung steigen konnten — in das Volk, in die große Masse konnten diese Lehren nicht dringen, denn sie foderten eine große abstracte Denkkraft und erklärten nur den vollendeten Philosophen für werth, zu den Göttern zu kommen. Demzufolge war der größere Theil der Menschheit vom Himmelreich ausgeschlossen. Einen wahrhafteren Maßstab für Menschenwerth, einen anderen Schlüssel zum Himmelreich erhielt die Menschheit, als „die Zeit erfüllet war und Gott seinen Sohn, von einem Weibe geboren, in die Welt sandte!“ — Und in dieser Welt voll chaotisch gährender Elemente, in dieser Zeit voll großer, aber nur theilweiser Aufklärung, in dieser Zeit, da alle früher so mächtigen Religionen sich in leere Sagen oder todte ceremonielle Bestimmungen ver-

loren hatten, und dadurch auch ihre Macht über alle bessere Gemüther verloren, in dieser Zeit ersteht plötzlich die Verkündigung von einem Gott, der auf der Erde Fleisch geworden, geboren, gestorben und auferstanden ist zur Erhebung der Menschheit, von einem Reich Gottes, das in dieser Welt zur Erlösung und Seligkeit aller Völker errichtet worden ist, mit einem Wort — — das Evangelium Jesu Christi.

10.

Wir wollen „die frohe Botschaft" von ihm und von der Offenbarung hören, die er der Welt gemacht hat. Und hier wollen wir dieselbe in ihren wesentlichsten Momenten auszudrücken suchen.

Gott, der Schöpfer und Regierer der ganzen Welt, ist ein Gott der Liebe. Er liebt seine erschaffnen Wesen, wie ein Vater seine Kinder liebt. Das Menschengeschlecht ist von ihm abgefallen und dadurch den nothwendigen Folgen des Falles: Verwirrung, Noth und Tod anheimgefallen. Aber Gott sucht unaufhörlich seine verlorenen Kinder aufs neue mit sich und mit der Vollkommenheit und Seligkeit zu vereinigen, die nur in ihm und seinem Reich ist. Gott kann seine ewigen Gesetze nicht verändern, denn in ihnen allein ist Vollkommenheit, Freiheit und Seligkeit; die Menschheit muß sich also ändern, um zu Gott zu kommen. Denn es bleibt ewig fest, daß nur die Geheiligten zu den Heiligen kommen können; und ewig bleibt es fest, daß der Weg der Sünde von Gott ab- und zur Unseligkeit führt, der Weg der Tugend aber zu Gott und zum Leben und zur Seligkeit in ihm. Gott will in den Herzen der Menschen

diese Heiligung erzeugen, Gott will die Menschen zu seinem Herzen, zu seinem Himmel (zur Vollkommenheit) erheben. Und Gottes Wort, früher durch Lehren und Weissagungen offenbart, verwirklicht sich deshalb in einem einzelnen Menschenleben, durchgeht sichtbar und offenbar alle Lagen der Menschheit, durchdringt alle Theile ihres Lebens und ihrer Verhältnisse, um ihr in jeder Art ein Bruder und ein Führer zu werden, um sich und seine Liebe ihr recht klar zu machen und mit seiner göttlichen Kraft sie aus ihrem Dunkel und ihren Ketten zu befreien und sie zu sich in sein Licht zu erheben.

Und nun, du suchendes, fragendes Menschenherz, wende dich an diesen in Christus offenbarten Gott mit allen deinen Zweifeln, deinen Fragen und Qualen, und er wird dir Antwort und Frieden geben, „nicht wie ihn die Welt gibt“.

Du fragst nach dem Wesen der Sünde und wie dasselbe zu nichte gemacht werden soll? — Und Gott in Christus antwortet dir durch seine eigne Versuchung, durch sein Thun und durch seine Worte, was die Sünde ist und wie sie besiegt werden soll.

Du fragst nach der Bedeutung der Leiden auf Erden? — Und Gott in Christus sagt dir, daß Leiden eine Folge der Sünde sind, und unterwirft sich selbst allen irdischen Leiden, physischen, moralischen und geistigen, um dieselben deinem Blick zu erklären, um dir zu helfen, sie siegreich zu bestehen zur Entwickelung und Veredlung deines eignen Wesens. Und das dunkelste und schrecklichste Gefühl des Lebens: — „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ — wird ein bloßer Moment, durch welchen jeder Jünger Christi zur innigeren Vereinigung mit Gott und zur Verklärung in ihm hindurch geht.

Du fragst nach der Gerechtigkeit der verschiedenen Schicksale auf Erden, und warum der Unschuldige oft leiden muß, als wenn er ein Verbrecher wäre, und

warum der Arme verachtet, der Reiche geehrt wird? — Und Gott in Christus unterwirft sich selbst der Armuth, läßt sich selbst im Stroh der Krippe geboren werden, läßt sich verachten, mishandeln und tödten, wie ein Verbrecher, um dir klar zu machen, daß diese düsteren Vorzeichen des Edenlebens im Ganzen nichts Wesentliches sind; denn Gott ist über ihnen und stärker als sie und läßt auf die Misverhältnisse dieses Erdenlebens (die Folge des Falles und eines sündigen Zustandes) die Gerechtigkeit eines ewigen Lebens folgen.

Du fragst nach dem dunkeln Räthsel des Todes, nach der Wirklichkeit eines Lebens jenseit des Grabes? — Und Gott in Christus unterwirft sich dem Tod, und zwar dem Tod in seiner düstersten Gestalt auf Erden, um dieses Dunkel vor deinem Blick aufzuhellen, um dir zu zeigen, daß auch der irdische Tod nur ein Moment der Entwickelung deines Lebens, nur eine augenblickliche Verdunkelung ist, auf welche (wenn du Christus gefolgt bist oder folgst) eine ewige Klarheit und Freiheit folgt, denn Gott in Christus sprengt das Grab (und damit alle Gräber) und ersteht aus demselben in verklärter menschlicher Gestalt, nicht mehr gebunden durch Zeit und Raum, und begrüßt dich und Alle: — „Friede sei mit euch! Ich lebe und ihr sollt auch leben!"

Du fragst nach Gottes Wesen, Willen und Denkart? — Und Jesus Christus antwortet: — „Sieh auf mich! Gott ist in mir und ich in ihm. Der, welcher mich sieht, sieht auch Gott. Mein Herz ist Gottes Herz, mein Wille ist Gottes Wille, meine, nun auf Erden offenbarte Liebe zu dir ist Gottes ewige Liebe zu dir und zu allen Menschen; denn meine kurze Erscheinung auf Erden sagt euch blos, was Gott in Ewigkeit ist. Und wie ich hier sichtbar mein Leben für euch opfre, so gibt sich euch Gott in alle Ewigkeit zu eures Lebens Speise und Trank. Und wie ich euch zu meinem Abendmahl rufe, so ruft euch Gott in Ewigkeit zu seinem Liebesmahl,

um euch sein Leben zur Verklärung eurer Seele und eures Leibes mitzutheilen, zur Vereinigung mit ihm im ewigen Leben. Gott ist in mir, und in mir gibt er sich euch; „und siehe, ich bin euch nahe alle Tage bis zum Ende der Welt".

Du fragst nach der Beschaffenheit deines eignen Wesens und nach dem Zweck deines Lebens? — Und Gott in Christus antwortet dir: — „Du bist mein Kind und das wahre Abbild meines Wesens. Wie ich eine Persönlichkeit bin, so bist auch du eine solche, ein vernünftiges, selbstständiges Wesen, von mir zur Tugend und zur ewigen Glückseligkeit geschaffen. Bleibe in meiner Liebe und wirke mit mir, so will ich dich befreien. Alles was du Gutes thust, das thust du auch für dich und für mich und für meine Weltordnung; Alles was du Böses thust, das thust du auch gegen dich selbst, gegen mich und gegen meinen Weltplan; denn dieser letztere besteht in der Vervollkommnung und Glückseligkeit aller Wesen, und deren Seligkeit ist meine eigne. Bleibe in mir, so bleibe ich in dir, denn ohne mich kannst du nichts thun. Bleibe in meiner Liebe und thue meinen Willen, so wirkst du mit mir für die Erlösung deines Geschlechts, für das heilige und glückliche Zusammenleben, für das Reich Gottes, das ich errichten will; und was auf Erden beginnt, wird im Himmel seine Vollendung erhalten. Bisher hat die Welt Gott nicht vollständig erkannt, aber nunmehr ist Gott verklärt in mir, und durch mich für die Welt, damit Alle in mir leben sollen, wie ich in Gott lebe, und wir Alle Eins werden."

Wir bleiben stehen. Die Tiefe der Schöpfung hat sich geöffnet — Gottes Tiefe. Lebend blicken wir hinein, bebend, aber nicht vor Furcht.

Ist es denn so? — Ein Herz, ein ewig liebendes und opferndes Herz klopt in dem Mittelpunkt des Lebens und der Welt und treibt das Blut durch alle Adern der Schöpfung; und dieses Herz ist Gottes, und Gott ist der Regierer der Welt und der Vater der Menschen.

Ist es denn so? — Unser Leben, unsere Arbeit hat wirklich einen unendlichen Werth; wir können Gottes Werk durch die Ewigkeit ausführen! Wie wird das Leben herrlich und groß und — Gott! — — — O, wie Gott, offenbar als eine ewige Gerechtigkeit und Liebe, mein Herz durchdringt! Er befreit es, er bringt es zur Wiedergeburt. Die Ketten der Sünde halten mich nicht mehr. Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen. Ich kenne ihn nun, und Liebe, anbetende Liebe, nöthigt mich dazu. Ich will zu ihm gehen, in ihm bleiben, für ihn leben, und mein Wahlspruch, sowie der einer wahren geistigen Freiheit soll sein: „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern!"

11.

So fühlte, so dachte, so entstand die erste christliche Gemeinde, eine „Gemeinschaft von Heiligen," lebend und glühend von Liebe und Freude, auf dem Grabe des Gekreuzigten, des Auferstandenen, getauft zum ewigen Leben.

Wir wollen die Worte eines der ältesten Kirchenväter über die Ausbreitung des Christenthums hören.

— „Es ist bekannt (sagt Eusebius in seiner Geschichte der früheren christlichen Kirche), daß, sobald das Volk ringsum gewahrte, daß unser Erlöser Jesus Christus in die Welt gekommen war, plötzlich vor Aller Augen ein neues Volk erstand. Es war weder klein, noch

schwach und verbarg sich nicht in einem Winkel der Welt, es war unter allen Völkern das zahlreichste und zugleich das frömmste. Ueberwunden konnte es nicht werden, noch weniger ausgerottet; denn es stand unter Gottes unmittelbarem Schutz, dieses neu entstandene Volk, genannt nach Christus."

Wohlan! Dieses Volk, aus allen Völkern ausgegangen als deren frischester und innerster Lebenskern — was war seine Grundlage, sein Bekenntniß? — Es war der Glaube an den der Welt offenbarten, für die Erlösung der Menschen auf der Erde gebornen, gestorbenen und auferstandenen ewigen Gott in dem Menschen Jesus Christus oder — — „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst und brachte die Menschen aufs neue zu seiner unvergänglichen Herrlichkeit und zu einem ewigen Leben."

Es war dieser Glaube, dieser Begriff von Gott, der in der Menschheit dieses neue Leben gebar, diesen guten Willen, diesen neuen heiligen Menschen.

Und nicht blos Jesu sittliches Leben und Lehren, sondern hauptsächlich seine Werke und Handlungen bildeten die Grundlage für dieses neue Reich auf Erden. Aus der stillen Wunderglorie, die Jesu Leben und Wesen umgab, sah die Menschheit himmlisches Licht in alle Verhältnisse des irdischen Lebens eindringen.

Luther in seiner naiven und kräftigen Sprache nennt die Wunder „Aepfel und Birnen, vom Vater den Kindern hingeworfen, um besser von ihnen verstanden zu werden". Und können wir sie nicht auch annehmen, wenn wir sie als Producte einer höheren Natur, als eine Probe der Einwirkung himmlischer Kraft auf das irdische Leben, als Zeugen einer Ordnung ansehen, die das Verhältniß zwischen dem Reich des Geistes und der Natur nicht stört, sondern vervollständigt und erklärt?

Vom Beginn der Geschichte an hören wir von Wundern und von der Fähigkeit gewisser Personen, Wirkungen

hervorzubringen, die sich aus den gewöhnlichen oder uns bekannten Naturgesetzen und Naturkräften nicht erklären lassen. Die Wunder Jesu unterscheiden sich aber von allen andern vorzüglich durch ihre Richtung und durch ihre innere Bedeutung. Und wenn auch mehre von ihnen als Opfer für das Bedürfniß der Zeit betrachtet werden müssen („wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr mir nicht"), so sind doch die hauptsächlichsten darunter von weit tieferer Bedeutung.

Denn tief ist die Lehre und schön ist die Absicht, die hier in den Hieroglyphen der Wunder liegt. Sie heißt auch in der Region der Natur Befreiung, Heiligung, Verklärung. Wir sehen hier den sündenfreien, in sich selbst lichten Geist sich auf die Nachtseite des Lebens und der Natur wenden, um deren Dunkel zu durchdringen und aufzuhellen. Seine Hand und sein Blick heilen körperliche Gebrechen; seine Stimme ruft verwirrte Geister zur Besinnung zurück; die wilden Dämonen der Krankheit und des Wahnsinns legen sich gebunden zu seinen Füßen und endlich wird der Tod, die düsterste Gestalt des Erdenlebens, der Tod als eine den Menschen fesselnde Gewalt aufgehoben; denn ein verklärtes Leben und ein verklärter Körper ersteht aus dem Grabe, aus dem „Raum, in den sie ihn gelegt hatten".

Und hier sehen wir das Erdendasein in seinen wesentlichsten Nachtmomenten von der innersten Wahrheit des Lebens, von der tiefsinnigsten Lehre und Wirklichkeit aller Geschichte durchblitzt.

Durch die Sünde kam Finsterniß, Leiden und Tod in die Welt. Durch die Heiligung oder durch die Wiedergeburt in Gott wurden sie wieder aufgehoben. Von dem vervollkommneten Geist geht eine vervollkommnete Welt aus, im Menschenleben, wie in der Natur. Und um der wiedergebornen Menschheit willen wird jenseit des Grabes „ein neuer Himmel und eine neue Erde, darin Gerechtigkeit wohnt", erstehen.

Es war besonders der Begriff der Auferstehung, welcher Ausgangspunkt dieser neuen Lehre und dieses neuen Lebens wurde. Ostern, das Auferstehungsfest, war das erste Fest, das man in der christlichen Kirche feierte. Bei diesem Fest rief man einander zu: — „Christus ist erstanden!" — und antwortete darauf: — „Er ist wahrhaftig auferstanden!" — und umarmte einander als erlöste glückselige Wesen, fühlend, daß der Tod besiegt war.

Hohe Freude hat die Menschen zu dieser Zeit durchdrungen. Durch die Gewißheit der persönlichen Auferstehung, ihrer Art und ihrer Folgen erhielt dieses Erdenleben und das Wesen der Menschheit erst seinen, von den Menschen selbst bisher nicht vollständig erkannten Werth. Jetzt erst fühlte man die wandernde Erde mit allen diesen zitternden Dingen auf einem festen und ewigen Grunde stehen, obgleich Alles und Alle verwandelt werden sollen. Jetzt erst war es für Alle möglich und der Mühe werth, zu lieben, zu streben und zu arbeiten. Für Liebe, für Wissenschaft, für Vervollkommnung gab es keine Grenzen mehr. Ueber die Gräber hinaus in die geöffnete Ewigkeit blickend, konnte die gerettete Menschheit fast trotzend jubeln:

— „Tod, wo ist dein Stachel,
Hölle, wo ist dein Sieg?" —

Durch seine Auferstehung hat Jesus Christus die Wahrheit seiner Offenbarung und seiner Lehre von Gott, von den Menschen und von dem Leben bekräftigt. Es war auch erst nach empfangener Gewißheit von dieser Auferstehung und von Christi sichtbarer Offenbarung nach dem Tode für seine Jünger, als diese, vorher zaghaft und muthlos, plötzlich von einer unaussprechlichen Kraft, Sicherheit und Freude, von einem unüberwindlichen Muth beseelt wurden, und die in alle Welt gingen, den Gekreuzigten, den Auferstandnen allen Völkern zu predigen; erfreut,

für diese Lehre Alles zu wagen, Alles zu tragen, Alles zu opfern; erfreut, für sie zu leben, zu leiden und zu sterben.

Und eine solche Hingebung war nun nicht mehr schwer. Dieses ewige Liebesleben, das sich selbst sichtbar in Jesus Christus der Welt gab, das sich den Menschen darbietend sagte und ewig sagen wird: — „Nehmt, das ist mein Leben! Nehmt, damit ihr leben möget!" — Dieses göttliche Leben wurde in der Seele jedes Jüngers wieder geboren und ward darin eine sprudelnde Quelle zur Kraft und zu guten Werken.

Strauß gibt diese große und plötzliche Veränderung im Gemüth der Apostel in derselben Stunde, in welcher sie von der Auferstehung ihres Meisters überzeugt wurden, zu; aber gleichwol läugnet er diese Auferstehung und nimmt an, der Glaube der Jünger an dieselbe sei durch eine bloße subjective Vision oder durch eine Illusion entstanden, verursacht „durch den Einfluß der im Judenthum herrschenden Phantasien von einem Messias auf ihre Phantasie" und ohne alle Begründung in der objectiven Wirklichkeit!

Wir wagen jedoch zu glauben, daß Jeder, der Sinn für das Aechte und Wahre im Leben hat und aufmerksam dem Leben und der Entwickelung der christlichen Gemeinden folgt, wie wir beides in der Apostelgeschichte und in den Briefen dargestellt finden, von der Wahrheit, die hier zum Grunde liegt, ergriffen werden und von dem Begründer derselben bekennen muß: — „Christus ist wahrhaftig auferstanden!"

Die Verklärung auf den Gesichtern der ersten christlichen Versammlung zeugt von einem himmlischen Gesicht. Die Fülle von Kraft, Liebe und Freude bei den Aposteln ist die Stimme vom Himmel, welche ewig die Wahrheit des Zeugnisses über Jesus Christus: „in ihm wohnte alle Fülle der Gottheit verkörpert" — bezeugt.

Wir bekennen uns zu diesem Glauben.

12.

Und im Zusammenhang damit wollen wir einen prüfenden Blick auf die Strauß'sche Ansicht vom Glauben und vom Wissen werfen.

— „Es sind (sagt Strauß) zwei völlig getrennte, aber gleich heilige Gebiete im Menschen. Was zum Glauben gehört, muß unantastbar für das Wissen sein, das Wissen aber darf nicht von dem Glauben gestört werden. Der innere Kern des christlichen Glaubens ist vollkommen unabhängig von wissenschaftlichen Untersuchungen. Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt bleiben ewige Wahrheiten, so sehr auch ihre Wirklichkeit als historische Thatsachen bezweifelt werden mag."

Dies hängt nicht zusammen. Glaube und Wissen sind keineswegs auf diese Weise getrennt. Der Glaube (nach der vernünftigen Ansicht) gründet sich stets auf eine Einsicht der Wahrheit Dessen, an was man glaubt. Das Wissen ist die nach allen Seiten hin ausgebreitete und bestimmte Einsicht. Glaube und Wissen können in ungleichen Formen und auf ungleiche Weise dieselbe Wirklichkeit auffassen, aber der Grund für beider Auffassung ist in jedem Falle eine innere logische Schlußfolge, nach welcher man sich auf vernunftgemäße Weise von der Wirkung auf die Ursache leitet.

Wenn Christus Glauben an sich selbst fodert, so richtet er seine Foderung ebenso gut an die menschliche Vernunft, als an das reine Gefühl und den guten Willen. Er fodert, daß man von seinen Handlungen, von seinem persönlichen Einfluß auf seine Person, auf sein Wesen schließen soll; er fodert, daß man, um ihn zu beurtheilen, die Schriften prüfen und untersuchen soll, die von ihm zeugen; er fodert mit einem Worte, daß man von gewissen Wirkungen auf gewisse Ursachen

schließen und wo man mehr als menschliche Kraft, mehr als menschlichen Geist wahrnimmt, auf göttliche Anwesenheit folgen soll.

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ — Gerade deshalb, weil Christus die ewige Vernunft (Λογος) selbst ist, fodert er mit Recht von der menschlichen Vernunft, daß sie ihn begreifen soll. Und willst du einen guten Logiker sehen? — So siehe den Aussätzigen an, der unter dem Volkshaufen steht und der Bergpredigt Jesu zuhört! Er wird von deren Kraft und Geist so tief ergriffen, daß er die Gegenwart Gottes erkennt; er ahnt in Jesu hoher Persönlichkeit Gottes eigne Person, und erfüllt von vernünftigem Glauben sinkt er, als der Erlöser von dem Berg herabsteigt, zu dessen Füßen und ruft: — „Herr, wenn du willst, so kannst du mich rein machen!“ — Und wir Alle kennen die Antwort: — „Ich will, sei rein!“

Und wie der Aussätzige kommen viele Menschen zum Glauben durch eine schnelle innere Wahrnehmung, in welcher eine gesunde und kräftige Logik liegt, wenn sich auch keine äußeren Beweisgründe dafür aufstellen lassen. Die Frommen und Ungelehrten glauben an Christus, weil sie den Zusammenhang seiner Offenbarung mit dem heiligsten Bedürfniß der Welt und der Menschheit, mit Gottes Güte, mit — der ewigen Wahrheit fühlen und fassen.

— „Der Glaube (sagt Luther) ist ein kräftiges und lebendiges Ding.“ — Er ist die Einsicht, der Begriff in seiner Jugend, in seiner ersten Fülle und Innigkeit. Er ist ein Ergreifen der Wahrheit, die im Wissen begriffen ist. Glaube ist das Herz des Wissens. Wissen ist der Körper und der Schild des Glaubens. Wissen ist (in der Welt der Gedanken) die Entwickelung und Vervollkommnung des Glaubens.

Um diese Vervollkommnung bitten die Apostel, wenn sie zu ihrem Meister sagen: — „Vermehr' in uns den

Glauben!" — Und diese Vervollkommnung ist es, die er seiner Gemeinde verspricht, wenn er seinen Jüngern verkündigt: — „Der Geist der Wahrheit soll euch in alle Wahrheit leiten."

Aber bei dem Uebergang von dem Leben des Glaubens zu dem Leben des Wissens entsteht ein schwankender und wankender Zustand im menschlichen Bewußtsein. Und dieses Schwanken charakterisirt alle Uebergangs=, und Entwickelungsmomente im irdischen Leben, in der körperlichen, wie in der geistigen Welt. In der Sphäre der Religion wird dieses Wanken — Zweifel genannt. Scharf und giftig ist der Stachel, den er in manches Herz drückt. Und dieser Stachel, erzeugt durch den Anfang der Vernunftforschung, kann blos durch die Vollendung derselben vollständig ausgezogen werden. Denn wahr sind die bekannten Worte Baco's von Verulam: — „Die äußere Wissenschaft führt von Gott ab, die vervollkommnete führt wieder zu Gott." — Und wahr ist auch hier — Gott sei Dank! — das göttliche Versprechen: — „Suchet, so werdet ihr finden!"

Aber auf welchem Wege?

Für alle ernsthaft Nachdenkende — welchen Grad der Fähigkeit und Bildung sie auch besitzen mögen — muß im Grunde der Weg derselbe sein. Wir wollen die Verhältnisse der beiden großen Suchenden betrachten, welche Jahrhunderte der christlichen Zeit durchwandert und unzählige Menschenscharen mit sich genommen haben: wir meinen die katholische und die protestantische Kirche. (Obgleich nämlich die letztere ihren Namen erst im sechzehnten Jahrhundert erhalten hat, so hat sie doch in der Wirklichkeit schon lange vorher bestanden.)

Beide Kirchen bekennen, daß Christus seiner Gemeinde seinen Geist, den heiligen Geist, gesandt hat, der, in der menschlichen Vernunft wirkend, durch diese Gottes=Offenbarung in Christo auf alle Gebiete des menschlichen Lebens deutet und denselben anpaßt. Die katholische Kirche

erkennt diesen Geist blos innerhalb einer gewissen Kaste, welche sie vorzugsweise die Kirche nennt, nämlich den Priesterstand mit ihrem Oberhaupt an. Daher ihre Irrthümer und ihr Verfall. Dagegen erkennt die protestantische Kirche diesen Geist innerhalb der gesammten christlichen Gemeinde d. i. der ganzen Christenheit an. Das ist die Wahrheit. Aber daraus ist der irrige Glaube hervorgegangen, daß die einzelne, die bloße individuelle Vernunft fähig sei — Gottes Vernunft zu beurtheilen.

Das Versöhnungsmoment beider Kirchen liegt in der Erkenntniß, daß die Vernunft mit der Wahrheit und mit der Vervollkommnung nicht auf eine gewisse Kaste, noch weniger auf ein bloßes Individuum beschränkt, sondern eine allgemeine Gabe und Kraft für Alle sei, insofern nämlich Alle der allgemeinen, der göttlichen Vernunft theilhaftig sind. Die individuelle, die einzelne Vernunft ist blos eine Anlage, ein Samenkorn, das in der allgemeinen Vernunft entwickelt werden muß, wenn es zur — wirklichen Vernunft werden soll. Gott, die Vernunft selbst, der ewige Logos, hat in jedem Menschen einen Strahl von dieser Vernunft angezündet, damit sie von seiner Fülle erfaßt und entwickelt werden möge. So hat er dem Menschen Augen gegeben, das Licht der Sonne zu schauen und dadurch erleuchtet zu werden. Aber „blos in deinem Licht, o Herr, sehen wir Licht", sagt David. Und nur in der Vereinigung mit Gottes Geist können wir seine Weisheit und sein Wort fassen. Erst durch das Eingehen in Gottes Vernunft wird die menschliche Vernunft vollkommen wahr, wie das menschliche Herz nur durch die Vereinigung mit dem Herzen Gottes vollkommen gut wird.

Summa.

Es ist die göttliche Vernunft, es ist der heilige Geist, der in der Schrift und in dem ganzen Leben und Be-

wußtsein der christlichen Gemeinde lebt, die durch gründliche Kenntnisse und Forschungen dahin gelangen muß, die Worte der Schrift recht zu deuten. Wenn die Christenheit sich im Leben und Handeln von diesem Geist vollständig leiten läßt, dann wird der Begriff durch Gottes Klarheit inspirirt werden und die Wissenschaft wird die Bibel mit göttlicher Weisheit deuten.

13.

Und während wir auf dem Wege nach einem noch unerreichten Ziel wandern, werden wir nicht mit Freude jeden Ruhepunkt für den Gedanken, jede edle Höhe erkennen und begrüßen, die von redlichen und tiefen Forschern entdeckt wird und von welcher wir eine freiere Aussicht über das gelobte Land, eine tiefere Einsicht in den Weg, in — „die Wahrheit und das Leben" gewinnen? — Ach ja, lasset uns erkennen und danken! Denn unendlich viel ist bereits gewonnen. Und auf jedem solchen Punkt feiern das Leben und die Wahrheit, das Gefühl und der Gedanke, der Glaube und das Wissen ihre schönsten Feste.

Und wenn wir durch irdische Verhältnisse gehindert werden, den Weg der Forschung zu gehen, so wollen wir nicht wanken in unserm vernünftigen Vertrauen auf die Grundfesten unsers Glaubens, unserer Liebe und unserer Hoffnung, weil diese Grundfesten unsern Begriffen nicht überall, nicht vollständig klar sind. Während die Forschung (die Analyse) mit anatomisirendem Blick alle Theile des Körpers durchdringt und prüft (die Strauß'sche Richtung), wollen wir uns dadurch nicht erschrecken und — Seele und Leben fahren lassen. Wollen wir diese letzteren nicht lieber mit kräftigem und ernstem Sinn festhalten,

sicher, daß wir dann das Wesentliche, das Ewige besitzen, das nicht verwandelt werden oder sterben kann? — Dann können wir ruhig den Tag abwarten, an welchem die Wissenschaft dahin gelangt, ihre Form zu entwickeln, vollkommen fertig und würdig des Geistes, dessen Körper und vollständiger Ausdruck sie in der Welt der Gedanken zu sein berufen ist.

Und wenn man die kritischen Bearbeitungen eines und desselben Gegenstandes von verschiedenen Parteien und Personen vergleicht, so sieht man, welchen ungleichen Standpunkt die Sache je nach dem wissenschaftlichen Standpunkt und dem individuellen Denkvermögen Dessen bekommt, der sie behandelt. Diese Verschiedenheit gehört theils zur nothwendigen und vielseitigen Entwickelung der Wissenschaft, theils zu den Mängeln und Fehlern, welche in derselben Maaße hervortreten, in welcher die Wissenschaft und die menschliche Vernunft eine tiefere Entwicklung erlangt und ein redlicher und christlicher Geist auf dem Gebiet der Forschung herrschend wird. Indessen (und wir freuen uns, diese schönen Worte eines schwedischen Schriftstellers anzuführen) gibt es ein Leben über dem Leben der Fragen. Wer dieses nicht hat, hat gar kein Leben. Man muß mehr als fragen können. Dann lebt man in diesem „Mehr". Das ist der Frieden. Der Streit der Fragen ist dann wie der Gang des Donners am Himmel, ein erhabenes Spiel. — Wir fügen hinzu: Das ist das Leben, welches das Evangelium als das ewige Leben verkündet und welches dann, wie dieses, ein ewiges unbewegtes wird. Es gleicht dem Hause, das auf Felsgrund gebaut ist. Es stehet fest, wenn der Sturm und die Flut kommt, und die Pforten der Hölle werden seiner nicht mächtig.

Zu dieser Energie und zu diesem festen Standpunkt kann, glaube ich, Jeder kommen wenn er

1. die Persönlichkeit Jesu, sowie sie in der evangelischen Geschichte dargestellt wird, aufmerksam betrachtet.

Sieh auf Jesum! Mache dich recht bekannt mit ihm, gib Acht auf den Geist, auf das Bewußtsein, das sich in seinen Worten und Leben ausspricht; und du wirst kennen lernen, wer er ist. Und seine Person wird dir ein Bürge für die Wahrheit seiner Lehre und seiner Handlungen sein.

2. Lebe, wie er lehrt. Folge ihm! „Wer meine Gebote hält, ist mein rechter Jünger, und ihm werde ich mich offenbaren" — sagt der Wahrhaftige.

3. Durchdenke den hauptsächlichen Inhalt der christlichen Religion und ihre Wirkung auf das Leben, auf das Privatleben, wie auf das öffentliche! Nimmt man auch alle einzelne Wunder weg, das größte Wunder bleibt doch und spiegelt sich in diesem historischen Kern ab, in diesem Fischer von Genezareth, der die Welt wiedergebar, in Paulus' gewaltigen Kämpfen, in Johannes' himmlischem Frieden, in den heiligenden Kräften der Kirche, in unserer ganzen gegenwärtigen, von dem christlichen Princip durchdrungenen, gesellschaftlichen Ordnung, in jedem Menschen, der im Licht des Christenthums lebt und stirbt.

Der stärkste Beweis für eine Wahrheit ist doch die Wirkung, die von derselben ausgeht. Das ist des Lebens eigne, hohe, unumstößliche Demonstration.

14.

Man hat das Vorhandensein zuverlässiger historischer Zeugnisse für Jesu wunderbares Leben und Wirken in Abrede gestellt. Wir wollen hier ein merkwürdiges Zeugniß anführen. Die Beschuldigung, daß dasselbe verfälscht sei, ist uns nicht unbekannt, aber wir wissen auch,

daß Richter, die weit über unserer Einsicht stehen, diese Beschuldigung für unerwiesen erklärt haben. Wir meinen das Zeugniß von Jesus, welches der als Geschichtschreiber hochgeachtete Jude Josephus in seiner Geschichte der Zerstörung Jerusalems abgelegt hat und welches, wie die kritischen Gegner zugeben, sich fast unverändert in allen Handschriften von diesem Werk des Josephus vorfindet. Wir theilen es hier mit, wie wir es in der Geschichte des Josephus gefunden haben.

„Um dieselbe Zeit (unter Tiberius) lebte Jesus, ein weiser Mann, insofern man ihn für einen bloßen Menschen ansehen muß, da seine Thaten doch so wunderbar und bewundernswerth waren. Er unterrichtete Die, welche von der Wahrheit unterrichtet sein wollten, und ihm folgten nicht allein viele Juden, sondern auch eine Menge Heiden nach. Die Vornehmen aus unserm Volk klagten ihn vor Pilatus an, der ihn kreuzigen ließ. Allein Die, welche ihn geliebt hatten, während er lebte, verließen ihn noch weniger nach seinem Tod. Er zeigte sich ihnen auch, am dritten Tag nach seinem Tod, lebend und auferstanden, wie die heiligen Propheten früher von ihm gesagt und zugleich verkündet hatten, daß er viele andere Wunder thun würde. Er ist es, von welchem die Christen, die man noch heute unter uns sieht, ihren Namen haben.“

Man muß diesem Zeugniß anmerken, wie nahe der Zeit seiner Ablegung Jesu Leben und Tod war und daß es von einem Mann abgelegt worden ist, der nach den damaligen Ansichten seines Volkes*) mehr Interesse daran hatte, das Uebernatürliche in der Geschichte Jesu zu leugnen, als anzuerkennen.

Wir für unsere Person bekennen, daß wir ein viel zu starkes Zeugniß dafür in den lebendigen Schriften des

*) Josephus gehörte dem stationären Judenthum an; das progressive Judenthum ging im Christenthum auf.

Lebens und der Geschichte finden, als daß wir viel Gewicht auf das Zeugniß einer einzelnen Schrift legen sollten, außer demjenigen jedoch, welches die Evangelien selbst in ihrer wunderbaren Eigenthümlichkeit und Einfachheit ablegen, sowol durch ihre kleinen Abweichungen von einander, als durch ihre große und wesentliche Uebereinstimmung.

Der Erlöser verglich oft die Entwickelung seines Reiches mit dem stillen Wunder, welches wir tagtäglich an dem Samenkorn wahrnehmen können, das in die Erde gelegt wird, untergeht oder scheinbar in die Elemente aufgelöst wird, unsichtbar für die Welt, bis es plötzlich ans Licht emporschießt und körnerreiche Aehren trägt. Es scheint, als wäre sein Wille gewesen, daß seine Worte gewissermaßen in das Erdreich des geistigen Lebens niedersinken und sich daselbst still, unbemerkt von der Welt, entwickeln sollten, bis sie durch das Aufblühen in der Gemeinde auch in ihren äußern Formen stark genug sein würden, sich durch eigne Kraft auf der Erde festzuhalten. Merkwürdig ist die Stille, der Mangel an äußerem Leben und an bedeutenden Vorfällen in historischer Beziehung, der in der christlichen Gemeinde während der ersten Jahrhunderte nach Jesu Tod herrscht. Das Leben und die Wirksamkeit der Apostel und ihrer Schüler verliert sich bald ins Stille, ins Unbestimmte. Von der Meisten Leben, Thaten und Tod weiß die Geschichte nichts. Es sieht aus, als ob das neu angezündete Leben bald nach seinem Erwachen wieder erloschen wäre. Allein dem ist nicht so. Still wie die Strahlen der Sonne verbreiten sich nach allen Gegenden der Welt Evangelienbücher und Episteln in tausenden von Abschriften, und ebenso schnell entzünden sich, wie kleine glimmende Kerzen, christliche Gemeinden in allen Ländern, in welche die schriftlichen und mündlichen Lehren gelangen. Es ist ein entzückender Anblick, diese freundlichen Lichter in der Nacht der aufgeregten Zeiten sich so still, aber immer mannichfaltiger

entzünden, und immer heller, immer lebhafter unter Griechen und Barbaren, in volkreichen Städten und in öden Haiden, an den Küsten des Meeres und in der Tiefe der Wälder leuchten zu sehen.

— „Ob dabei die kräftige Predigt der Männer oder ob die allopfernde Liebe und die stille Thätigkeit der Frauen mehr dabei wirkte" — sagt Tzschirner in seiner vortrefflichen Geschichte von dem Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum — „kann unentschieden bleiben. Sicher ist, daß beide Theile thätig zur schnellen Ausbreitung des neuen Reiches beitrugen." — Und so wachsen diese stillen Lichter, so zündet eine Flamme die andere an (Flammen der Liebe und unsterblicher Hoffnung!), bis auf einmal die ganze römische Welt von ihrer Klarheit beleuchtet wird, ein staatskluger Kaiser, selbst von diesem Licht (dem flammenden Kreuz*) geschlagen, sich zu dessen Verehrer und Beschützer macht und das Christenthum zur Staatsreligion des römischen Reiches erklärt wird.

Man ist über diese schnelle Annahme des Christenthums unter den verschiedenartigsten Völkern und von Menschen aller Stände und Bildungsgrade erstaunt und sucht dieselbe aus mehren Gründen zu erklären. Allein es gibt einen innern Grund, welcher — ausreicht. Das Christenthum paßte für die Menschheit, darum wurde es von derselben angenommen. Sie erkannte in ihm seines Wesens rechte Nahrung und sein Leben. Denn das Christenthum ist vor Allem eine Religion für die Menschheit, und damit für alle Menschen. Durch Kraft und Einfachheit in seiner äußern Geschichte kann es von der beschränktesten Intelligenz begriffen werden, sowie sich für die tiefste Speculation seine unendliche Tiefe

---

*) Constantin der Große glaubte ein flammendes Kreuz mit der Umschrift: — „In diesem Zeichen wirst du siegen" — am Himmel zu sehen.

öffnet. Es entspricht allen Bedürfnissen, allen Foderungen, die in allen Graden des Lebens entstehen können. Es ist ein „Strom, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen kann".

15.

Viele, und darunter auch Strauß, haben gesagt, es sei der Größe Gottes unwürdig, ein besonderes Volk als besonderes Medium seiner Offenbarung auszuwählen; es sei beschränkt, sich Gott durch nationelle Grenzen beschränkt zu denken. Allein man muß bedenken, daß Gott, wenn er zu den Menschen herabsteigen wollte, um ihnen in alle Wege ein Bruder und Führer zu werden, auch in alle ihre Verhältnisse eingehen mußte. Er mußte „in allen Stücken den Brüdern gleich" sein. Er mußte, in Verhältnissen zu einer gewissen Familie, zu einem gewissen Volk, zu einer gewissen Zeit geboren werden. Daher die bisweilen beschränkten Formen in Jesu Leben und Lehren, daher auch ein unendlicher Reichthum von Lehren und Licht für Jeden, der über sein Verhältniß zu seinem eignen Volk, zu dessen Leben, Lehren, Sitten und Einrichtungen und durch dieses Volk zu der ganzen übrigen Welt nachdenken will. Daher das nationelle, vergängliche Gewand um einen unendlich reichen und ewigen Inhalt, der sich auch des ersteren entkleiden kann, um das belebende kostbarste Eigenthum aller Völker und aller Zeiten zu werden.

Man hat von der schönen Menschlichkeit bei den griechischen Götteridealen gesprochen. Allein in der That sind diese Götter nicht menschlich genug im tieferen und edleren Sinn, und deshalb konnten sie auch

nicht veredelnd auf die Menschheit wirken. Aber der christliche Gott kann es, denn er ist vorzugsweise der vollkommene Mensch und durchgeht alle wesentliche Momente und Entwickelungen des Menschenlebens. Er wurde geboren, wie ein Mensch geboren wird, er bildete sich aus („nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“), er ging in die Welt hinaus, er wurde versucht, er kämpfte und siegte, er wählte sich Freunde, er wählte sich einen Wirkungskreis, er fühlte Freude und Schmerz von der edelsten menschlichen Art, er arbeitete unaufhörlich für sein Werk, für seinen Auftrag, für sein Reich, er opferte dafür Alles und endlich auch sein Leben, denn er litt und starb, wie jeder andere Mensch, aber er besiegte auch den Tod, so wie er es nur thun konnte. Und auf diese Weise alles Wesentliche im menschlichen Leben durchgehend, hat er auch dies Alles mit belebender und befreiender Kraft durchdrungen. Und gerade deshalb, weil Jesus von jedem Menschen aufgenommen werden und in jedem Menschen aufleben kann, gerade deshalb kann die ganze Menschheit das Ebenbild Christi oder Gottes, zu welchem sie, sowie jeder einzelne Mensch, erschaffen ist, aufnehmen.

16.

Das Dogma von Christi stellvertretender Gerechtigkeit (Christi Verdienst oder Genugthuung) und seiner Zurechnung (Rechtfertigung) hängt hiermit allzunahe zusammen, als daß ich hier eine nähere Betrachtung desselben unterlassen könnte. Dieses Dogma ist von Denkern und Nichtdenkern so oft gemishandelt worden, und ich selbst habe soviel Leid davon gehabt, daß ich dem Wunsch nicht

widerstehen kann, zu sagen, wie dieses Leid gehoben und dieses schwere Dogma mir klar und lieb geworden ist.

Strauß hat, wie manche Andere, dasselbe in seiner härtesten, unzugänglichsten Form aufgefaßt und es damit aus dem Gebiet der Vernunft ausgestoßen. Wir wollen sehen, ob es nicht mittelst einer vernünftigen Erklärung darin aufgenommen werden kann und muß. Und wenn das Beispiel, welches wir dabei benutzen, in mannichfacher Beziehung unvollkommen und hinkend ist, so muß man dies wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes und wegen der leichten Verständlichkeit dieses Beispiels übersehen.

Man sagt gewöhnlich: — „Wenn A. die Arbeit B's. verrichtet und dessen Pflichten statt seiner erfüllt, so kann das B's Verdienst nicht sein und B. kann dadurch nicht von seiner Verbindlichkeit befreit werden!"

Es kommt darauf an, wie man die Sache auffaßt. Denn wenn B. durch A's Bemühungen seiner Verbindlichkeit entledigt worden ist, so muß er auch dafür gehalten und A's Verdienst ihm zugerechnet werden. Betrachten wir die Sache einmal so:

B. ist in Unordnungen verfallen und hat endlich seines Vaters Haus verlassen. Weit davon entfernt ist er in die Sklaverei eines bösen Herrn (wir können denselben ebenso gut Satan oder den Vater der Lüge nennen) und dadurch in mancherlei Elend gerathen. Der Vater A. hat sich jedoch durch die Veränderung seines Sohnes nicht verändert. Das Herz des Vaters ist dasselbe geblieben, allein das Herz und der Wille des Sohnes müssen sich ändern, wenn Vater und Sohn wieder vereinigt (versöhnt) werden sollen und der Sohn in das Haus des Vaters zurückkehren soll. Darum geht der Vater aus, seinen Sohn zu suchen, und um sich ihm nähern zu können, nimmt er die Gestalt eines Dieners an. A. wird nun im Aeußern ein Diener wie B. Er theilt seine

elende Lage, hilft ihm bei seiner Arbeit, pflegt ihn in seinem Elend, trägt an seiner Stelle die Mishandlungen des bösen Herrn, und bei dem Allen stärkt und belebt er seinen Sohn unaufhörlich durch seine Liebe, sein Beispiel, seine Belehrungen, seine Kraft und seine Güte. Der Sohn B. fühlt endlich diesen Einfluß. A's Liebe erweckt die seinige. Die Liebe macht seinen Willen gut und er will thun, was A. will. A's Kraft stärkt B's Kraft, und der Letztere richtet sich allmälig aus seinem Zustand der Versunkenheit empor, wie ein neuer Mensch. Der alte B. ist gleichsam todt; ein anderer A. ist in ihm erstanden. Gemeinschaftlich mit A. oder richtiger durch A. arbeitet nun B. so kräftig, daß er seine Befreiung aus dem Dienst des bösen Herrn erhält. Freigelassen verläßt er die Sklaverei, folgt dem A. ins Vaterhaus und der liebreiche Vater kann dort seinen wiedergewonnenen Sohn wieder aufnehmen und in den Kreis seiner Auserwählten einführen. A's Rechtfertigung hat also B. gerechtfertigt d. i. ihn gerecht macht. A's Handeln ist die Genugthuung für B. A's Verdienst ist in der Wirklichkeit B's Verdienst geworden. Der Vater hat durch seine Arbeit und sein Leiden den Sohn losgekauft und ihn frei gemacht. So füllt die Liebe den Abgrund aus, der ohne sie nicht ausgefüllt werden konnte.

Das Beispiel, welches wir hier angeführt haben, ist im Privatleben gar nicht ungewöhnlich. Aber alle einzelne Liebeswerke weisen auf das allgemeine, das ewige, auf die Quelle aller Liebesinspiration auf Erden hin, das sich der Welt offenbarte, als — — — „das Wort Fleisch ward und unter uns wohnte und wir sahen seine Herrlichkeit wie die Herrlichkeit eines einzigen Sohnes voll von Gnade und Wahrheit, und von seiner Fülle haben wir Alle erhalten", als — — „G o t t i n C h r i s t o d i e W e l t m i t s i c h s e l b s t v e r s ö h n t e".

Wir haben den prophetischen Glauben der Vorzeit

erwähnt, daß Gott persönlich sich auf Erden offenbaren würde. Spricht sich darin nicht das Bewußtsein der Menschheit ihres ewigen Verhältnisses zu Gott und ihres organischen Zusammenhanges mit ihm aus? — Gottes persönliche Menschwerdung oder Incarnation ist nämlich ein nothwendiges Moment in seiner Erziehung und Entwickelung des Menschengeschlechts, das er dadurch zum höchsten geistigen Leben erhebt. Diese erstere wäre ebensowol eingetreten, wenn das Menschengeschlecht in gerader Richtung fortgeschritten wäre, als so, wo es sich auf Abwege verirrt hatte; nur mit dem Unterschied, daß sich in dem ersteren Fall die Fülle Gottes in Glückseligkeit und nicht in Leiden offenbart haben würde. In jedem Fall ist wol die organische Ordnung der Entwickelung des Menschengeschlechts immer dieselbe. Christus ist die Blüte des Menschengeschlechts (des Menschen Sohn) eben so, wie er von Ewigkeit her Gottes Wort (Logos, Vernunft), Gottes Sohn ist. Der Grund dieser Verschmelzung Gottes mit seinem Geschöpf, dieses Eingehens in sein Kind liegt in der Innigkeit und Liebe seines Wesens. Es ist ein Bedürfniß seines Herzens, sich uns ganz zu geben. Aber wir sind Sünder. Nun wohl! Er hat die Gestalt und die Verhältnisse eines Sünders angenommen, um uns näher zu kommen, um unser zu werden.

Warum trat „die Fülle Gottes" so spät in die Geschichte der Erde ein? — Das ist eine Frage, die sicher schon oft gethan worden ist; auch von mir. Ich habe die Antwort beim Nachdenken über die Gesetze für alle organische Entwickelungen gefunden, nach denen der Organismus seine äußeren Theile und seine vorbereitenden Organe ausbildet, bevor sein innerstes und höchstes, bisher im Verborgnen wirkendes Leben ans Licht hervortritt, wie Blüte und Frucht. Das ist bei dem ewigen Weltbaum nicht anders, als bei der kleinsten Pflanze auf der Erde. In Allem ist dieselbe Ordnung, denn in

Allem ist dieselbe Vernunft. Als die Welt reif war zum Empfang Gottes, „als die Zeit erfüllt war" — kam Er!

Was vielen Menschen das rechte Begreifen der Versöhnungslehre schwierig macht, ist, glaube ich:

Einestheils die Neigung, den ganzen Fall wie eine bloße äußere Unordnung zu betrachten, der durch äußere Mittel abgeholfen werden kann, oder auch als eine nothwendige Folge des Schöpfungsactes selbst, nach welchem die Beschränkung ein Begriff, ein nothwendiger Theil alles Erschaffenen ist, der ein nothwendiges Uebel und blos durch die Erleuchtung und Erweiterung der Vernunft zu beseitigen ist. Allein der Fehler oder der Fall liegt in dem Willen des Menschen selbst. Die Verdunkelung der menschlichen Vernunft und die Verwirrung im menschlichen Leben sind blos natürliche Folgen davon. Und es ist vor allen Dingen das Herz, der Wille, das Innerste des Menschen, was ergriffen und aufgerichtet werden muß, wenn der ganze Mensch erhoben werden soll.

Anderntheils die Ansicht, daß die Versöhnung ein Zurückführen zu dem ersten Zustand der Unschuld sein soll.

Dann würde man aber mit Recht fragen:

Sollte denn die Arbeit und Ausbildung des Menschengeschlechts hier auf der Erde, dieser ganze, lange, mühevolle Lauf durch Jahrtausende nicht einen Zweck haben?

Hierauf dürfte in Uebereinstimmung mit den Lehren der Vernunft und der Offenbarung zu antworten sein, daß Ausbildung die Grundlage des Lebens und der Menschennatur ist und daß demgemäß der Mensch stets bestimmt ist, aus dem Kindheitsparadies der Unschuld zu treten, aber — hinauf, in ein höheres, ebenso reines Paradies, nicht — hinab in eine Region, in welcher er abgewendet von Gott den

Anblick seines Angesichts und die unmittelbare Leitung seines Lichtes verlieren müßte.

Zwei Söhne eines guten Vaters können beide sich zu Männern und Weltbürgern entwickeln, aber der Eine auf dem Weg der Tugend, der Andere auf dem Weg des Irrthums, der Eine in der rechten, der Andere in der falschen Richtung. Und der Letztere könnte in seiner falschen Richtung ganz verloren gehen, wenn ihn der Vater in seiner Liebe nicht suchte und zurückriefe. In der Geschichte dieses letzterwähnten Sohnes haben wir die Geschichte der Menschen oder — — der Menschheit.

Wir erinnern hier an die organische Einheit und den Zusammenhang des Menschengeschlechts.

Und dieser Beruf, dieser sichtbar gemachte Versöhnungsact — lasset es uns nochmals aussprechen — er offenbart sich nicht durch irgend einen einzelnen Lebensmoment des Erlösers, sondern durch alle seine Lebensmomente. Er hat uns erlöst, er hat uns losgekauft, sowol durch seine Geburt, wie durch seinen Tod, durch seine Kämpfe und durch seinen Sieg, durch seine Leiden und durch seine Verklärung, durch seine Erniedrigung und durch seine Wiedererhöhung, durch seine Wunder und durch seine Worte, kurz durch alle Wohlthaten, die er uns erwiesen hat; denn sie haben den Unterschied zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und dem Menschen aufgehoben, sie haben Gott in der Menschheit und die Menschheit in Gott verklärt. Und diese Versöhnung wird durch die Menschheit vollendet, wenn sich dieselbe durch Christus zu Gott führen läßt.

Diese Macht Christi spricht unser Glaubensbekenntniß aus, wenn es in seiner orientalischen Redeweise sagt:

„Christus sitzet zur Rechten Gottes.“

Der Ausdruck „zur rechten Hand sitzen“ bedeutet gegenwärtig, wie in früheren Zeiten soviel, als den vornehmsten Platz innehaben. Der Ausdruck „die rechte Hand Jemandes sein“ bedeutet soviel als Derjenige sein,

durch welchen Jemand vorzüglich handelt. Der Ausdruck, daß Christus nach Vollendung seines Werkes auf Erden „zur Rechten Gottes sitzt", bedeutet also ganz einfach, daß Gott nach seiner Offenbarung in Christus durch Christus oder als Christus mächtig auf Erden ist. Denn durch Christus zieht Gott die Menschen an sich.

17.

„In Christus wohnte alle Fülle der Gottheit körperlich."

Das ist das Leben und der Grund des Christenthums, der herrliche Grund, der alle Abgründe des Erdenlebens ausfüllt und erleuchtet, der Alles ordnet, versöhnt, verklärt, jedes einzelne Leben und das ganze Leben — der Grund zum Reich Gottes.

Die Gesetze, welche Gottes Gedanken auf Erden aussprechen, die starken Sehnen der Gesellschaft, an welchen diese sich festhält, erhalten erst im Christenthum ihre rechte Erklärung. Denn Christus, der gekommen war, „nicht um aufzulösen, sondern zu vollenden", bestätigte diese Gesetze in ihrer wesentlichen Wahrheit als Körper und Ausdruck eines heiligen, unsterblichen Geistes. Er vollendete dadurch, daß er diesen Geist auf Erden zum höheren Leben entwickelte und damit neues Leben in alle Glieder des Körpers goß. Und dieser Geist, diese Seele des Lebens, „o Liebe, die eine Welt in treuen Armen hält", ewige Mutter, deren Auge sich nie schließt, deren Muth nie sinkt, deren Sorgfalt nie nachläßt, heilige Menschenliebe, auch du empfingst erst von Christus deine rechte Kraft, dein wahres Leben auf Erden, denn „die Liebe zu Gott ist die Quelle der Liebe zu dem Nächsten",

und diese letztere empfing ihr pulsirendes Leben nicht eher, als bis Gott selbst als die höchste Liebe offenbar wurde. Hier ist die Kraft und die Lebensquelle der Menschen. Deshalb sagt auch der Erlöser:

„Wer dürstet, der komme zu mir und trinke, und das Wasser, das ich ihm reiche, soll ihm eine Quelle mit springendem Wasser zum ewigen Leben werden."

So ist es. Gott befiehlt Heiligkeit, Liebe, Barmherzigkeit, und er selbst ist Alles, was er befiehlt. Darum heißt es auch: — „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Aber wir können Gottes Willen in aller Ewigkeit nicht erfüllen, wenn Gott nicht wesentlich in uns lebt und wirkt. Darum gibt er sich uns in Jesus Christus. In Gott — dem Herzen des Versöhners können alle Menschenherzen erneut und in heiliger Gemeinschaft vereint werden.

Der Mensch wird in Christus (wie Petrus sagt) der Natur Gottes theilhaftig.

Das strenge Gesetz: „Du mußt" bleibt in Ewigkeit, und gleichwol ist es aufgehoben und in Jesu liebevolle Worte: „Folgt mir!" verwandelt.

— „Folgt mir!" — Dieser Ruf durchdringt Jesu ganzes Leben und ganze Lehre. Er ergeht an Alle. Der Mensch soll ihm folgen, die Völker sollen ihm folgen, die Weltgeschichte ebenfalls — — — wohin? — Zur Befreiung, zur Vervollkommnung in jeder Beziehung, zum Himmel, zu — Gott! Alles soll ihm dahin folgen, das Aeußere, wie das Innere. Tiefe ruft hier der Tiefe. Und dennoch erklingt es auch dem kindlichsten Gemüth so klar und faßlich, dieses einfache: — „Folgt mir!"

Das ist das Gepräge der Göttlichkeit.

Aber nochmals — nur Gottes Liebe kann der Liebe der Menschen das rechte Leben geben. Erst wenn diese Liebe in Christus „Gott über Alles lieben" kann, erst

dann wird es ihr möglich sein (in Gott) „den Nächsten wie sich selbst" zu lieben und diese Liebe mit Weisheit anzuwenden, im kleinen wie im großen Leben. Erst seitdem Gott in Christo zur Erde herabgestiegen ist, um dieselbe zum Himmel zu erheben, kann dieselbe recht davon erfaßt werden und den Liebesruf aus der Höhe (dem Ewigkeitsruf): — „Kommet zu mir!" — folgen.

„Wenn ich von der Erde erhoben sein werde, werde ich Alle zu mir ziehen."*)

18.

Gesagt sind nun die Worte, welche wir hier sagen wollten; zurückgelegt ist der Weg, den wir hier gehen wollten. Aber noch einen Augenblick lasset mich verweilen, anbetend verweilen vor dem höchsten Mysterium des Lebens, vor dem höchsten Licht, der einzigen frischen, ewig sprudelnden Quelle des Trostes, der Freude und der Belebung, der Quelle des ewigen Lebens! Lasset mich hier noch stehen bleiben und aufblicken zu dem Wundervollen, wie die Menschheit seit Jahrhunderten zu ihm aufgeblickt und versucht hat, seinen Namen in allen Sprachen des Gedankens und des Begriffes auszusprechen. Ach — wenn die Zungen bei den Namen des Unergründlichen stottern und stammeln, so ist es wol verzeihlich. Wichtiger als seinen Namen zu nennen (so sagt er selbst) ist in jedem Falle, seinen Willen zu erfüllen und seinen Geboten zu folgen. Einst, wenn alle seine Jünger „von allen Geschlechtern und Völkern und

*) Joh. 12, 32.

Sprachen"*) vor seinem Thron versammelt stehen, und ihn sehen, wie er ist, Angesicht gegen Angesicht, und die Bänder der Zungen durch die Freude der vollkommenen Wahrheit gelöst sind, dann werden alle, jetzt getrennten Stimmen sich vereinigen und zusammenklingen in einem harmonischen Lobgesang zu seinem Preis!

— „Es sind viele Stimmen in der Welt" — sagt Paulus — „und keine von ihnen ist undeutlich." — Ja, es sind viele Stimmen, die von dem großen und gütigen Schöpfer zeugen, aber eine tönt durch dieselben alle und übertönt alle dieselben, ebenso lieblich, als stark — die der ewigen Liebe! Und auf alle Zeugnisse achtend, die seit dem Beginn der Welt von Gott und seiner Schöpfung gesprochen haben, und alle dieselben in ihrem besten Sinn, in dem Wort der Wahrheit erfassend, die in allen lebt, kehre ich zu dem Brennpunkt dieser zerstreuten Offenbarungen zurück, zu dem Licht der Welt, in welchem sie alle ihre rechte Erklärung empfangen, und erkenne und bekenne, daß „alle Verheißungen Gottes Ja und Amen in Christo sind, Gott zur Ehre durch uns"; und daß ich keinen andern Weg, keine andere Wahrheit, kein anderes Leben, als „Jesus Christus heute und gestern, morgen und in alle Ewigkeit" kenne. Denn Alles ist durch ihn und für ihn geschaffen. Und er ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben".**) Ihm sei Preis in Ewigkeit! Amen!

Und in diesem Bekenntniß will ich leben und sterben.

---

*) Offenbar. Joh. Cap. 7. V. 9.
**) Joh. 1. Brief. Cap. 5. V. 20.

Wie unendlich Vieles wäre noch zu sagen. Genöthigt, mich hier hauptsächlich an den Mittelpunkt der christlichen Lehre zu halten, habe ich viele wichtige Lehren, die damit zusammenhängen und den ganzen unendlichen Reichthum ihrer Anwendung auf alle Richtungen des irdischen Lebens bei Seite lassen (oder blos flüchtig berühren) müssen. Meine Seele ist übervoll davon und vermag es doch nicht zu fassen, wenn ich auch hundert Jahre lebte! Doch könnte ich auch jetzt nicht leben ohne die Hoffnung, etwas von der unaussprechlichen Glückseligkeit mitzutheilen, die ich durch das Heraustreten aus chaotischer Finsterniß zum Licht in Gottes Gnade und Liebeslehre, zum bessern Verständniß seiner heiligen Ordnung in der Weltregierung empfunden habe. Ich möchte nicht leben ohne die Hoffnung, auch Andern einmal den Chor von leisen „Friedensstimmen" vernehmen zu lassen, der vor meinem Ohr alle Mistöne des Herzens und des Lebens übertönt und beider gebundene Harmonien löst. Nein, ohne diese Hoffnung möchte ich nicht leben. Und auf diesen Gegenstand muß ich noch zurückkommen, wenn auch mein letztes Wort darüber erst gesprochen wird, nachdem ich meinen letzten Seufzer auf Erden ausgeathmet habe und dieses klopfende unruhige Herz — still geworden ist.

Ein einziges Wort habe ich noch hinzuzufügen: — Meine Fehler, meine großen Schwächen und Mängel bei der Behandlung eines so hohen und heiligen Gegenstandes verzeiht mir, meine Nebenmenschen! Und verzeihe auch du mir, mein und ihr großer, gütiger Vater!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.